DAS WORT

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT

Redaktion:
Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 10 Oktober 1938

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

INHALT

Prosa und Lyrik:

Manfred Georg: Der Marsch durch die Stadt 3
Hans Marchwitza: Vor Teruel 7
F. C. Weißkopf: Das goldene Äpfelchen 12
Kurt Kersten: Deutsche Freiwillige im Kampf für Sklavenbefreiung. . . . 17
Walter Hugo Schenk: Gut bürgerliches Träumchen 24
Gustav Wangenheim: Zu Hause nichts Neues 25
Erika und Klaus Mann: „Zurück von Spanien“ 39
Ludwig Adam: Rast 43
Dora Wentscher: Die Milch ist eingeteilt 44
Friedrich Wolf: Einsamkeit 52
Louis Fürnberg: Festliche Kantate 62
Albin Stübs: Der Rattenfänger bei den Schildbürgern 65
Klara Blum: Weingarten im jüdischen Kolchos 74

K. S. Stanislawski 76

Übersetzungen:

Konstantin Stanislawski: Erinnerungen und Erfahrungen 78

Kulturerbe:

Ludwig Uhland 87

Essay:

Arnold Zweig: Roman, Realismus und Form 92
Walther Victor: Freideutsch 95

Kritik:

Zwei Stimmen zu einem Buch { Heinrich Mann 103
Wolf Franck 105

Pariser Kongreß der Schriftsteller:

Thomas Mann 109
Louis Aragon 110
Jean Cassou 116
Amedo Ugolini 120
Ernst Toller 122
Anna Seghers 126

Satire:

Hans Berliner: Die Räuberbande 128

An den Rand geschrieben:

Kleine deutsche Chronik — (Fritz Groß: England; Willi Verkauf: Palästina; K. K. R.: Tschechoslowakei; W. F.: Frankreich); Resolution des Schriftstellerkongresses; Herwarth Walden: Das Theater des Dritten Reichs; Rudolf Müller: Stoßseufzer der Impotenz; G. Bodner: Die freiwillige Leserschaft; Kniga: Der Buchhändler im neuen Reich; H. Werth: Deutscher Sozialismus eines Dichters; w.: Soldat und Buch; h.wh.: „Ausrichtung der Kultur“; Th.: Die großen Deutschen im Bild; Germanicus: Ich schnitzt es gern in alte Runen ein; A. B-y: Liebessitten und Gebräuche der Nazi; Georgi: Selbstbestimmung; M.: Sprachpflege ein Gebot der Stunde; K. A.: Eine Schändung Shakespeares; few: Der gewisse Herr Zischka; W. St.; Das „Ehrenmal“; Bela Balazs: Von alten und jungen Frauen; B. B.: Aserbeidshanische Musik; -ny: Zwei Anekdoten; Zu unsern Beiträgen. . . . . 134—156

Antifaschistische Publizistik 157

DER MARSCH DURCH DIE STADT

von

Manfred Georg

Die Gefängniszelle stank. Das ganze Gefängnis stank. „Was brauchen dies Schweine frische Hemden?" hatte der Oberst Carillo den alten Magazineur angefahren, als dieser, wie er es aus den Zeiten gewohnt war, da das Gebäude als eine zivile Strafanstalt fungierte, am Zweiwochenende danach gefragt hatte. „Hemden! Für diese Hochverräter? Sie machen sich ja doch nur hinein, ehe man sie in den Hof führt. Erst neulich hat uns ein Kerl die ganze Treppe vollgekotzt, als er zum Erschießen geschleppt wurde. Nein, Louis, das können wir uns sparen."

Carillo winkte dem Alten: „Abtreten!" Dann lehnte er sich genießerisch zurück. Nahm einen Schluck vom cordobanischen Roten, der wie gezuckerter Samt schmeckte und strich den Posten für Wäsche aus dem Gefängnisbudget. Zusammen mit dem auf ein Minimum an Kost reduzierten Essen und den von ihm willkürlich gekürzten, an sich schon geringen Löhnen für die verrichtete Arbeit der Sträflinge ergab das bereits einen ganz schönen Gewinn für die eigene Tasche. Carillo hatte diese Kniffe in der tetuaner Garnison gelernt, in die er nach dem Sturz Riveras versetzt worden war.

Schon einmal war er hier oben im Baskenland gewesen. Er hatte dieses Volk nie geliebt. Aus einer castilischen Familie stammend, die bei Toledo riesige Güter besaß, war ihm das sparsame, fromme Volk von Bauern und Fischern innerlich zuwider gewesen. Und seine baskischen Rekruten und Unteroffiziere hatten wiederum die Art, wie Carillo hier in Bilbao ein Spieler- und Hurenleben führte, mit unfreundlichen Augen angesehen. Er besaß keinen Respekt bei der Truppe und so war es zu jenem Zwischenfall gekommen, bei dem er einen aufsässigen Jäger vom Gebirgsregiment „aus Gründen der Disziplin" niedergestochen hatte. Es hatte ein Verfahren gegeben, aber man hatte ihn nur versetzt. Carillo, statt dankbar zu sein, hatte wutschäumend darüber, daß er in dem heißen Tetuan mit seinem Herdengeruch und orientalischen Kleinstadtlärm Fourage-Offizier spielen mußte, von Anfang an an der Konspiration gegen die madrider Regierung teilgenommen und war

mit den ersten Truppen über die Meerenge nach Algeciras verschifft worden. Nun saß er hier, in seiner alten Garnison. Man hatte ihn, da er Baskisch konnte, zum Gefängnisdirektor und obersten Untersuchungsrichter nach dem Einzug in die rauchende Stadt gemacht. Er hatte auch ein gutes Gedächtnis. Er erinnerte sich, welcher Gastwirt und welcher Händler ihm damals keinen Kredit gegeben hatte, und die ganze Familie der schönen Renda, die das Mädchen vor seinen Attacken landeinwärts ins Gebirge geschickt hatte, saß jetzt bei ihm im Gefängnis. Von den drei Brüdern abgesehen. Zwei von ihnen waren bei der Verteidigung der Stadt gefallen, der dritte war am Abend nach Carillos Amtsantritt wegen „Widerstand" erschossen worden.

Das Gefängnis stank. Die Zellen waren überfüllt. In manchen hatten die Insassen einen Turnus einrichten müssen für die, die schliefen und die, die in dieser Zeit in der Ecke standen. Denn es war nicht für alle Platz, sich auf dem Boden auszustrecken.

Manchmal wurde es zeitweise leerer. Wenn in der Nacht die Soldaten mit den Listen kamen und die zum Tode Verurteilten aussonderten. Dann aber wurden bald neue Sträflinge eingeliefert. Burschen, mager wie verhungernde Ziegen und den ganzen Lehm der verregneten Wälder in Haar und Kleidern. Das waren Flüchtlinge, die die Italiener mit ihren Scheinwerfern in den Schlupflöchern der Berge aufgestöbert hatten. Und in letzter Zeit kamen auffällig viel Faschisten dazu, junge Leute aus den Phalangen, die erzählten, daß sie auf die Kunde von der Einkerkerung Hedillos gemeutert hätten. Es waren meist Leute aus der Provinz Galicia, und sie hatten noch das Entsetzen in den Augen, das darin aufgesprungen war, als sie die Niedermetzelung ihrer Führer hatten mitansehen müssen.

Die Bohnensuppen wurden immer dünner, das Brot roch schimmelig, das Wasser in den Zinnkannen war schal und bisweilen schwammen Fliegen darin. Zum Fenster durfte man nicht. Sofort scholl der Ruf der Hofwache herauf, und als der alte Bretta, ehemaliger Bürgermeister eines Dorfes bei La Coruna, die Gier nach einem Atemzug frischer Luft nicht mehr beherrschen konnte, riß ihm eine Kugel die linke Wange vom Mund zum Ohr auf. Er starb daran, weil niemand ein sauberes Tuch hatte und Carillo die Überführung ins Lazarett ablehnte. Andere starben an Entkräftung, wieder welche bekamen von der Unsauberkeit und dem schlechten Essen feuchte Ausschläge, steckten die andern an; und als man den Bauern Queiro zwei Tage nach seinem Tod nicht aus der Zelle holte, gab es einen Aufstand des Wahnsinns, der sich blitzartig über das ganze Gefängnis verbreitete. Carillo ließ die Wasserhähne andrehen und setzte die Zellen, die er erreichen konnte, unter Wasser. Etwa zwanzig Insassen wurden in die Kasematten geschlossen, Mauerlöcher, in denen sie im Wasser standen und aus denen sie nur als Wracks herauskamen.

Ja, Carillo hatte es nicht leicht. Er blätterte im Kalender. Und stutzte. Wahrhaftig, saß er jetzt schon ein Jahr hier? Übermorgen war der Tag des Einzugs der Franco-Truppen und „Schwarzen Pfeile". Auf drei bis vier Wochen

hatte er damals die weitere Dauer des Krieges berechnet. Aber kein Ende schien abzusehen. Er brummte wütend vor sich hin, als er ins Stadtkasino zum abendlichen Spielchen ging.

Auch im Kasino sprach man über das Datum. Der Fliegerleutnant Kramer von der achten deutschen Flugstaffel erzählte Geschichten aus seinen Kämpfen mit den Republikanern und schlug vor, zur Feier des Jahrestages eine große Parade der deutschen und italienischen Apparate zu veranstalten, mit einem geflogenen Hakenkreuz am Schluß.

„Nein, danke", sagte der Stadtkommandant Torresino, „unser Programm ist schon fertig. Um 10 Uhr früh Messe im Freien, dann Parade, dann Einweihung des Denkmals für den General Mola, am Abend großer Ball hier."

Man erwiderte nichts. Aber Torresino merkte, daß man etwas Besonderes erwartet hatte. Plötzlich tauchte in Varillos verqualmtem Hirn eine ehrgeizige Idee auf. Er erhob sich täppisch und schlug an sein Glas. „Darf ich Ihnen, meine Herren, noch etwas vorschlagen? Es kostet kein Geld. Dabei ist es wirklich ganz besonders mit diesem freudigen Tage verbunden. Und es ist zugleich pädagogisch! Lehrreich für unsere Bevölkerung. Und sie kann Belehrung brauchen. Ist sie doch störrisch wie Stiere."

„Also was?" unterbrach ihn Torresino ungeduldig.

„Wir machen einen Zug der Gefangenen durch die Stadt. Das wird den Leuten ins Gedächtnis zurückrufen, von wem wir sie befreit haben. Einen kleinen lehrreichen Triumphzug, meine Herren — das macht Eindruck!"

„Ausgezeichnet!" rief Torresino und die anderen stimmten ihm bei. Carillo setzte sich geschmeichelt. Man trank ihm zu.

In langen Artikeln setzten die Lokalblätter der Bevölkerung das Programm des „Jahrestages der Befreiung von den roten Mordbrennern" auseinander. Die phalangistischen Lokalorganisationen schmückten die Straßen, und vor eine Anzahl in Trümmer geschossener Häuser wurden Bretterwände gezogen. Große Fahnendekorationen in den francistischen, deutschen und italienischen Farben bekränzten als Rosetten oder Girlanden die öffentlichen und privaten Gebäude. Auf dem Hauptplatz war ein Altar errichtet, und das deutsche Konsulat hatte seine Front mit den bunten Glühlämpchen behangen, die es sonst nur an den Weihnachtsabenden und Hitlers Geburtstag verwandte.

Unter den Gefangenen hatte die Ankündigung des Marschs durch die Stadt furchtbare Erregung hervorgerufen. „Lieber lasse ich mich auf der Stelle erschießen!" schwor der junge Antonio. „Wir sind doch nicht die Clowns der Herren!" fügte der ehemalige Abgeordnete Fernandez hinzu. In der Zelle, in der sich der Bergarbeiter Juan Testa befand, und die auf jene geheimnisvolle Art, wie sie nur in politischen Gefängnissen wirksam ist, zu der führenden Zelle geworden war, von der alle Nachrichten und Ratschläge ausgingen, sprach alles durcheinander. Die Meinungen waren geteilt.

Juan Testa hörte sich das alles an. Dann strich er seinen grauen Schnurrbart und sagte nur: „Wir gehen!"

In der darauffolgenden Nacht klopfte es so viel von Zelle zu Zelle, daß die Wachen unruhig wurden, brüllten und drohten.

Strahlend war die Sonne, die am „Jahrestag" über die Plätze und Straßen Bilbaos schien. Dicht stand die Bevölkerung rechts und links von den Fahrdämmen, und die Tribünen gegenüber dem Altar blitzten von Uniformen. Zwischen ihnen und dem celebrierenden Bischof hindurch dröhnte metallisch die Parade.

Und dann kam der „Clou": vom Gefängnis nahte die Prozession der Gefangenen. Die Massen recht und links waren genau instruiert worden. Sowie der Zug in die zu den Tribünen führende Hauptallee einbog, sollte das Rufen beginnen. Jeder Block hatte besondere Rufe bekommen: Mordgesellen, Kirchenschänder, rote Lumpen, Vaterlandsverräter und so fort.

Bewacht von Phalangisten mit schußbereiten Gewehren, schlurfte der Trupp näher. „Wie aus Fidelio", raunte der Hauptmann Lothar dem General Burghauser zu, holte sich aber nur ein unwilliges Stirnrunzeln mit dieser Bemerkung: „Ihre Vergleiche verstehe ich nicht!" Lothar wurde rot. Wahrhaftig, er hatte Pizarro vergessen.

Wie es gekommen war, blieb unbekannt. Aber jedenfalls ging die Zellengruppe mit Juan Testa an der Spitze. Die beiden Hiebwunden auf seiner Stirn leuchteten. Er schien ein Riese, wenn man die andern neben ihm sah. Verhungert, krank, mit Schwären bedeckt, Haar und Bart scheußlich verwildert, schlichen, humpelten, hinkten sie dahin. Eine Wolke des Elends schien von ihnen aufzusteigen. So ging es denen, die sich dem Siegesmarsch des Faschismus widersetzten ... hier war es offenbar.

Eine Totenstille lagerte über dem Platz. Carillo horchte und sah nach der Uhr. Jetzt war es Zeit für die spontane Volkskundgebung. Er atmete erleichtert auf. Da erhoben sich schon die Stimmen ...

Es war zuerst eine Frauenstimme. Eine einzelne. Sie stieg schrill hinan: „Es lebe die Republik! Nieder mit Franco! Nieder mit den Fremden!"

Torresino zuckte hoch. Aber es war, als sei plötzlich ein Bann gebrochen. Tausende von Rufen erschollen. Die Menge schien in einem einzigen Taumel: „Nieder mit den Faschisten! Es lebe die freie baskische Volksrepublik! Nieder mit den Diktatoren!"

„Schöne Bescherung!" knurrte Bughauser zu dem italienischen General Carducci.

In diesem Augenblick erhob Testa den Arm. Und aus tausend brüchigen Stimmen erscholl aus dem Zug der Gefangenen die Internationale. Die Verkrüppelten reckten ihre Armstümpfe, die Zerfetzten hoben ihre bleichen Gesichter zum Himmel die Einbeinigen versuchten im Takt daherzustampfen und — die Menge war plötzlich wieder still, um diesem Gesang freie Bahn zu geben. Krebsrot winkte Torresino einem Adjutanten. Dieser preschte an den Zug:

„Aufhören oder es wird geschossen!“
Testa aber ging singend weiter. Und mit ihm gingen die Tausende aus den Kerkern. Und jetzt sang auch die Menge auf den Dächern und Balkonen. Viele, die nur die Melodie mitschrien, wußten gar nicht, was sie sangen — aber es war für sie plötzlich ein Kampflied gegen die Eroberer ihres Landes, gegen die Fremden.
Die Soldaten hieben und schossen auf die Marschierenden ein. Das Pflaster wurde rot von Blut. Testa fiel als erster. Mit ihm waren es dreihundertzwanzig Tote. Die Feier des Jahrestags war mißglückt. Carillo wurde an die Front versetzt und fiel bei Teruel.

VOR TERUEL

von

Hans Marchwitza

Dunstig und undurchsichtig breitete sich das Vorfeld aus.
Die beiden Engländer, Joe und Tommy, waren, besorgt, die anderen könnten in der Wachsamkeit nachlassen, seit Stunden auf der Böschung geblieben.
Huber, der Bayer, kam mit ein paar anderen von einer Patrouile zurück: „Vorn ist alles totenstill!“
„Weißt du noch, in Paris?“ sagte Grabe zu dem schweigsamen Brack. „Ich hatte mich schon eingeschrieben gehabt, und dann kamst du . . .“ Sie träumten das Vergangene noch einmal nach.
Gegen vier Uhr erschien Schmidt, der die Maschinengewehrkompagnie führte: „Wer ist alles hier?“
Die Zugführer meldeten ihre Leute.
Schmidt ging wieder fort.
Es fiel kein Schuß mehr.
„Ein Elend diese Kälte!“ sagte Grabe und nahm eine zweite Decke um die Schultern.
Schmidt tauchte wieder auf: „Wir rücken gleich vor!“ Er wandte sich an einen hageren Berliner: „Du übernimmst die Leute von der Ersten, Max, und ziehst nach links oberhalb vom Kreuz! Alles andere macht sich rechts heraus! Eilt euch!“
Der Hohlweg wurde lebendig. Alles griff nach den Sachen. Grabe rief Brack zu: „Wir bleiben möglichst beisammen!“
Brack verspürte wieder etwas von der alten Beklemmung, aber die anderen

eilten bereits nach vorn und so setzte er sich hinter ihnen in Bewegung. Sie erkletterten die Böschung, mußten sich aber rasch hinwerfen, denn es begann vom Berg her zu knattern. Der Berliner rannte geduckt weiter, dorthin, wo sich die Gruppen ballten.

Von Kugeln umsaust, riß und zerrte Brack an dem steinigen Boden, um etwas Schutz vor seinen Kopf zu bauen; unheimliche Peitschenschläge knallten um ihn herum. Er blickte sekundenlang in das Gesicht des Bayern, der neben ihm lag. Es war hart, verbissen, aber zufrieden. Er forschte zu Grabe hinüber. Der war vor fanatischem Eifer ganz rot.

Grabe bemerkte die Blicke des Kameraden. „Denk nicht zuviel nach, Genosse!"

Vom Comenterio, dem verschanzten Friedhof, prasselte ein Feuerhagel herüber.

Jemand hinter ihnen rief heiser und erregt: „Wer liegt hier?"

Sie erkannten Franzl.

„Pack dich nur her!"

„Grad hat der Peter von der MGK eins weggekriegt. Bauchschuß!" erzählte Franzl atemlos.

Schmidt tauchte mehrere Male hinter ihnen auf. Er ging aufrecht, ohne auf den Geschoßhagel zu achten. Sie riefen ihm zu, sich zu decken, aber Schmidt winkte ab, schickte frische Mannschaften für die Maschinengewehre herauf und kam schließlich mit Hacken und Schaufeln an, die er den Liegenden hinwarf.

Über dem Cementerio wurde es licht. Emsig gruben sie Löcher.

Max stürzte geduckt aus dem Hohlweg heran: „Der Hinz ist tot! Drüben hinterm Kreuz, mit einem Spanier! Beide Kopfschüsse!"

Der Tag kam vollends herauf. Das Gewehrfeuer erstarb. Aus dem Vorfeld wuchs eine Nebelwand, und auch der Horizont bezog sich mit grauen, niedrighängenden Wolken. Es begann erst langsam und fein, dann immer dichter zu regnen. Aus dem Boden kam eine Eiseskälte, kroch, wie in der ersten Nacht, in die Füße, die Beine und den ganzen Körper herauf.

„Das ist das Unglück!" sagte Grabe außer sich. „Hier oben wird es nie richtig warm! Auch wenn die Sonne von oben noch so brennt, unten bleibst du leichenkalt. Wir haben im Moor manche Kälte erlebt, aber hier holst du dir bestimmt den Tod!" Grabe redete in der gleichen Erregung weiter. Alle paar Minuten kam es heulend durch die Luft, und gleich darauf tauchten überm Cementerio schwarze und braune Schrappnellwolken auf.

Der Bayer war ein paar Löcher weiter nach links gekrochen, wo der Hamburger und Stefan geduckt in der Erde wühlten. Auch Tommy, Joe, Richard und mehrere andere Bekannte waren dort.

Brack beobachtete das alles. Wieviel Gegensätze! Und doch fanden sie sich hier, tief drin in einem unbekannten Lande, zusammen, um einer gemeinsamen Sache zu dienen, und, wenn es sein mußte, für diese Sache zu sterben.
Auf dem Cementerio wuchsen in immer kürzeren Abständen neue, schwarze Rauchsäulen. Eisensplitter und Steinbrocken flogen schwirrend und mit häßlichem Gezisch empor. Die Faschisten liefen oben von einer Deckung in die andere, um sich vor den Granaten zu retten.

Grabes Gesicht war feuerrot. „Lange habe ich auf diesen Moment gewartet!" brummte er, als er den letzten Schuß abgefeuert hatte und sich aufgeregt wieder hinschmiß. „Als ich herfuhr, hatte ich auch mit dem Leben abgeschlossen; wenn ich aber hier eine verpaßt kriegen sollte, dann weiß ich, daß ich nicht so elend verrecke, wie mancher von uns drüben im K. Z. Hier kann ich mich wenigstens wehren!"

Es kam der Befehl, sich bereitzuhalten. Grabe schwieg. Er und Brack würgten die letzten Brocken Schinken und Brot herunter.

Die Tanks rückten vor. Der Bayer schlüpfte aus seinem Loch. Einer nach dem anderen stürzte heraus und rannte vorwärts.

Der dritte Tag! Morgendämmerung.

Grabe regte sich in seinem Loch. Er wickelte sich fester in seine Decke und versank wieder in Halbschlaf. Ulrich öffnete zwinkernd seine kurzsichtigen Augen; er blickte lange und schweigend auf den Lichtfleck, der mit den Nebelwolken rang.

Nebenan im Loch rührte sich endlich auch der Thüringer, der die ganze Nacht in Hockstellung zugebracht hatte.

Brack rief ihn an: „Pack dich doch vernünftig hin!"

Der Thüringer sah ihn mit übernächtigten Augen an: „Ich bin nicht müde!"
Grabe bewegte sich wieder; er brach ein Stück Brot ab, biß hinein, kaute, bis sein Kopf wieder vornüber schwankte. Schließlich schlief auch Brack ein. Nur Ulrich blieb wach, gewärtig, daß der Kompanieführer ihn gleich rufen würde.

Die Sonne brach durch. Der graue Berg lag offen in flutendem Licht. Grabe zuckte zusammen: vom rechten Ausläufer des Berges her knallten mehrere Schüsse. Auch Brack wurde dadurch wach. Sie starrten auf die braunen Erdaufwürfe, die in der Nacht höher geworden und sich zu einer sorgfältiger gezogenen Linie entwickelt hatten. Ab und zu flog noch ein Spaten voll Erde heraus; hingekauert, gruben die Leute unverdrossen weiter. Die Gruppen, die noch am gestrigen Tage im offenen Gelände gelegen hatten, waren jetzt in Erdlöchern verschwunden.

Brack verspürte Wärme, sagte: „Frühling!" In den wenigen Bäumen entlang der Stellung zwitscherten Vögel. Sie flogen hin und her, ließen sich, zum Greifen nahe, nieder, pickten nach den weggeworfenen Brotkrumen und stoben erst dann entsetzt davon, als ein Posten sein Gewehr abschoß. Einige

Stimmen schrien wütend: „Laßt doch zum Teufel das verfluchte Geknalle sein! Könnt ihr das bißchen Ruhe nicht vertragen?“

Der Posten brummte: „Halt die Goschn! Mir san hier net im Prater oder sonstwo, daß man mit die Spotzen spieln kann. Die drüben scherts net!“

Brack sagte aus seinen Gedanken heraus: „Wir haben heute erst den 29. Dezember. . .“

„Macht euch fertig, es scheint weiterzugehen!“ rief der Bayer. Alle suchten ihre zerstreut liegenden Sachen zusammen und begannen zu packen. Der Bayer legte fast fröhlich seinen Kram zusammen, rollte seine Decken und stopfte einige Handgranaten zu sich. Der Hamburger sah ihm untätig und mit seinem eigentümlichen Lächeln zu. Auch der Sachse zeigte wenig Aufregung. Nur Stefan sah wieder sehr bleich aus.

Aus dem Hohlweg war eine Meldung durchgegeben worden, die jeder einzelne umständlich wiederholte: „Sobald die Tanks hier sind, geht alles, was links der Straße liegt, ausgeschwärmt mit vor!“

Vorn entstand ein kurzer Streit.

„Warum nicht hinter den Tanks her?“

„Weil sich nicht alles auf der Straße zusammenballen soll!“ rief jemand heiser. Es war Stöhr.

Das Feuer wurde stärker. Brack hatte sich vorgenommen, sich davon nicht mehr beeinflussen zu lassen; aber jetzt wurde er wieder schwankend. Er hatte das Gefühl, er würde keinen Fuß rühren können, wenn das zweite Zeichen zum Vorwärtsgehen käme.

Seit einer Weile hörten sie schon das Bollern der schweren Panzerwagen. Jetzt erzitterte der Hohlweg davon.

Da war wieder die allen Lärm übertönende heisere Stimme: „Die Tanks sind da, Genossen!“

Brack zögerte noch. Da berührte seine Hand eine andere Hand, die heftig zitterte. Es war der Thüringer. Schnell schlüpfte Brack aus seinem Erdloch und rannte vor. Gewehrkugeln schlugen klingend auf den harten Boden. Er warf sich hin und preßte den Kopf auf den steinigen Grund. Ein schneller Seitenblick. Hundert Meter weiter links ballte sich eine Gruppe hinter einem weißen Häuschen zusammen. Er bemerkte einen Augenblick lang Richard, der mit den Armen fuchtelte.

Ein paar Mann keuchten heran, warfen sich hin. Grabes feuerrotes Gesicht lag neben ihm. Der andere war mit schwerem Gepäck und dem Untergestell eines MG beladen. Der Mann sah verstört um sich und schrie nach einer Weile auf. Brack sah noch, wie er mühsam zurückkroch.

Kein Strauch, kein Grasbüschel, nur der kahle, steinige Boden. Brack hörte Grabe bald hinter, bald neben sich daherkeuchen. Sie bohrten ihre Gesichter in den kalten Boden, bis die Kugeln sie zwangen, besseren Schutz zu suchen.

Der Berg flammte unter den Einschlägen der Artillerie- und Tankgeschosse; sein Beben war bis zu den Liegenden zu spüren.

Die Löcher hatten sie bereits weit hinter sich gelassen, auch das weiße Haus, von dem sich immer wieder vorwärtshastende Gestalten lösten. Einige der Vordersten hatten etwas Deckung gefunden, ein paar Steine, etwas Gras. Brack erkannte den Bayern und den kleinen Hermann, aber nach ein paar weiteren Sprüngen verlor er sie abermals aus den Augen.

Grabe kroch rot und geduusen an Brack heran. „Wir müssen vor!"

Sie liefen, hörten Hinschlagen, einen wilden Schrei, der von dem krachenden Lärm der Tanks verschlungen wurde.

Immer noch die kahle Strecke.

Brack blieb liegen; in seiner Brust brannte die Kugel. Sein Gewehr lag zerschmettert neben ihm. Er stieß erschrocken aus: „Emil!" — Grabe lief schon vor.

Abend.

Brack erhob wie betrunken den Kopf: „Kameraden!"

Gestalten schwankten über das stillgewordene Feld. „Wir holen dich, Genosse!"

Er torkelte hoch. Seine Beine waren wie tot und wollten ihn nicht tragen. Er riß sich mit neuer Gewalt empor und wankte zurück. Er kam an eine Böschung, die zur Straße hinabführte. Sie zeigte Spuren des furchtbaren Kampfes.

Drüben im Feld erklangen die Schläge und das Scharren von Hacken und Spaten. Man grub sich wieder ein.

Das Steinkreuz tauchte kahl und groß aus dem Dunkel auf. Ein einzelner Mann hockte da; das Gesicht vom Stahlhelm verdeckt. Er stand auf. Brack fragte nicht, der andere fragte nicht — er faßte ihn unter und führte ihn behutsam weg.

Jetzt sagte Brack schwer: „Wo liegen die andern?"

„Die liegen überall vorn und buddeln sich ein."

Die Stimme!

„Monet?"

„Ja, Monet!"

Der stille, blasse Saarländer aus dem dritten Gliede.

Der Mond trat kalt und weiß hervor und leuchtete ihnen durch den düsteren Schluchtweg.

Schweigsame Männer kamen mit beladenen Bahren des Weges, sahen Brack an, fragten: „Blessé?"

„Blessé!" sagte Monet. Sie verbanden Brack und legten ihn auf eine leere Bahre.

Monet ging nebenher und sagte: „Ich war mit vorn, es hat mich aber nicht so mitgenommen, wie die Geschichte mit meinem Bruder. Ich weiß nicht, ob du die Geschichte kennst?“

„Ich kenne sie nicht“, erwiderte Brack.

„Die Nazis haben ihn totgeschlagen!“

Der kleine, stille Monet trug diesen ungeheuren Schmerz in sich. Jetzt brachte er ihn schüchtern vor. Dann sagte er noch: „Und deshalb bin ich hier . . .“

DAS GOLDENE ÄPFELCHEN

von

F. C. Weiskopf

Als die Marina Kmetko, Kätnerin und Tagelöhnerin in Nizné Vrútky in der Slowakei, erfuhr, daß ihr Sohn Laco die schöne Arbeit in der kremnitzer Papierfabrik aufgegeben habe, um in das weite und unbekannte Land Spanien zu ziehen, noch dazu in einen Krieg, von dem sie noch gar nichts gehört hatte, da glaubte sie allen Ernstes, der Junge sei um den Verstand gekommen. Doch dann schickte der Laco einen Brief: ein beschriebenes Papier und zwei Bilder. Auf den Bildern waren tote Kinder zu sehen und weinende Frauen vor verbrannten Hütten. In dem Geschriebenen hieß es:

„Die Bauern hier sind so arm gewesen wie die bei uns in der Steingegend von Kysúce. Sie haben Land bekommen von der Republik, aber die Grafen wollen es ihnen nicht lassen und deshalb ist Krieg. Sie stecken die Dörfer an und erschlagen die Kinder, aber die Bauern wehren sich gut. Die Arbeiter aus den Städten helfen ihnen, und es kommen auch viele aus anderen Ländern zu Hilfe. Jetzt weißt Du, warum ich hierhergegangen bin . . .“

Als Rifkele Beschkowitz, die Tochter des Händlers in Vrútky, von der sich Marina das Schreiben vorlesen ließ, bis zu dieser Stelle gelangt war, unterbrach sie sich und sagte: „Das kann ja niemand verstehen. Er ist meschugge, euer Laco. Oder wißt ihr, was ihn das angeht?“

„Ja“, gab Marina zurück und bekam seltsam dunkle, flackernde Augen, „er denkt an seinen Vater.“ Worauf Rifkele hinauflief, weil ihr unheimlich wurde und sie nicht wollte, daß das Kind in ihrem Leib davon Schaden nehme. „Entweder hat sie das Fieber, oder ich weiß nicht was“, sagte sie zu Hirsch, ihrem Mann, und schickte ihn in den Laden. Er wog der Marina dann die zwei Pfund Salz ab, die sie haben wollte, und riet ihr, ein Senfpfla-

ster aufzulegen. „Das zieht die Hitze aus dem Blut und bringt die Gedanken in Ordnung!“

Aber Marinas Gedanken waren völlig in Ordnung. Sie dachte an Lacos Vater, ihren toten Mann. Der war auch gegen die Grafen gezogen, im neunzehner Jahr, drüben in Ungarn. Sie hatten ihn gefangen und aufgeknüpft. Damals hatte der vierzehnjährige Laco seinen Vater rächen wollen. Er war weggelaufen und erst nach einem Monat, ganz verhungert und abgerissen, zurückgekehrt.

Es stand sofort fest für Marina, daß sie dem Jungen etwas schicken müsse. Etwas Besonderes. Etwas, woran er seine Freude hätte.

Sie überlegte. Was hatte man im großen Krieg den Männern geschickt? Tabak und wollene Socken. Aber Laco rauchte nicht, und in seinen Briefen berichtete er, in Spanien sei es so heiß, daß sie alle ohne Strümpfe in Bastschuhen herumliefen. Sie versuchte, sich zu erinnern, was für Wünsche Laco gehabt hatte. Es gelang ihr nicht. Überhaupt fiel ihr das Nachdenken über solche Dinge schwer. Der Laco war als fünftes von zehn Kindern zur Welt gekommen. Zehn Kinder im Haus, der Mann in den Wäldern bei der Holzarbeit und später im Krieg, und der Acker so dürftig, daß die Kartoffelernte bestenfalls für neun Monate im Jahr reichte — wie hätte Marina da Zeit finden sollen, sich um die Wünsche und Träume der Kinder zu kümmern?

Und nach der Rückkehr von dem mißglückten Rachezug gegen die ungarischen Grafen war Laco zu einem Gazda gegangen, zu einem Bauern aus der Nachbarschaft, der Drahtenbinderjungen mit auf die „große Reise“ nahm. Seither hatte der Sohn sein eigenes Leben gelebt, war selten und immer nur auf ganz kurze Zeit nach Hause gekommen, jedesmal um einiges größer und männlicher, jedesmal dem toten Vater um etwas ähnlicher und darum dem Herzen der Mutter lieber, aber ihren Augen und Ohren fremder. Ach ja.

Zuguterletzt fiel es ihr doch ein. Sie sah in Vrútky vor dem Berschkowitz-Laden ein paar Dorfkinder stehen und die zwei Apfelsinen im Schaufenster bewundern. Da erinnerte sie sich, daß Laco, als er zum erstenmal mit ihr in der Stadt gewesen war, auch so verzaubert vor dem Laden von Leib Berschkowitz gestanden und noch lange Zeit nachher sehnsüchtig von den nie zuvor gesehenen goldenen Äpfelchen gesprochen hatte.

Ihr Entschluß war sofort gefaßt. Sie trat in den Laden und verlangte eine Apfelsine.

„Was wollt ihr?“ fragte Rifkele, die bei Marinas Erscheinen automatisch nach der Salzschaufel gegriffen hatte. Dann entsann sie sich des seltsamen Verhaltens, das Marina kürzlich an den Tag gelegt hatte, und meinte nur: „Wißt ihr auch, was das kostet?“

„Ich habe Geld“, antwortete Marina und holt aus einem aufgeknoteten Zipfel des Unterrocks die Nickel hervor. „Wieviel ist zu zahlen?“

Kopfschüttelnd brachte Rifkele die Frucht.

„Ich möchte sie eingepackt haben", sagte Marina, „in Papier und in eine feste Schachtel und gut verschnürt."

„Eingepackt und verschnürt, hat man sowas schon gehört? Ja, warum denn? Wollt ihr sie am Ende wegschicken?"

„Ja."

„Wirklich? Wohin denn?"

„Weit."

Sie achtete nicht weiter auf die Fragen von Rifkele Berschkowitz, zählte zwölf Sechser auf die Theke, nahm die Zuckerschachtel mit der Apfelsine behutsam unter den Arm und ging.

„Meschugge, ganz und gar meschugge!" murmelte Rifkele, die ihr von der Schwelle der Ladentür aus nachblickte. Das Kind im Leib regte sich. Sie spuckte dreimal aus. „Toi, toi, toi!" Dann drehte sie sich schnell um und warf die Ladentüre zu.

„Verrückt!" dachte sich auch die Postbeamtin, als Marina an den Schalter trat und bat, man möge die Schachtel zum Versand fertigmachen.

„Nach Spanien."

„Was? Nach Spanien? Und was ist drin? Obst? Das wird zur Beförderung nicht angenommen ... und überhaupt, wer wird nach Spanien Apfelsinen schicken? Dort wachsen sie doch!"

Sie schob die Schachtel zurück, schloß das Schalterfenster und kümmerte sich nicht weiter um Marina. Die blieb noch eine ganze Weile vor dem Schalter stehen. Es war nicht leicht, sich über das, was die Postbeamtin gesagt hatte, klar zu werden. Aber schließlich hatte sie alles durchdacht und begriffen und wußte auch, was sie wollte.

Sie klopfte nochmals an das Schalterfenster.

„Was gibts denn noch?" fauchte die Postbeamtin. „Ich habe doch vorhin schon erklärt, daß Postsendungen mit Obst ins Ausland nicht angenommen werden." Sie schlug das Fenster wieder zu.

Marina wartete noch eine Weile, dann ging sie zurück zum Laden von Leib Berschkowitz. Als Rifkele ihrer ansichtig wurde, wollte sie sich davonmachen, doch dann hielt die Neugier sie an ihrem Platz hinter der Theke fest. Warum Marina nochmals komme? Sie habe eine Bitte. Ob Rifkele ihr nicht einen Brief schreiben könne? An Laco, an den Jungen in Spanien.

Wieder siegte die Neugier über eine ursprüngliche Regung der Abwehr. Rifkele holte Papier und Bleistift und schrieb, was Marina dem Jungen mitzuteilen hatte:

„Lieber Sohn Laco!

Ich wollte Dir eines von den goldenen Äpfelchen schicken, die Du Dir gewünscht hast, weißt Du noch? Ich habe es bei Berschwokitz im Laden gekauft, aber auf der Post wollen sie es nicht annehmen. Auch sagen sie, es ist

unnötig, weil dort, wo Du jetzt bist, die Äpfelchen wachsen. So schicke ich Dir nur den Brief, weil Du ja auch nicht rauchst und Wollsocken keinen Zweck haben, wenn es heiß ist.

Es küßt und segnet Dich Deine Mutter Marina Kmetko von Nižné Vrútky."

„Ihr könnt es gegen Salz umtauschen oder gegen Petroleum", erklärte Rifkele, als sie zu Ende geschrieben hatte, großmütig, „Ich nehme es zurück."

Aber Marina wollte das goldene Äpfelchen behalten: „Weil es von dort kommt, wo er ist!"

Sie dankte für das Aufschreiben des Briefes und empfahl sich. Die Schachtel mit der Apfelsine hatte sie vorher in das Umhängetuch geknüpft wie einen Säugling.

Der Brief an Laco kam zurück. Er lag in einem neuen Umschlag neben einem andern Brief. In diesem teilte der Kommissar des Bataillons Masaryk mit, daß der Kamerad Laco Kmetko bei der Verteidigung einer vorgeschobenen Stellung gegen vielfache feindliche Übermacht den Tod für die Freiheit gefunden habe. ..Er ist an dem gleichen Tag gefallen, an dem Ihr Brief ankam, und wir haben ihn unter einem Baum begraben, der zweimal im Jahr goldene Äpfel trägt."

Rifkele konnte nur langsam vorlesen, sie hatte die Augen voller Wasser. „Was hat er auch hingehen müssen in den Krieg, wo er nichts zu suchen hatte?" rief sie aufgeregt schluckend, „aber so sind sie immer, eure Männer: an die Frauen und Mütter denken sie nicht!"

Marina streichelte ihr die Schulter. Man hätte meinen können, der andern sei ein Sohn gestorben und nicht ihr. „Weine nicht", sagte sie zu Rifkele, „das verstehst du nicht. Er ist dorthin gegangen, weil er an die Frauen und Kinder gedacht hat."

Sie kaufte eine Kerze. Rifkele schenkte ihr eine zweite dazu. Hirsch blieb der Mund offenstehen, als er das sah. Über dem offenen Mund schwebte, wie ein unsichtbares Wölkchen, das stumm gebliebene Gezeter über Rifkeles Verschwendung. Aber seine Frau war wie verwandelt. Sie wandte sich an ihn: „Mach den Mund zu, es regnet kein Mannah, und ich bin nicht meschugge . . . nur, du verstehst nichts, verstehst du?"

Marina klebte die Kerzen auf die Truhe, rechts und links neben ihren bunten Hochzeitsteller, auf dem der goldene Apfel lag. Abends, wenn sie von der Arbeit kam, stand sie eine Weile vor der Truhe, und in der wachsenden Dämmerung nahm die Frucht die Form eines Kinderköpfchens an. Es war seltsam: seitdem Marina von Lacos Tod erfahren hatte, konnte sie sich ganz deutlich erinnern, wie er als kleines Kind ausgesehen hatte. Auch wurde er — früher nur eines von zehn Kindern — jetzt zu dem liebsten.

Sie begann Andenken an ihn zu sammeln: seinen Kreisel, eine Peitsche, die er als Hirtenjunge gehabt hatte, und die Ledertasche, mit der er auf die

Drahtenbinderfahrten gegangen war. Sie fragte jedesmal, wenn sie nach Vrútky in den Berschkowitz-Laden kam, nach Neuigkeiten aus dem Land Spanien, wo Laco begraben lag. Rifkele hatte für sie schon die alten Zeitungen beiseitegelegt. (Sie wunderte sich manchmal über sich selbst: womit, zum Teufel gab sie sich jetzt ab! Daran waren nur Marina und ihr Laco schuld. Oder doch nicht nur sie?) Sie las Marina vor: „An allen Fronten wurde erbittert gekämpft. Barcelona erlebte gestern den siebzigsten Luftangriff. Unter den Toten befinden sich über hundert Kinder. Der Nichtinterventionsausschuß . . ."
Sie blickte von der Zeitung auf, Marina ins Gesicht, und sagte mit einer seltsam rauhen Stimme: „Weißt du, was der Nichtinterventionsausschuß ist? Das sind die englischen Herren, die dafür sorgen, daß die andern alle Waffen bekommen und deine Leut nichts. Verstehst du?"
„Ja", erwiderte Marina. Sie verstand auch, daß Rifkele nur deshalb „deine Leut" und nicht „unsere Leut" gesagt hatte, weil sie sich noch schämte. „Ja, erwiderte sie, aber zum Schluß wird es ihnen doch nichts nützen, den Herren, gegen uns. Lies weiter!"

Als Marina wieder einmal in den Laden kam, hatte Rifkele eine besondere Neuigkeit für sie: „Die Kinder aus Spanien werden weggeschafft. Man bringt sie nach Frankreich in Häuser, die man eigens für sie kauft. Das kostet viel Geld, und deshalb wird jetzt überall gesammelt, auch in Prag. Wer kein Geld hat, kann auch Sachen schicken." Sie senkte die Stimme, damit ihr Mann, der nebenan im Lager herumwirtschaftete, sie nicht höre. „Ich hab schon einen Zuckerhut geschickt." Sie lachte verschämt. „Und du, willst du nicht auch was schicken?"
Natürlich wollte Marina. Aber was? Geld hatte sie nicht, das Schwein würde erst in drei Monaten aufgemästet sein, und von ihren Sachen . . . ? Da hatte sie einen Einfall: „Ich weiß schon!"
Sie ging und kam am nächsten Tag wieder. Im Umhangtuch brachte sie Lacos Kreisel, Peitsche und Drahtenbindertasche mit. „Das schicke ich ihnen."
Rifkele fragte: „Wollen wir in die Taschen nicht noch etwas hineintun?"
„Nicht nötig. Nimm Feder und Papier, ich will ihnen etwas dazu sagen . . . Bist du so weit? . . . Also dann schreib: ‚Ich, Marina Kmetko von Nižné Vrútky, schicke euch Kindern die Sachen von meinem Sohn Laco, der in eurem Lande begraben ist, unter einem Baum, der zweimal im Jahr goldene Äpfel trägt.' Hast du alles aufgeschrieben? Ja? Dann gib her, ich will meine Kreuze daruntermachen."
Rifkele reichte ihr das Papier. Dabei stieß sie an die Tasche. Die verschob sich, klaffte auf. Aus ihrem Innern rollte eine braun gewordene, eingetrocknete, völlig verrunzelte Frucht hervor.
Marina griff schnell danach und steckte die Frucht wieder in die Drahtbindertasche.
„Es ist nur", sagte sie leise, „damit sie etwas aus ihrer Heimat haben."

DEUTSCHE FREIWILLIGE IM KAMPF FÜR DIE SKLAVENBEFREIUNG

von

Kurt Kersten

Im Staate Ohio, in der Stadt Cincinnati, lebte um 1840 ein Ehepaar Stowe. Die beiden jungen Leute hatten dort eine Schule eingerichtet, in der sie selbst lehrend wirkten. Ihr Haus lag am Abhang eines Berges, von dort überblickte man das große weite Tal, in dem sich die Häuser der jungen, aufblühenden Stadt ausbreiteten. In der Nähe, zu Füßen des Abhangs sah man kleine, niedrige Ziegelhäuser. Dort wohnten Neger.

Das Gebiet von Cincinnati war damals Grenzland zwischen Norden und Süden, zwischen dem Gebiet der altenglischen Staaten, die sich im Jahre 1774 zur Erklärung der Menschenrechte und zum Kampf für die nationale Unabhängigkeit verbunden hatten, und den Südstaaten, die einst spanisch und französisch gewesen waren und zum Teil erst seit einigen Jahrzehnten mit dem Norden die Vereinigten Staaten bildeten. Der Norden erlebte eine rasche, aufsteigende Entwicklung, wurde bald industrialisiert, sah zahlreiche Städte entstehen, erlebte eine schnelle Vermehrung der Bewohner. Die Farmer auf dem Lande beschränkten sich auf ihre ererbten Besitzungen, der Boden war ertragsreich, das Klima günstig. Es gab keine großen Spannungen zwischen Stadt und Land. Der Süden war arm an Menschen und Städten, der Boden gehörte einer zahlenmäßig geringen Klasse von reichen, mächtigen Grundbesitzern. Einst hatten sie Tabak, Zuckerrohr gebaut, dann hatte man auf den weiten, riesigen Plantagen mit dem Anbau von Baumwolle begonnen. Als sie in England die Spinnmaschinen erfanden, entwickelte sich der Baumwollhandel mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Die Plantagenbesitzer wurden reicher und mächtiger, beherrschten die großen Gebiete der südlichen Staaten, zeichneten sich durch eine fanatisch reaktionäre Haltung aus. Um 1800 entstand eine Krise, der Absatz begann infolge der großen europäischen Kriege zu stocken, auch gelang es nicht, die Baumwolle in der Qualität herzustellen, die gefordert wurde. Da erfand im Jahre 1793 ein armer, kaum bekannter Arbeiter, Eli Whitney aus Massachusetts, eine Reinigungsmaschine, die „Cotton Gin", die imstande war, an einem Tage hundert Zentner Baumwollsamen zu reinigen, die Qualität zu verbessern. Der arme Unbekannte wurde um sein Patent von den Herren betrogen, aber die Produktion der Baumwolle stieg ins Ungeahnte. Auch die Händler und Reeder des Nordens hatten teil an diesem Aufstieg, da sie am Zwischenhandel, an der Verfrachtung in den Häfen von New York und Boston verdienten.

Die großen Plantagenbesitzer sicherten sich billige Herstellungsspesen, in-

dem sie fast keine Ausgaben für die Arbeitskräfte hatten, denn die Arbeitskräfte erhielten sie gegen einmalige Zahlung auf den großen Märkten zu New-Orleans. Die Menschenrechte hatten wohl vorgesehen, daß alle Menschen gleiche und unveräußerliche Rechte hätten, aber selbst in den Nordstaaten hatte man die Sklaven zwar nicht von diesen Rechten ausdrücklich ausgenommen, sie aber auch nicht genannt. Die Nordstaaten beseitigten zwar bald die Sklaverei; da sie bei der industriellen Entwicklung mit Sklaven, die sie ständig in Dienst hatten, nicht arbeiten konnten, sondern den Arbeiter verlangten, der über seine Arbeitskraft frei verfügte und entlassen werden konnte, wenn die unvermeidliche Krise eintrat. Auch der Konkurrenzkampf drängte zur Einstellung des freien Arbeiters, dessen Lohn schwankte und immer zu drücken war, wenn es dem Unternehmer erforderlich schien. Der Sklave hätte die Bewegungsfreiheit des Unternehmers gehindert. Im Süden, auf den großen Plantagen aber, hielt man die Sklaven, jedes Jahr wurden die Baumwollstauden gepflanzt, jedes Jahr brachten sie Früchte, jedes Jahr wurde geerntet. Die Sklaven waren Neger, seit zwei Jahrhunderten, mit Gewalt aus ihrer fernen Heimat, auch aus Westindien, hergeholt, aber noch immer brauchte man mehr und mehr Menschenfleisch. Die Engländer verboten zwar den Negerhandel und überwachten die Küsten, um die Länder, die Sklaven lieferten, von sich selbst abhängig zu machen, aber die Südstaaten wußten sich Nachwuchs zu verschaffen. Es gab nicht nur Händler, die die Menschen verschacherten wie Vieh, es gab auch Sklavenzüchter, die den Eltern die Kleinen wegnahmen und sie auffütterten. Es gab Menschenjäger, die die weiten Gebiete systematisch nach Negern absuchten und sie festnahmen, den Händlern verkauften. Die Familienbande wurden zynisch zerrissen, Eltern den Kindern weggeholt, Kinder den Eltern entrissen, der Mann von der Frau getrennt, die Mutter vom Sohn, von der Tochter. Man legte sie in Ketten, wenn sie sich wehrten, prügelte, trat sie, ließ die Alten zugrunde gehen, schleppte die Jungen auf die Plantagen, zwang sie erbarmungslos zu harter, zwanzigstündiger Arbeit, verlangte von den Schwächsten die gleiche Arbeitsleistung wie von den Kräftigen, trieb die Neger dazu, einander zu schlagen, erniedrigte sie zu viehischen Kreaturen, sprach ihnen jede Menschenwürde, jedes Menschentum ab. Die Plantagenbesitzer ließen erklären, daß die Sklaverei Gottes Gebot sei, durch die Bibel begründet werden könne, der Neger nicht den Anspruch darauf habe, als Mensch zu gelten. John C. Calhoun verkündete, Gott habe die Neger als Sklaven „erschaffen". Entlaufene Neger wurden bei der Festnahme zu Tode geprügelt, und die Gouverneure der Südstaaten verpflichteten jeden durch Gesetz, flüchtige Sklaven zu arretieren und der Polizei zu überliefern, verboten bei Strafe, einem Flüchtigen Asyl zu gewähren, ihm zu helfen. Die entlaufenen Sklaven suchten nach dem Norden zu gelangen, möglichst nach Kanada.

Der Weg in die Freiheit führte über Cincinnati. Und das Ehepaar Stowe half den Flüchtlingen, nahm sie auf, verköstigte sie, versah sie mit Zehrgeld, wies ihnen die Schleichpfade nach dem Norden. Von ihren gehetzten Gästen erfuhren die Stowes oft Einzelheiten der entsetzlichen Zustände auf den Plan-

tagen und Frau Harriet Stowe, eine geborene Beecher, schrieb tief erschüttert auf, was sie von den Entkommenen vernahm.
In Cincinnati befand sich ein Negerrayon; die Bewohner waren keine Sklaven, denn der Staat Ohio duldete den Menschenhandel nicht, aber das nahe Kentucky litt ihn, und die Handelsverbindungen Cincinnatis mit Kentucky waren sehr rege. Die Plantagenbesitzer Kentuckys hetzten die Bürger Cincinnatis gegen die schwarzen Bewohner ihrer Stadt auf, es kam zu systematischen Verfolgungen der Neger, zu planmäßigen Überfällen auf ihre Siedlung. Im Jahre 1847 erlebten Stowes, wie in ihrer Nähe das Negerviertel vom aufgehetzten und bezahlten Pöbel wochenlang tagtäglich heimgesucht wurde. Der Major von Cincinnati leitete selbst die Pogrome, und man hörte ihn eines Abends zu seinen bewaffneten Burschen sagen: „Für heute ist es genug, laßt uns nach Hause gehen, morgen ist auch noch ein Tag."
Es hieß in Cincinnati: die Neger sind schlecht, schmutzig, faul, die Neger stinken, sie sind der Auswurf der Menschheit, schuldig aller Verbrechen und Laster, schuld an der wirtschaftlichen Krise, die Amerika und Europa heimsucht.
Die Plantagenbesitzer organisierten durch ihre Freunde in Cincinnati eine „Strafexpedition". Eines Abends wurde die Negersiedlung systematisch abgeriegelt, dann brachen junge Burschen in die Hütten der Neger ein, erschlugen Eltern vor ihren Kindern, zerrten die verstümmelten Leichname auf die Gassen, notzüchtigten die Mädchen und Frauen, um sie dann zu ermorden, zerschlugen die ärmliche Einrichtung, steckten die Hütten in Brand, feuerten unter die Fliehenden, hetzten Bluthunde auf sie, um sie zerreißen zu lassen. Zuletzt fuhr man Geschütze auf und ließ die brennende Ansiedlung beschießen, verbreitete in der Stadt das Gerücht, die Neger hätten einen Aufstand unternehmen wollen.
Harriet Beecher-Stowe hörte entsetzt in ihrem Hause am Berge die Todesschreie der Überfallenen, das Gebrüll der Verbrecher, die ihre Scheußlichkeiten als „Strafaktion" bezeichneten. Harriet hörte, wie die Granaten einschlugen, sah die Flammen aus den Hütten schlagen. In dieser Mordnacht retteten sich manche Neger in Harriets Behausung, wo sie ein Asyl fanden. Harriet verhalf ihnen dann zur Flucht. Der Pogrom im Jahre 1847 bewog Harriet, ihre Stimme zu erheben, vor aller Welt die Anklage gegen die ungesühnten Verbrechen der Plantagenbesitzer auszusprechen. So entstand das berühmte Buch: „Uncle Toms cabin". Mit dieser Anklageschrift wurde der große Kampf für die Negerbefreiung von der Sklaverei propagandistisch eingeleitet. Das Buch erregte Stimmen der Entrüstung bei den Kreisen der Plantagenbesitzer und Sklavenhändler. Fünfmal wurde die Druckerei, in der das Buch der Stowe gedruckt wurde, vom Mob zerstört. Es war ein schweres, zwanzigjähriges Ringen, das zeitweilig zur Zerreißung der Union zu führen drohte. Im Laufe des sechsten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts entwickelten sich die Nordstaaten in Verbindung mit der Entdeckung der großen Goldfelder besonders schnell, mehr denn je wuchs das Verlangen nach freien Arbeitskräften. Die Nordstaaten überflügelten auch an wirtschaftlicher Macht

und an Menschenzahl den Süden, suchten ihn zu bestimmen, die Sklaverei aufzuheben.

Im Jahre 1859 suchte der Farmer John Brown, ein alter Mann von sechzig Jahren einen Sklavenaufstand zu entfesseln. In Harpers-Fery am Potomac scharte er Weiße und Schwarze um sich, verkündete die Befreiung der Sklaven mit bewaffneter Hand zu erkämpfen. Brown war aus einer alten amerikanischen Familie, seine Vorfahren waren einst mit der „Mayflower" übers Meer nach der „Neuen Welt" gekommen. Die Regierung von Virginien sandte Truppen gegen Browns Schar aus, er verschanzte sich und wehrte sich lange gegen die Übermacht. Zwei seiner Söhne wurden erschossen, er selbst fiel schwer verwundet in Gefangenschaft, man machte ihm einen Prozeß wegen Hochverrat und hing ihn unter dem Johlen der aufgehetzten Menge zu Charlestown am Galgen auf. Aber die armen Weißen und Schwarzen sangen rührende Lieder auf „old Johnnie Brown", und die Bewegung für die Freilassung der Neger wuchs von Monat zu Monat.

Die Südstaaten wehrten sich gegen die Bewegung, aber im Jahre 1860 erlitten sie eine entscheidende politische Niederlage: die Wahl des Präsidenten, der nach der Verfassung mit großen Vollmachten ausgestattet war und jahrzehntelang von den Südstaaten gestellt war, endete mit einem Sieg des Nordens. Abraham Lincoln wurde Präsident.

Lincoln war im Kampf für die Negerbefreiung hervorgetreten. Seine Wahl wurde ein Alarmsignal für den Süden. Die Südstaaten schlossen sich zusammen, um in keinem Fall Reformen zu dulden. Bald nach dem Amtsantritt eröffneten sie die bewaffnete Auseinandersetzung, sie waren gewillt, mit Gewalt jede Reform unmöglich zu machen und überfielen einige strategisch wichtige Punkte, in der Erwartung, Lincoln und der Norden würden sich dem Diktat der Plantagenbesitzer bedingungslos unterwerfen. Aber der Norden fügte sich nicht, sondern mobilisierte, um den Aufstand zu unterdrücken. Niemand war sich damals bewußt, daß man am Anfang eines erbitterten, vierjährigen Ringens stand, das in den ersten Jahren für den Norden unglücklich verlief, er erlitt Niederlage um Niederlage. Fast die ganze stehende Armee war zu den Südstaaten übergegangen, die diktatorisch regierenden Plantagenbesitzer erwiesen sich durch die straffe Zentralisierung der Kriegsleitung dem demokratischen Norden überlegen, sie besaßen erfahrene Generäle und Offiziere, hervorragende Kader, sie fanden auch die Unterstützung Englands, das sein Baumwollgeschäft bedroht sah und offen Hilfeleistung erwies, so daß es einige Male zum Kriege zwischen England und dem Norden zu kommen drohte. Die rasch gebildeten Miliztruppen unter Führung unerfahrener Generäle wurden von den Südtruppen geschlagen. Die gefährliche Lage trieb die Regierung selbst anfangs zu einer schwankenden Politik, zu Kompromißversuchen, keineswegs erklärte Lincoln sich sofort bereit, für die Befreiung der Neger zu kämpfen, erst im Laufe des Krieges und angesichts einer fast verzweifelten Lage proklamierte Lincoln als Ziel des Bürgerkrieges die Aufhebung der Sklaverei, die Befreiung der Neger von der Knechtschaft. Der

Krieg wurde jetzt erst zu einem Kampf für die Menschenrechte und die Freiheit, für die Demokratie.

In einer großen Rede wandte sich Lincoln im April 1863 gegen die „fremden Mächte", die der Rebellion zu Beginn, ja selbst schon zur Zeit der ihrem Ausbruch vorhergehenden Verschwörung, durch die Hoffnung auf den Beistand Vorschub geleistet hatten. Lincoln prangerte die Rebellen an, die geprahlt hatten, daß die Völker von der regelmäßigen Zufuhr der Baumwolle abhängig seien. Die Rebellen hätten sich Hoffnungen gemacht, daß aus diesem Grund die Mächte, besonders England, offen auf ihre Seite treten würden. Das Verhalten des englischen Kabinetts habe viel dazu beigetragen, um die Rebellen in ihrer Hoffnung zu bestärken, der Krieg sei aus diesem Grunde nur verlängert worden, denn ohne diese Ermutigung durch auswärtige Regierungen würde die Regierung längst ihre Autorität wieder hergestellt haben.

In einer von Lincoln entworfenen Kongreß-Resolution wandte sich die Regierung scharf gegen die Einmischung fremder Mächte, die sich nicht gescheut hätten, für den Süden Schiffe in englischen Häfen auszurüsten. Dabei sei das Werk, für das sich der Süden einsetze, so hassenswürdig, und ihr offen eingestandener Plan, die Sklaverei zu einem Eckstein zu machen, sei „so empörend für die Zivilisation und das sittliche Gefühl der Menschheit, daß sie in der Gesellschaft der Nationen kein Willkommen und keine Anerkennung erwarten dürfe". Einige Monate später erklärte Lincoln, daß „es die Pflicht einer jeden Regierung sei, ihre Bürger zu beschützen, ohne Unterschied der Klasse, Hautfarbe oder Lage".

Was Lincoln im dritten Kriegsjahr als Staatsgrundsatz proklamierte, war längst in den Kreisen der Kämpfer des Nordens Allgemeingut geworden. Der Krieg, der aus wirtschaftlichen und politischen Gründen entstanden war und geführt wurde, war im Bewußtsein von Millionen Menschen ein Krieg für die Wahrung der Menschenrechte, für die Gleichheit der Rassen und die unveräußerlichen Rechte aller Menschen. Die Lager schieden sich bald mit aller Schärfe, auch in Europa erregte der Kampf eine tiefe Teilnahme, um so mehr, als das toriestisch regierte England und das bonapartistische Frankreich sich für den Süden erklärten, ihm die Rechte einer kriegführenden Macht zusicherten, es durch Schiffe und Waffenlieferungen unterstützten. Um so mehr sympathisierten alle demokratischen und sozialistischen Kräfte in allen Ländern mit dem Norden, der für sie den Krieg im Namen der Menschenrechte führte. Die Arbeiter von Lancashire in England demonstrierten gegen die Haltung der Regierung und gaben eine Sympathieerklärung für die Neger ab. Der Engländer John Bright schrieb damals: „Alles was Geld und Böswilligkeit zu tun vermochten, wurde versucht, um der leidenden Bevölkerung eine Erklärung zugunsten der Sklaverei zu entringen, aber die Arbeiter von Lancashire ließen sich nicht übertölpeln. man vermochte nichts von ihnen zu erlangen, und sie erklärten sich für die Befreiung der Neger."

Auch in diesem Kriege nahmen auf beiden Seiten Fremde freiwillig teil, für den Süden kämpften Anhänger der reaktionären Mächte, man findet dort preußische Offiziere, auch Engländer und Franzosen, meist Abenteurer und

deklassierte Elemente. Für den Norden aber kämpften vor allem zehntausende von Emigranten, die nach den großen Niederlagen der europäischen Revolution im Jahre 1849 ein Asyl in Amerika gefunden hatten. Deutsche, Österreicher, Tschechen, Polen, Ungarn, Italiener, Franzosen bildeten in den Heeren des Nordens Legionen. Viele tausende von Deutschen aus allen Teilen des Reiches hatten sich im Norden niedergelassen. Und als der Aufstand des Südens begann, meldeten sich in allen Städten des Nordens diese deutschen politischen Emigranten zum Heeresdienst.

Die Kämpfer von Dresden, Waghäusel, von der Murg und von Rastatt fanden sich wieder zusammen. Viele bekannte Namen aus der deutschen Revolution tauchten auf. Friedrich Hecker kommandierte eine Division und wurde schwer verwundet. Blenker, der bei Kandern im April Teile der Heckerbrigade geführt hatte und in der Pfalz 1849 gegen Gemmersheim gerückt war, bildete in New York ein deutsches Jägerregiment, das aus alten Achtundvierzigern bestand. Struves Gattin, Amalie, übergab dem Regiment eine schwarzrotgoldene Fahne als Geschenk der deutschen Frauen. Gustav Struve, der alte Rebell von Baden, wurde zum „Ehrenkapitän" des Regiments ernannt. Die Offiziere des Regiments hatten in Schleswig und Baden gekämpft. In Pennsylvania wurde ein deutsches Regiment aufgestellt, das in deutscher und englischer Sprache eine Frontzeitung herausgab, in der man Lager- und Kampfberichte veröffentlichte. „The Pennsylvania Fifth" ist wohl die erste Kriegszeitung überhaupt gewesen, zum erstenmal wurde eine Druckerpresse ins Feld mitgenommen. In New York rekrutierte sich ein anderes Regiment, das sich aus Schützengilden zusammensetzte. Deutsche, Iren, Franzosen, Engländer fanden sich in dieser Formation zusammen. Emigrierte deutsche Juden bildeten Abteilungen und zogen unter ihrem Obersten Einstein gegen den Süden. Der Emigrant Gilsa befehligte das Regiment, das nach dem General Kalb, der einst im Unabhängigkeitskrieg für die Freiheit Amerikas gefochten hatte und gefallen war, seinen Namen trug.

Franz Sigel und Willich, Führer in den badischen Aufständen, erhielten den Befehl über Armeekorps. Zu Beginn des Krieges stellte Sigel, der einst Freiburg verteidigt hatte, in Carthago eine Milizabteilung auf, marschierte gegen ein starkes Korps des Südens, geriet in Bedrängnis, zog sich, immer fechtend, geschickt auf stärkere Kräfte zurück und entwickelte soviel Umsicht und Bravour, daß man ihn zum General beförderte. Willich, dessen Adjutant einst Friedrich Engels in der Pfalz und in Baden gewesen war, und der mit seiner kleinen Brigade quer durch Baden, mitten durch feindliche Korps in den Schwarzwald rückte, der Umzingelung zu entgehen wußte, kommandierte das Korps von Cincinnati in Ohio und wurde Brigadegeneral, zeichnete sich so aus, das selbst Karl Marx, mit dem Willich in der londoner Emigration heftige Kämpfe bis zum Bruch ausgetragen hatte, dem badischen Freischarenführer Bewunderung zollte. („Willich hat im nordamerikanischen Bürgerkrieg gezeigt, daß er mehr als ein Phantast ist.") Weydemeyer, ein alter Freund von Marx und Engels, Mitglied des „Kommunistenbundes", wurde Militärkommandant von St. Louis. Ollendorfer, der einst in Dresden auf der

Barrikade gekämpft hatte, war nun Offizier in der Nordarmee. Der Sudetendeutsche Kudlich, Boernstein aus Herweghs Legion, Corvin, der in Rastatt gewesen war, ein Bruder des bei Niederdossenbach gefallenen Schimmelpfennig, tauchen in diesen Kämpfen wieder auf.

Karl Schurz, der in Baden eine deutsch-polnische Legion befehligt hatte, durch ein Kanalrohr aus Rastatt geflohen war und Kinkel aus den Kasematten Spandaus befreit hatte, organisierte im Jahre 1861 ein Kavalleriekorps und wurde General; später trat er in den diplomatischen Dienst und wurde Gesandter in Europa. In New York errichteten sie dem Achtundvierziger ein Denkmal mit der Inschrift: „Verteidiger der Freiheit und Schützer des Menschenrechts."

Der alte Griechenkämpfer und Freund Niebuhrs, Franz Lieber, arbeitete die Instruktionen für die Feldarmee des Nordens aus, prüfte die Bedürfnisse der Freischarenabteilungen, wurde ein zweiter Steuben in diesem Kriege, so daß man ihm den Namen „defensor libertatis" gab. Zahllose deutsche Arbeiter und Handwerker standen in den Heeren des Nordens, über 200 000 Deutsche sind namhaft gemacht, die am Kriege teilnahmen. Tausende stammten aus der deutschen Revolution des Jahres 1848, so daß Karl Marx im Jahre 1862 schrieb: „Deutschland leistet den Yankees in diesem Krieg mehr als Frankreich im 18. Jahrhundert." Viele Deutsche opferten in diesem blutigen Ringen ihr Leben.

Kämpfe in den Prärien und Wäldern, den Bergen und Sumpfgebieten wurden erbittert und ohne jede Barmherzigkeit geführt, erforderten die höchsten Anstrengungen. Die Niederlagen in den ersten Jahren verbreiteten oft tiefe Depressionen, führten zu einem ständigen Wechsel der militärischen Führer. Es dauerte lange, bis aus den Milizscharen schlagfertige Truppen wurden. Manche deutschen Führer haben sich in diesem schweren Kriege nicht bewährt, aber andere, wie Willich und Sigel, bewiesen ihr großes Können und erwarben sich auf den Schlachtfeldern bei Chaucellersville, am Potomac, in Missouri Ruhm. St. Louis wurde durch deutsche Milizen gerettet. Willich erstürmte im Jahre 1863 unter großen Opfern den Bergpaß von Liberty Cap. Der Genieoffizier Bissel bahnte mit Deutschen Wege durch die sumpfigen Urwälder des Mississippitales, um die Ausgangsstellungen für die Erstürmung der strategisch wichtigen Inselforts zu sichern. Der Hannoveraner Thienemann holte kühn die eroberte Regimentsfahne aus den Reihen des Feindes zurück. Blenkers Brigade schlug sich am Potomac im unerbittlichen, grausamen Bajonettkampf. Ein Regiment deutscher Arbeiter und Handwerker holte sich Lorbeeren bei Rich-Montain und Laurehill in Westvirginien. Bei Somerset schlug sich das deutsche Ohio-Regiment, das in der Mehrzahl aus ehemaligen preußischen Landwehrmännern bestand. In Arkansas geriet Sigel in eine Falle und sah sich von vierfacher Übermacht umzingelt, ging an der Spitze seiner deutschen „eisernen Kolonne" zum Sturmangriff vor und durchbrach den Ring, der sich fest geschlossen zu haben schien. Einige Tage nach dem Durchbruch ging Sigel, wie Gneisenau nach der Schlacht bei Ligny, erneut zum Angriff über und schlug den Feind. Das „Steuben"-Regiment, das aus Deutschen New

Yorks rekrutiert war, verlor in den blutigen Kämpfen des Jahres 1862 die Hälfte seines Bestandes, ein einstiger preußischer Gardeoffizier, Schack, hat das Regiment geführt.
Die Worte, die der Senator W. H. Seward zu Beginn des großen Befreiungskampfes für die Sklaven und Neger in St. Louis gesprochen hatte, erfüllten sich im Verlaufe des jahrelangen Krieges, der in manchen Situationen die Union an den Rand des Abgrunds führte. Seward hatte erklärt: „Wo immer die Deutschen hinkommen, ist ihre wahre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Wer das Recht gegen das Unrecht verteidigt, ist überall an seinem Platze, wo immer er geboren sei. Ich behaupte, daß der deutsche Geist ein Geist der Toleranz und Freiheit ist, und daß er die Unterdrückung überall, in welcher Maske und Vermummung sie auch auftreten möge, bekämpft."

GUT BÜRGERLICHES TRÄUMCHEN

von

Walter Hugo Schenk

Ein kleines Träumchen, zart und fein,
schlich sich in meinen Schlaf hinein:

Ich sah auf blumig-bunten Heiden
mich als ein weißes Schäflein weiden;
mit andern Schafen und mit Hammeln
sah ich mich Gras und Kräuter sammeln;
und mit dem Maule voll und breit
fraß ich mich durch die Einsamkeit...
Auch alle andern machtens so,
und hie und da klang hell und froh
ein Blöken durch die Sonnenraine,
wenn jemand hinter einem Steine
ein extrafettes Blatt gefunden.
So flossen hin des Tages Stunden:
und auf die Dauer ward die Zeit
noch länger durch die Einsamkeit...

Als ich vom Schlafe dann erwacht,
hab ich ans Träumchen lang gedacht
und überlegt, wie doch das Leben
der Schäflein, die nach Kräutern streben,
die schlafen können ohne Sorgen
und existieren ohne Borgen,
so herrlich sei. Man frißt, wird rund
man freut sich. Und man hält den Mund.

ZU HAUSE NICHTS NEUES

Der erste Akt des Schauspiels „Margarethe Biswanger“

von

Gustav Wangenheim

Laubenkolonie vor einer südwestdeutschen Stadt.
Das kleine Gärtchen der Biswangerschen Laube, die bescheiden aber mit freundlichen Farben den Hintergrund ausfüllt. Hinten rechts sieht man den Zaun einer Nachbarlaube, von dem auf der rechten und linken Seite der Bühne rechtwinklig Zäune nach vorn laufen. Rechts hinten eine Tür zum Hauptweg der Laubensiedlung. Rechts vorn Tisch und Stühle mit einem Schutzdach darüber. Neben dem linken Zaun ist das Gebüsch des Nachbargrundstückes sichtbar. Das Biswangersche Gärtchen scheint sorgsam gepflegt aber von irgend einem merkwürdigen Unglück betroffen zu sein. Bis zur Höhe von einem Meter etwa ist alles grau, die Blumen sind welk und die Blätter der Büsche hängen verdorrt. Selbst am Holz der Laube und der Zäune ist der untere Meter farblos und wie tot.
Die vielleicht zwanzigjährige MARGARETHE BISWANGER ist dabei, die beschädigten Pflanzen herauszureißen oder zu stützen und zu gießen. Sie wendet dem linken Zaun den Rücken zu, so daß sie nicht gleich bemerkt, wie KARL BÄUMER durch die Büsche an den Zaun tritt. Im Gegensatz zu seiner sportlichen Kleidung steht seine auffallend blasse, gelbliche Gesichtsfarbe. Er ist der Typ des jungen, hochqualifizierten Arbeiters und hat schnelle aber sehr sichere Bewegungen.

KARL: 'n Tag, Grete!

GRETE (*fährt herum, mit dem Ausdruck größter Überraschung*): Der Karl!

KARL (*lacht ihr in das zweifelnde, fragende Gesicht*): Du traust wohl dem Frieden nicht recht?

GRETE: Wenn du da stehst — zwei Schritt vor Augen — muß es wohl sein.

KARL (*nach einer kurzen Pause, in der er auf herzlichere Begrüßung wartet*): Ich komm um Hammer und Zange. Als sie mich holten, nahm sich mancher, was er gebrauchen konnte. Mein Handwerkskasten ist weg.

GRETE (*geht schnell in die Laube, kommt mit Hammer und Zange wieder, hastig*): Da hast du.

KARL (*nimmt, sie geht schnell zu ihrer Arbeit zurück*): Hättest mir ruhig können die Hand geben. Zur Begrüßung. Brauchst keine Angst mehr zu haben.

GRETE: Ich? Angst? (*Geht wieder zu ihm an den Zaun, gibt ihm trotzig die Hand, als wenn es ruhig jeder sehen solle, der möchte*) Da! (*Dann sieht sie ihn einen Augenblick an, macht schnell kehrt und geht wieder zu ihrer Arbeit.*)

KARL: Oder traust du mir nicht?
GRETE (*ohne aufzusehen*): Dir? Warum nicht? (*Blick*) Ich hab Arbeit hier.
KARL: Das wird nicht viel helfen.
GRETE (*richtet sich auf*): Wieso?
KARL: Das ist alles vergiftet. Das müßte raus bis zur Wurzel. Um und um müßte der Boden. Neu anlegen tät not, aber ...
GRETE (*unterbricht erregt*): Den Helfenberg muß man bestrafen! Verbieten muß man sein Giftzeug! Wir können ja alle noch mal draufgehn dabei.
KARL: Es gibt noch „wichtigere Interessen" — leider.
GRETE: Soll er sein Laboratorium anderswo machen. Meinethalb in der Wüste. Aber nicht unter lebendigen Menschen.
KARL: Er ist schon verstaatlicht —
GRETE: Dann war das also —
KARL: Ja. Das Gas — das war staatlich.
GRETE: Und Vater kann auf den Schaden nicht klagen.
KARL: Keiner kann da auf den Schaden klagen.

Pause.

GRETE: Webers Jungen sind tot.
KARL: Ich weiß. Weber ging hier über die Wiese (*zeigt nach vorn*) und hatte die Kinder an seiner Hand. Er merkte es nicht, als die Gaswolke kam — zehn Meter breit, unsichtbar und nur einen Meter hoch. Schweres, kriechendes Gas unter leichtem Winde. Auf einmal fallen die Kinder an seiner Hand um, bewußtlos, und schon sind sie tot. Zwei Kilometer weit ging das Gas. So lang gibts hier nun diesen Streifen, wo alles tot ist, was auf der Erde lebte, bis Meterhöhe.
GRETE (*zeigt rückwärts auf die leeren Kistenställe*): Dort die Kaninchen —
KARL: Und alle Ziegen, Gänse, Hühner. Ja, auch die Ratten und Mäuse, das Gras, die Büsche und alle Blumen.
GRETE: Bei Meißners ist die Sau hin mit den Ferkeln.
KARL: Siebenunddreißig Laubensiedler sind schwer geschädigt.
GRETE: Siebenunddreißig — ! (*Sieht ihn an.*) Du weißt schon wieder sehr genau Bescheid.
KARL: Sie haben mich ja freigelassen wegen diesem Giftgasunglück. Der Helfenberg, der wußte nicht weiter ohne mich. Es wär ihm wohl auch nicht geschehen, wenn ich dabeigewesen wäre.
GRETE: Dann hätten sie besser überhaupt — (*Sie stockt, wird rot, will nicht weitersprechen.*)
KARL: ... dann hätte mich die Gestapo besser überhaupt nicht erst verhaften sollen, meinst du?
GRETE (*ausweichend*): Nein. Wieso?
KARL: Um mich gabs überhaupt da eine kleine Bürokratenschlacht. Die einen wollten mich als schädliches Element ins Konz-Lager stecken. Die andern hielten mich aber für nützlich. (*Lacht*) Die haben gesiegt.
GRETE (*unsicher*): Man hat dir nichts nachgewiesen?

KARL (*offensiv*): Was soll man mir nachweisen?
GRETE: Ich dachte nur so —
KARL: Weil der Hans plötzlich verschwunden ist?
GRETE (*kurz*): Das geht mich nichts an.
KARL: Mich auch nichts. Und wenn er zehnmal mein Bruder ist — habe ich denen gesagt auf der Gestapo. Sie sagten, er wäre nach Spanien.
GRETE (*getroffen, was sie zu verbergen sucht*): Nach Spanien — also doch. (*Schroff*) Man soll euch nichts glauben, euch Bäumers. Der Fritz hat schon recht.
KARL (*sie beobachtend*): Der Fritz hat euch auseinandergebracht. Dich und den Hans.
GRETE (*in allmählich steigender Erregung*): Der Fritz ist zu mir gekommen als mein Bruder und hat mir gesagt: Den Bäumerjungens kann man nicht trauen. Und dann ist der Hans verschwunden. Und dann haben sie dich verhaftet. Hat da der Fritz nicht recht gehabt, he? Mit euch Bäumerjungens? Was trau ich dem Hans? Was trau ich dir? Was seid ihr für welche? Kommt an wie ganze Kerle und man sagt ja dazu und hat eine Freude im Leben, murren die Eignen, haut man dazwischen und kämpft um sein Ja und hält an dem Ja und glaubt an das Ja. Und eines Tages wars nichts. Nichts ist, man hat in die Luft gesprochen. Was war, das ist fort. Und nie wars in Wirklichkeit da, wie man glaubte. Ich hab dir die Hand gegeben. Wozu? Ich Dummkopf, ich Feigling. Da stehst du zwei Schritte vor mir. Aufrichtig: ich traue dir nicht! Ich sprech da mit einem und zwischen zwei Worten bist du vielleicht verschwunden.
KARL: Ich bin nicht der Hans.
GRETE: Er hat mich belogen.
KARL: Weißt du jetzt die Wahrheit?
GRETE: Er ist in Spanien.
KARL: Ich hätte es dir gar nicht sagen dürfen.
GRETE: Warum tust dus?
KARL: Aber du wußtest das ja auch so. Denn alle wissen es. Sicher. Auch deine Leute. Nur keiner wills wahrhaben.
GRETE: Was weiß ich? Nichts. Es gibt ein Gerücht.
KARL: Nimm an, daß die Gestapo in diesem Falle die Wahrheit sagt, nimm an, der Hans ist jetzt in Spanien — hätt ers dir vorher sagen können?
GRETE: Er hätt es können müssen!
KARL: Und woher weißt du das?
GRETE: Ich will nichts mehr davon wissen. (*Abschneidend, betont förmlich*) Ich freue mich, Karl, daß man von deiner Unschuld überzeugt ist und hoffe, daß es dabei bleibt.
KARL: Das wirds wohl. Vorläufig. Man braucht mich. Es war da bei Helfenberg eben 'ne Kommission. Das Laboratorium wird eine große Fabrik. Erst bauen sie nach der Südseite. Aber dann im Herbst müssen auch hier die Lauben verschwinden.
GRETE (*erschrocken*): Wir müssen hier fort?

KARL: Ja.
GRETE: Das wird schwer für die Eltern. Ihr einzig bißchen Erholung und Freude.
KARL: Euer Fritz wird schon irgendwas machen. Der weiß sich doch in jeder Lage zu helfen.
GRETE: Du hast kein Recht, gegen Fritz zu sprechen.
KARL: Vielleicht doch.
GRETE: Bis jetzt hat er mit allem recht behalten.
KARL: So?
GRETE: Dem Fritz kann man vertrauen.
KARL: Er macht sichs bequem. Er macht sich und andern keine Schwierigkeiten.
GRETE: Das sagst du!
KARL: Das hast du gesagt.
GRETE (*verwirrt*): Wann — ich —
KARL: Früher.
GRETE (*sich herauswindend*): — und überhaupt, ich geh bald fort.
KARL: Du?
GRETE: Ich muß nach Frankfurt zum medizinischen Hauptkurs.
KARL: Bleibst du nicht Sekretärin in der Fabrik?
GRETE: Nein — ich —

FRAU BISWANGER ist während der letzten Sätze am Zaun vorbei bis zur Tür hinten rechts gekommen.

FRAU B. (*hat Karl und Grete zusammenstehen sehen und ruft in einer Mischung von Schreck und Ärger schrill*): Grete!

Die beiden sehen zu ihr hin. Karl nickt grüßend, was Frau Biswanger übersieht.

FRAU B.: Vielleicht hilfst du mir mal!

Sie tut so, als ob sie Hilfe brauche.

GRETE (*unbestimmt zu Karl*): Na also dann — (*Dreht sich kurz weg, geht zur Mutter.*)
KARL (*absichtlich*): Auf Wiedersehn! (*Geht.*)

Frau Biswanger schüttelt erregt, böse, mit entsetztem Augenaufschlag den Kopf hinter Karl her, legt mit Gretes Hilfe ihre Taschen in der Laube ab und setzt sich dann mit einer Strickarbeit vorn an den Tisch. Sie ist mittelgroß, grau und verarbeitet. Grete macht sich ein wenig ratlos weiter an den Pflanzen zu schaffen.

FRAU B.: Das Brot wird immer schlechter. Möcht wissen, was da alles drin ist. (*Mit einer Kopfbewegung nach der Stelle, wo Karl gestanden hatte.*) Der ist frei? He?

Frau Biswanger ist schwerhörig und trägt einen kleinen Apparat auf der Brust, von dem eine Schnur zu einem Stöpsel im Ohr führt. Wie alle Schwerhörigen hört sie je nach Laune besser und schlechter. Sie spricht immer etwas zu laut.

FRAU B.: Was war mit ihm? (*Dreht sich zur arbeitenden Grete um*): Reiß alles raus! Das wird doch nichts mehr. Hat man wieder mal nur umsonst geschuftet. (*forschend*) Hat er dir was erzählt vom Hans?
GRETE: Es ist aus mit dem Hans!

FRAU B.: Aus? (*scharf*) Wirklich? Also bandelst du jetzt mit dem Bruder an?

GRETE (*auffahrend*): Mutter!

FRAU B.: Was habt ihr gesprochen?

GRETE: Daß ich nach Frankfurt geh.

FRAU B.: Aha! Wolltst gleich wieder Eindruck schinden bei ihm!

GRETE: Unsinn!

FRAU B.: Wie? Ja, du bist — (*giftig*) zu was Größerem geboren! Möchtest vielleicht noch Doktor werden in Frankfurt?

GRETE *(für sich)*: Möcht schon.

FRAU B.: He?

GRETE: Nichts weiter.

FRAU B.: Dummheiten. Jede Stenotypistin, die ein bißchen hübsch aussieht (*Blick auf Grete*) wird Sekretärin. Das war immer so, und das genügt.

GRETE: Mir nicht.

FRAU B.: He?

GRETE: Ach, nichts.

FRAU B.: Immer dieses halblaute Gemurmel um einen herum! Das macht einen tücksch! Das weißt du.

GRETE *(kommt nahe heran, spricht übertrieben deutlich)*: Liebe Mutter. Ich freue mich auf meine Ausbildung. Und ich hab mir fest vorgenommen, die Gelegenheit auszunützen.

FRAU B.: Wozu?

GRETE: Um etwas zu erreichen.

FRAU B.: Alles Einbildung.

GRETE: Ich habe als einzige von der Fabrik beim „Freiwilligen Schwesterndienst" in allen Prüfungen „ausgezeichnet".

FRAU B.: Und du glaubst, das geht immer so weiter? Im Sanitätsdienst brauchen sie Leute. Weiter nichts. Kein Mensch hat ein Interesse daran, daß du Arzt wirst.

GRETE: Wenn Krieg ist, müssen wir Frauen die Männer vertreten.

FRAU B. (*mit zielloser, instinktiver Lust am Entlarven*): Du rechnest also mit Krieg?

GRETE: Ich?

FRAU B. (*unerbittlich*): Na, entweder — oder!

GRETE (*unsicher*): Damit rechnen doch alle.

FRAU B.: Aber einmal wird Frieden sein. Dann machen die Männer wieder alles allein. Das haben sie schon verkündet. Frag mal den Fritz, was der sagt. Und das ist recht so. Komm mal her — laß sehn die Weite.

Grete kommt zu ihrer Mutter, die ihr an Brust- und Rückenweite die gestrickte Jacke abmißt.

FRAU B.: Rosinen im Kopf, Mädel! Ich war auch immer die Erste zu meiner Zeit in der Schule, aber — (*Resignierende Geste, Pause, sie strickt weiter.*)

Das sind so Ideen noch von früher, (*geringschätzig*) von Vater. Das dauert, eh mans euch austreibt. Der Vater hat mich eingeschrieben damals — auf der Volkshochschule. Aber hingehen hab ich nicht können — wer hätt mir die Windeln gewaschen?

GRETE: Ich setz mich schon durch.

FRAU B.: Mit deinem Dickkopf? Halt dich lieber ein bißchen zurück mit so Leuten. (*Wieder eine Kopfbewegung zu Karl hin.*) Was hat der Fritz dir gesagt? „Mach Schluß mit dem Hans", hat er gesagt. Du machst uns unglücklich — alle —

GRETE: Mutter, schrei doch nicht so!

FRAU B. (*verbissen*): Wer nicht horcht, der kann auch nichts hören.

GRETE: Es ist aber unangenehm.

FRAU B.: Für ihn vielleicht.

GRETE (*näher*): Ein für allemal, Mutter. Es ist Schluß mit dem Hans. Schluß. Schluß.

FRAU B. (*schiebt die Brille mißtrauisch hoch, Grete in der Nähe aufmerksam betrachtend*): So?

GRETE: Er ist weg.

FRAU B.: Hm.

GRETE: Nach Spanien.

FRAU B.: Waaas? — Was haben Deutsche in Spanien zu tun? Bleib im Land. nähr dich redlich. — Ich hab mir immer sowas gedacht.

GRETE: Ich bin fertig mit ihm. Der Karl hats erzählt. Auf der Gestapo haben sies ihm gesagt, sagt er.

FRAU B.: Der Fritz war ja da und hat mit ihnen gesprochen, als er verschwunden war, der Hans.

GRETE: Ach so — (*Mit einem Blick nach links, als ob sie Karl nachträglich verstehe.*) Warum?

FRAU B.: Weils unsre Pflicht war.

GRETE: Ihr habt also was gewußt?

FRAU B.: Es war ein Gerede.

GRETE: Und mir sagt keiner was.

FRAU B.: Ich habs dem Fritz verboten. Daß Ruh ist. Er wollts dir sagen.

GRETE (*voll Trotz*): Der Fritz ist der einzige noch.

FRAU B.: Mir zulieb war er still. Außer Rand und Band warst du all diese Zeit.

GRETE: Und Vater?

FRAU B.: Ach, was weiß der.

GRETE: Ich bin mit Hans Bäumer fertig.

Sie steht am Zaun nah bei der Mutter, lehnt den eingewinkelten Arm an und vergräbt so ihren Kopf.

GRETE: Weg ist er, Mutter, ohne an mich irgend zu denken. (*Stampft mit dem Fuß.*) Ich glaub gar nichts mehr.

FRAU B.: Ein Schuft ist er.

GRETE (*auftauchend*): Wie?

FRAU B.: Man soll sich vorsehen, zu glauben.
GRETE: Sags nicht dem Vater.
FRAU B.: Was?
GRETE: Das mit Spanien.
FRAU B.: Was hast du dagegen?
GRETE: Er ist so ängstlich. Dann denkt er, es fällt am Ende auf uns zurück.
FRAU B.: Vielleicht hat er recht? — Was stellst du dich jetzt noch hin mit dem Karl?
GRETE: Er wollte Hammer und Zange.
FRAU B.: Hasts ihm gegeben?
GRETE: Ich mußte doch —
FRAU B.: Du „mußt", ja du „mußt"! Eh! Der Karl, der war auch immer hinter dir her.
GRETE: Ach, verrückt.
FRAU B.: Eine Mutter hat Augen im Kopf. Jetzt nützt er aus, daß sein Bruder fort ist.
GRETE: Pfui!
FRAU B.: Bei der Sorte ist doch kein Vertrauen.

EMIL BISWANGER, ein müde und leidend aussehender Arbeiter in den Fünfzigern mit Spitz- und Knebelbart, kommt durch die Tür des Gärtchens.

EMIL B.: 'n Tag. (*enttäuscht*) Ach, du bist schon da, Anna —
FRAU B. (*sofort mißtrauisch witternd*): Warum denn nicht?
EMIL B. (*während er den Rock auszieht*): Ja, ja.
FRAU B.: Aber warum bist du schon da?
EMIL B.: Es gab keine Überstunden heute.
FRAU B.: Das wär doch seit Jahr und Tag das erstemal.
EMIL B.: Ist aber so. Bin trotzdem müde genug. Die Hetze geht über die Knochen. (*Zieht die Schuhe aus und Latschen an.*)
FRAU B.: Essen ist natürlich jetzt noch nicht fertig. (*Steht auf.*) Da steckt doch was dahinter.
EMIL B.: Gar nichts.
FRAU B. (*nach hinten gehend*): Du wartest doch bloß, bis ich weg bin, ich seh dirs ja an. — Grete! Was habt ihr? Was ist?
GRETE: Ich? Gar nichts.
EMIL B.: Gar nichts ist. (*zu Grete, ablenkend*) Also was wird mit dem Garten? Alles hin? Ich habe die Klage schon aufgesetzt.
FRAU B.: Das müssen alle hier unterschreiben, die geschädigt sind. Alle.
EMIL B.: Das geht doch nicht. Heutzutage. Sowas. Das macht jeder besser allein. Ich hab mich erkundigt. Es sieht nicht gut aus — oben! So eine gemeinsame Klage.
GRETE: Ich hab mich auch erkundigt danach.
EMIL B.: Bei wem?
GRETE: Ich hab mit jemand gesprochen. (*Sie gibt der Mutter ein Zeichen zu schweigen.*) Helfenberg ist schon verstaatlicht. Es wird nichts werden mit deiner Klage.

FRAU B. (*böse, Gretes Bitten nicht achtend*): „Mit jemand gesprochen". Kann mir schon denken. Aber das hast du mir nicht gesagt!
GRETE: Es kam nicht dazu.
FRAU B.: So?
GRETE: Nein, weil du einen nie zu Wort kommen läßt. Und noch mehr weiß ich. Jawohl, noch mehr. Helfenberg wird verstaatlicht und hier wird gebaut. Wir müssen weg. Alle.
FRAU B.: Was?
EMIL B.: Das ist nicht wahr!
FRAU B. (*herausplatzend*): Der Karl hats ihr gesagt.
EMIL B.: Der Karl?
FRAU B.: Der ist frei und arbeitet wohl wieder drüben in der verfluchten Bude.
GRETE (*will der Mutter auch eins auswischen*): S t a a t l i c h ist die „verfluchte Bude"!
FRAU B. (*jammernd*): Solch ein Unglück für uns. Du weißt das alles. Und mir sagst du kein Wort. Weil ich nichts hören kann, soll ich gar nichts mehr hören.
EMIL B.: Es kommt aber auch auf einen von allen Seiten.
FRAU B.: Von allen Seiten? Was noch?
EMIL B.: Nichts.
FRAU B.: Du lügst. Bitte, buddelt doch gleich ein Loch, schmeißt mich rein, dann hör ich von allem gar nichts mehr! (*Ab in die Laube.*)
GRETE (*überreizt*): Nur noch ein paar Tage. Fort. Fort. Fort! Es wird mit ihr immer schlimmer.
EMIL B.: Ach, laß — das sind doch die Zeiten.
GRETE: Ich kanns nicht länger.
EMIL B. (*traurig*): Glaubst du, allein mit ihr wirds mir leichter?
GRETE: Da linst sie nun wieder durchs Fenster, ob wir „Geheimnisse" haben!
EMIL B. (*zwischen den Zähnen*): Wir haben welche.
GRETE: Was?
EMIL B. (*deckt das Gesicht gegen seine Frau hin durch den aufgestützten Arm ab*): Ich hab mir heut früher freigenommen, wegen Schwindel im Kopf — hab ich gesagt. Aber es ist — ich wollt allein mit dir sprechen. Mach dich nichts wissen. Bleib mit dem Rücken zum Fenster. Ich tu als will ich dir helfen. (*Rupft neben Grete ebenso wie sie Pflanzen aus. Mit dem Rücken zum Fenster, nach einer Pause.*) Er geht nach Spanien.
GRETE: Ich weiß.
EMIL B.: Woher denn, um Gotteswillen?
GRETE: Er ist schon da, Vater.
EMIL B.: Das ist ja Unsinn — von wem redst du denn?
GRETE: Vom Bäumer Hans.
EMIL B.: In Spanien — der auch — ich dacht mirs. Auch — auf der andern Seite natürlich.

GRETE: Wie wer?

EMIL B.: Der Fritz.

GRETE: Der Fritz — nach Spanien? Wer sagt das?

EMIL B.: Es war eine Nachfrage im Betrieb. Und ich steh mich gut mit dem Amtswalter. Der hat mir alles gesteckt. Wenn ichs bei mir behalte auf Tod und Leben. Man hat sich nach mir erkundigt. Von der Gestapo. Nach mir, nach dir, nach Mutter — wegen dem Fritz. Der Fritz fliegt schon nicht mehr als Verkehrsflieger auf der Linie. Jetzt war er zur Übung in Göppingen. Er ist schon nach Spanien abkommandiert. Niemand darfs wissen. Er selbst darf niemand was sagen. Niemand. Sonst wird er erschossen. Wegen Landesverrat.

FRAU B. (*ruft aus der Laube*): Grete — die Brille — dort auf dem Tisch!

Grete bringt ihr die Brille und kommt schnell zurück.

EMIL B.: Mutter darf nie was wissen. Sie kann sich dann nicht beherrschen. Und aus ists mit Fritz. Mit uns allen. — Ich habe einen Zettel von Fritz. Er ist schon hier in der Stadt. Er hat noch zu tun auf dem Luftamt. Dann kommt er in der Laube vorbei, so nach fünf, schreibt er, uns zu besuchen. (*Bitter lächelnd*) „Abschied nehmen" darf er nicht schreiben. Er wird nichts sagen. Aber wenn er einem die Hand drückt — dann ist es vielleicht das letztemal.

GRETE: Vater!

EMIL B. (*müde*): Krieg ist Krieg. Ich darf ihm nicht einmal einen Kuß geben, dem Jungen. Sonst fällt das auf. — Grete, hilf mir, aber mach auch keine Dummheiten.

GRETE: Das ist schwer — (*leise*) alle beide.

EMIL B.: Wie?

GRETE: Ach was. Den Fritz mein ich.

EMIL B.: Er darf auf keinen Fall wissen, daß wir es wissen. Er darf das nicht einmal ahnen.

GRETE (*sieht nach der Armbanduhr*): Es ist schon so weit. Viertel sechs.

EMIL B.: Und sei recht lustig, ums zu verdecken.

Frau Biswanger kommt mit Tellern und Schüsseln nach vorn an den Tisch. Sie deckt klirrend, ohne die beiden anzusehen.

FRAU B.: Ich hab mir sagen lassen, es ist nicht gut, wenn man Geheimnisse hat. Fängst du vielleicht wieder an, Politik zu machen? Wegen der Klage? Das fehlte noch. Du hast ja gesehen — deine Politik — wo sie hingeführt hat. Die jetzt, die verstehn das besser!

EMIL B.: Was willst du denn, — das sag ich doch auch! Nun mach doch hier keinen Heckmeck! Willst du vielleicht noch zum Blockwart rennen? Du weißt, ich bin einverstanden mit allem, wies ist und wies gemacht wird. Das ich mal was andres geglaubt hab, wirft mir niemand mehr vor, und da kommt nun die eigene Frau!

FRAU B.: Nur immer dieses Getuschel —

EMIL B.: Gar nichts.

Pause.

FRAU B.: Gibts Krieg?

EMIL B.: Unsinn. Und wenns gibt — *(Unüberzeugt, äußerlich)* Es wird immer geben. Der Meinung sind wir doch alle, was Grete?

GRETE *(ebenso)*: Freilich.

EMIL B.: Das sieht jetzt ein Blinder.

FRAU B. *(empfindlich)*: Das hört 'n Tauber. meinst du!

GRETE *(gequält aufschreiend)*: Sei doch nicht so — !

FRITZ BISWANGER öffnet die Gartentür. Er trägt Verkehrsflieger-Uniform, ist Ende zwanzig, etwas selbstgefällig, etwas von oben herab, der gut verdienende Sohn der Familie.

FRITZ: Na, habt ihr euch wieder in der Wolle?

FRAU B.: Grete und Vater behandeln mich schon, als wär ich gar nicht mehr da.

GRETE: Glaubs nicht. *(Geht hin, begrüßt ihn.)*

FRITZ: Kannst deinen Bruder schon ruhig mal umarmen. *(Zieht sie an sich.)* Zur Begrüßung. *(Hält sie fest, mit gespielter Forschheit)* Mutter! Grete behandelt uns alle schlecht. Wir denken, wir kennen sie, unsre Grete und dann . . .

FRAU B.: Bumms, kommt eine von ihren beliebten Überraschungen!

FRITZ: Mach mir keinen Kummer, meine Liebe.

GRETE *(abwehrend)*: Schulmeister!

FRITZ: Nötig! Nötig!

EMIL B. *(zu seiner Frau)*: Das hat sie von dir. Das ist deine Tochter.

Alle gehen vor zum Tisch.

EMIL B.: Was, Fritz? Ach, die Weiber! *(Ihm auf die Schulter klopfend.)* Der Fritz ist mein Sohn.

FRAU B. *(auf der anderen Seite)*: Nein. das ist meiner.

GRETE: Das ist der Hahn im Korbe.

FRAU B.: Hast du denn heut Dienst?

FRITZ *(schnell)*: Nein, ich hab mit Pochhammer getauscht. So flieg ich die Nachtschicht.

FRAU B.: Immer diese Nachtfliegerei.

FRITZ *(eitel)*: Wenn einer seine Strecke so lange fliegt, wie ich meine, dann fliegt er blind.

FRAU B. *(zeigt auf den zerstörten Garten)*: Was sagst du dazu?

FRITZ: Ich weiß. Meißner traf ich jetzt in der Bahn, als ich herfuhr. Der hat mir alles erzählt. *(Setzt sich)* Sonst nichts Neues zu Hause?

EMIL B.: Mir genügts.

FRITZ: Nun, Mutter, wie bist du zufrieden mit dem Apparat? *(Spricht hinein.)* Halloh, halloh!

FRAU B.: Ich dank dir, mein Junge. *(Mit einer Geste auf Mann und Tochter.)* Wenn die sich die Mühe nehmen würden, in meine Richtung zu sprechen.. ich dank dir schön. Es ist doch besser, als immer so mit dem Rohr. *(Macht eine alte Frau mit Hörrohr nach.)* Was haben Sie gesagt? Hä? Wie im Altweiberstift.

FRITZ *(streichelt ihr die Wange)*: Na, so alt sind wir ja noch lange nicht!

FRAU B.: Neulich hat erst eine gesagt: „Sie? Ich hätt Sie für knapp vierzig gehalten!" Aber die Grete, die schmeißt mich ja doch beiseite wie die Blumen da. Weg damit. Ich bin auch in die Giftgaswolke gekommen. Ja, ja, kleine Leute, die triffts. Grete will hoch hinaus. (*Hebt den Zeigefinger.*) Will!

FRITZ: Laß sie doch! Wenn der Mensch ein Ziel hat — Ärger hat man sowieso alle Tage.

FRAU B. (*zu Grete*): Hier vor Fritz sag ich dir nochmal: laß die Finger von Bäumers!

GRETE: Schweig stille davon! Und ich sag dir nochmal von mir aus, ach was, dir sag ichs Fritz. Du weißt, ich sag immer die Wahrheit. *(Schnippt mit dem Finger.)* Soviel rührt er mich noch.

Pause.

FRITZ: Der wird ja sehn, wohin er kommt. Ich hab es schon lange geahnt mit den beiden Bäumers. Früher, als sie an ihrer Erfindung bastelten, weiter nichts, da hat man geglaubt, die haben was weg alle beide. Die werden was schaffen. Aber dann — verbohrt. Jetzt sieht man ja, womit sie sich eingelassen haben. Und so wie in Spanien, wollen sie, solls auch in Deutschland kommen. Drunter und drüber. Das wollen sie nur. Ich hab dem Hans ins Gesicht gesagt: „Ich bin dein Feind!" Dann hat er gesagt, so wär das nicht, (*lacht geringschätzig*) ich wär feige. (*Getroffen*) *Einer* wie der hat den Mut gepachtet. Na, vielleicht werden wir das nochmal sehen, wer Mut hat und wer nicht!

FRAU B.: Und wenn der Karl Hammer und Zange will, soll sies ihm geben?

GRETE: Frag nicht. Ich gebs ihm nicht mehr.

FRITZ: Der Karl?

FRAU B.: Er ist frei!

FRITZ: Frei?

GRETE: Nur, Fritz — ich weiß nicht, ob er die Wahrheit sagt, die Lauben kommen hier weg. Hier wird gebaut. Helfenberg wird eine große staatliche Fabrik.

FRITZ: Ach, du meine Bombe! *(Verbirgt seine Nervosität hinter einem aufgesetzten Humor)* Das ist aber eine von schwerem Kaliber.

FRAU B.: Laß man, Fritz, du verschaffst uns woanders was.

FRITZ: Das sagst du so . . .

FRAU B.: Wie lange bleibst du?

FRITZ: Ich muß gleich wieder weg, Mutter, gleich!

FRAU B.: Aber was trinken kannst du doch noch.

FRITZ: Auch warum, Mutter . . .

FRAU B.: Doch. Komm Grete, wir machen schnell was. Die Männer wollen allein sein.

FRITZ: Wieso?

FRAU B. *(zu Grete)*: Du merkst sowas natürlich nicht.
GRETE (*verdrießlich*): Nein.
Beide ab.
FRITZ: Du mußt auf die Grete aufpassen, Vater.
EMIL B.: Wieso?
FRITZ: Die Bäumergeschichte kann ich mir nicht leisten in meiner Stellung. Damit muß Schluß sein. Ein für allemal.
EMIL B.: Mutter macht alles immer noch schlimmer.
FRITZ: Darum sprech ich. Zu Mutter hat sie kein Vertrauen. Mutter ist immer so wild mit ja und nein.
EMIL B.: Wie sie selber.
FRITZ: Darum mußt du vorsichtig sein mit jedem Wort. verstehst du?
EMIL B.: Was nicht ist . . . (*stockt, sucht nach einem Wort, vorsichtig*) kann ich sie doch nicht überreden.
FRITZ: Du mußt immer sagen: Alles geht gut, alles wird — und so . . .
EMIL B.: Wie soll ich . . .
FRITZ: Wenn auch im Betrieb manchmal nicht alles so ist.
EMIL B.: Manchmal?
FRITZ: Das weiß ich alles. Ich hab auch nicht nur Kameradschaft — (*erregter*) Aber er ist in Spanien, der Bäumer Hans. Was weißt du, was er ihr doch alles eingeflüstert hat. Wir müssen sie überzeugen, daß er nicht recht hat — trotz allem Dreck. Sonst ist sie mit ihren Gedanken . . .
EMIL B. (*nach einer Pause, leise, mit langsamem Kopfnicken, ohne Fritz anzusehen*) . . . in Spanien.
FRITZ (*ebenso*): Aber im falschen Graben. (*Beugt sich zum Vater rüber.*) Siehst du die Gefahr?
EMIL B. (*beklommen*): Die seh ich.
FRITZ: Versprich mir . . .
EMIL B. (*beendend*): Ist ja mein Interesse auch. (*Reicht ihm die Hand wie zum Versprechen, verbirgt seine Abschiedsgedanken.*) Da hast du die Hand drauf.
FRITZ (*sieht sich um und schiebt die Hand hastig weg*): Nicht nötig. Sieht so feierlich aus. Ich mein es ja auch nur so. Auf alle Fälle. — Zigarre, Vater? (*Bietet an.*)
EMIL B.: Oh von denen? Die sind heut aber teuer, was?
FRITZ: Für Flieger ist nichts zu teuer. Ich laß Dir'n paar davon da. (*Rollt ihm ein paar Zigarren in die Hand.*) Aber mit der Laube freilich, das bleibt eine dumme Geschichte.
Bei den letzten Worten sind Frau Biswanger und Grete mit Kaffee gekommen.
FRAU B.: Ich sag eben zu Grete, wenn mich einer so getäuscht hätte, wie der sie, dann möcht ich ein Mann sein und —
GRETE: Na und — was weiter?
Pause.
FRITZ: Er hat uns alle getäuscht.

GRETE: Ich weiß, Fritz. Und — so — (*energisch*) nun redet bitte nicht mehr davon!

FRAU B. (*noch immer nicht beruhigt, hastig und voller Angst*): Reiner Tisch muß gemacht werden. Es sind immer noch da, die andre ins Unglück bringen mit Gerede. Es meckern noch viele herum — heut wieder beim Bäcker — und dann gibts immer wieder Unschuldige, die darauf reinfallen. Die kostets dann Kopf und Kragen. (*Blickt auf Grete und dann, Bestätigung suchend, im Kreise herum.*) Mit ihrer ganzen Familie!

FRITZ (*versucht, des Vaters Autorität für die Zeit der eigenen Abwesenheit bei Grete zu stärken*): Ich habe Vater zu verdanken, daß er mir beigebracht hat, einzusehen, was zweckmäßig ist.

FRAU B. (*wild*): Wenn jetzt „Hurrra" geschrien wird und „Heil", dann schrei ich begeistert mit. Jawohl, die Leute haben recht. Für Deutschland kommt eine große Zeit!

Peinliche Pause.

FRITZ: Wenn du so sprichst, Mutter — davon hat Grete gar nichts. Dann bockt sie nur. Weil sie nicht glaubt, wenn einer große Töne redet. Du bist eben anders, Mutter. (*Bemäntelnd*) Mit Schwung. Die Grete —

GRETE: Was willst du von mir?

FRITZ: Na, ich hab dein Gesicht gesehen. Du hast nichts übrig für solche großen Worte.

GRETE: Nein.

FRITZ: Na also — wollen wir uns doch nichts vormachen. Wenn ein Flugzeug auf der Erde steht, und es kommt ein Neger aus dem Busch und weiß von nichts — dann denkt er vielleicht: „Was für ein dummes, ungeschicktes Zelt und wie unbequem, unter dem großen Dach eingeklemmt, eine kleine, ungemütliche Wohnung."

FRAU B.: Was soll das heißen?

FRITZ: Unser Instruktionsoffizier hat uns die Situation so erklärt. Kriegswirtschaft. Ersatzstoffe. Nahrungsmittelschwierigkeiten. All der Tod und Teufel. — Wenns fliegt, ist die Maschine sinnvoll, klug und bequem. Wenn Krieg ist, paßt alles zusammen in unserm Leben. Aber im Frieden, natürlich im Frieden — stimmt bei uns etwas nicht. Auch bei den Fliegern — was glaubt ihr, wie sie da toben, die Bürokraten und so. Kameradschaft kommt doch im Friedensdienst nicht erst auf — zwischen Neid, Strebertum, Angeberei. Das ist alles noch schlimme Erbschaft.

FRAU B.: Auch bei den Fliegern —

FRITZ: Aber im Krieg wird all das verschwinden. Im Krieg wird das Leben erst sinnvoll. Im Krieg kommt die Kameradschaft. Das hat der Instruktionsoffizier uns noch besser ausgemalt als ich jetzt. Aber der Mann hat eben recht. So ist das.

GRETE (*krampfhaft*): Wenn einer auf der richtigen Seite kämpft.

FRAU B. (*schnell*): Wie wer?

GRETE (*ebenso*): Wie Fritz — (*stotternd*) oder eben . . . wie wir . . .

FRITZ (*hitzig*): Ja, Grete, und nicht einmal. Wir sollen gar nicht viel nach dem Gegner fragen. Wir sind die Stärkeren — und alles andere wird zermalmt. Fertig! So ist das in Spanien und überall!

FRAU B.: Wenn der Fritz loslegt, dann gefällts dir, Grete, was? Das ist noch das Beste an ihr — (zu Fritz) auf dich läßt sie nichts kommen.

FRITZ: Weil sie weiß, daß man sich auf mich verlassen kann. (*Handschlag zwischen Fritz und Grete.*) So, Kinder, ich muß fort. — Mutter, ich mache übrigens jetzt eine größere Übung. Auf einer neuen Maschine. Sprecht nicht darüber. Kann sein, daß ich zwei, drei Wochen keinen Urlaub bekomme.

Pause.

EMIL B. (*um so ergriffener, weil er sich nichts merken lassen darf und sich zwingen muß, lächelnd zu sprechen*): Na, leb wohl! So friedlich waren wir schon lange nicht beisammen — und das hat der Fritz gemacht — und dafür muß er eigentlich einen ordentlichen Kuß bekommen. Gib ihm einen, Mutter, für seinen Vater schickt sich das ja nicht so —

FRITZ: Wieso — was denn?

Gibt der Mutter schnell einen Kuß, stürzt fort.

FRAU B.: Was gibt's?

EMIL B.: Nichts — was solls denn geben?

FRAU B. (*in aufdämmernder Angst, wie hilferufend zu Grete, die mit gesenktem Kopf starr dasteht*): Grete?

GRETE (*hebt den Kopf, versucht, sich zu halten*): Ich weiß nicht, Mutter, was du willst — (*Es gelingt ihr nicht.*)

FRAU B.: Dir laufen ja die Tränen herunter — Vater! Der Junge! Er geht nach Spanien!

EMIL B.: Unsinn, Mutter.

FRAU B.: In den Krieg! (*Schreit*) Nach Spanien! (*Will hinter Fritz her.*)

GRETE (*versucht die Mutter zu halten*): Schrei nicht so, Mutter.

FRAU B. (*reißt sich los*): Laß mich! Er soll nicht — !

Ihr Mann fängt sie an der Tür auf und hält sie energisch zurück.

FRAU B.: Ich geb ihn nicht her! Fritz! Fritz!

EMIL B. (*zieht sie nach vorn*): Bleib und sei still. Du bringst uns alle ins Unglück.

FRAU B. (*fast tonlos*): Warum gerade meiner?

Grete bricht aufschluchzend über dem Tisch zusammen. Frau Biswangers Angst, daß es Grete doch um Hans Bäumer geht, überwältigt ihren Schmerz um den Sohn. Sie stürzt auf Grete zu, reißt ihr die Hände vom Gesicht.

FRAU B.: Um wen heulst du denn? Du! (*Sie stark bedrängend*): Um wen?

GRETE (*sie kraftvoll abschüttelnd*): Geh weg! Laß mich! Was ist, hab ich gesagt. Dabei bleibts. (*Durch Härte alles verdeckend.*) Mir gehts um den Fritz. Um nichts andres.

Während sie nach hinten geht, fällt der Vorhang.

„ZURÜCK VON SPANIEN"

von

Erika und Klaus Mann

Erstaunlich groß ist der Unterschied zwischen wissen und kennen, zwischen lernen und erleben, zwischen „jahrelang sehr, sehr viel darüber gelesen haben" und „einmal drei Wochen lang dort gewesen sein".

Über den Verteidigungskampf der spanischen Republik gegen die faschistische Invasion hatten wir sehr viel gewußt, gelesen, gelernt. Auf Grund unseres Wissens hatten wir uns „ein Bild gemacht", das wir für exakt hielten, denn es entsprach den Nachrichten, die täglich zu uns kamen, — wir hatten alle Farben und Töne verwendet, die aus den Zeitungen, Wochenschauen, Büchern so lebhaft zu uns sprachen. Aber wie schwach ist die Vorstellung, wie ungenau arbeitet die Phantasie. Weder über die Leiden, noch über die Größe des spanischen Volkes hatte sie uns die volle Wahrheit gesagt. Zweierlei hatte sie uns nicht deutlich machen können: erstens, wie furchtbar es ist in Spanien, wie grauenvoll, wie unmenschlich, wie zermürbend und wie unsagbar traurig. Zweitens, wie schön es ist, wie liebenswert, wie beispielhaft, und wie hoffnungsvoll.

Man muß die Luft geatmet haben, die dort weht, — die Menschen muß man gesehen, ihre Stimmen gehört, ihre Wohnungen betreten, ihre kargen Mahlzeiten geteilt haben, um zu spüren (nicht bloß zu „wissen"): sie sind unbesiegbar. Sie glauben an Wert und Sinn dieses Kampfes, — sie haben die Fähigkeit, Leiden zu ertragen in einem Grade, der Ehrfurcht einflößt, — und — wichtigster Faktor im Kriege gegen die faschistischen Alliierten: sie sind einig. Man muß sie beieinander gesehen haben, die Spanier der verschiedenen Richtungen und Parteien, — man muß gehört haben, mit welcher Bewunderung der junge Chauffeur, der Kommunist ist, von Negrin spricht, dem Sozialisten, — erlebt muß man haben, wie die frommen Basken ihre Messen abhalten, in denen von Gott der Sieg erfleht wird für das „rote" Vaterland. Man muß dabei gewesen sein, wenn die Flugzeuge kommen in den großen Städten, — an den Fronten muß man gewesen sein. — in den Hospitälern, — in den Eisenbahnen und auf den Schiffen. — in den Ministerien und in den Volksküchen. Erst dann, — nur dann, wird klar: dieser Krieg, in dem es um so viel mehr geht, als um das Schicksal eines Volkes. — wird nicht verloren werden. Mit einer Freude, in der Dankbarkeit und Rührung sich mischen, erkennt man: solange es noch eine Stadt gibt in Spanien, die republikanisch ist, wird sie verteidigt werden; solange noch ein Weinberg, noch einer von den olivenbewachsenen Hügeln dieser Landschaft den Soldaten der Republik gehört, hat Franco den Sieg nicht und die zivilisierte Welt, die ihn gewähren läßt, wird lernen, daß es Wunder gibt.

Die Stadt Madrid, wie sie besteht, lebt, arbeitet, kämpft, ist ein Wunder. Wir sind herumgegangen in dem Viertel, das zur Universität gehörte, und in dem die Schreckensschlachten des Herbstes sechsunddreißig geschlagen wurden: ein Wunder. Es *kann* keiner — und sei er stumpf und unempfindlich gegen das Heroische dieses Freiheitskampfes — dies Trümmerfeld gesehen haben, wissen, daß hier der übermächtige Feind zum Vernichtungsschlag ausgeholt hat, daß es hier gewesen ist, innerhalb der Tore und daß er lauert, dort drüben, fünfhundert Meter weit überm Feld — und dann sagen: dies ist nicht bewundernswert.

Wir haben den Mann gesehen und lange mit ihm gesprochen, der als einer der Retter von Madrid geliebt wird, — sein Name ist Ortega, — er ist Befehlshaber eines Korps. In seinem Frontabschnitt erschien der Chef der Zentrums-Armee, General Casado, von dem selbst die Faschisten sagen, daß er ein „großer Mann" sei. Er ist der Lehrer gewesen von vielen unter ihnen, — Mola etwa ist bei ihm in die Schule gegangen, — aber Frauen und Kinder zu ermorden, hat er gewiß bei Casado nicht gelernt. Der kultivierte, sympathische und feinnervige Mensch schämt sich seiner Schüler. Stolz ist er auf die jungen Leute, die vor zwei Jahren noch nicht wußten, wie ein Gewehr aussieht, die keine Karte lesen konnten und keinen Graben bauen, und mit deren Hilfe er nun sein Land verteidigt. Stolz ist er auch auf die Freiwilligen der Internationalen Brigaden, die damals, am Anfang, mitentscheidend gewesen sind und die am Jarama, in einer ersten großen offenen Feldschlacht den Feind zum Stehen brachten, der unaufhaltsam im Vorrücken schien. Oben auf einem Hügel überm Fluß steht ein Denkmal — wir fahren wohl eine Stunde lang auf schlechten Feldwegen im Staub, weil Casado es sehen möchte: es ist ein einfaches Grab, aber unvergeßlich. Eine Faust aus Stein ist zum Himmel gereckt — man sieht sie aus weiter Ferne. Da wir nähertreten, lesen wir: „Die 18. Brigade den internationalen Kameraden und Helden, die gefallen sind im Verteidigungskampf der Republik. Februar 1937." Und ein kleines Holzkreuz unten am Hügel sagt: „Hier liegt das 16. Bataillon." Wir stehen mit gesenkten Häuptern. Es sind siebenhundert junge Engländer, die hier gestorben sind, — siebenhundert Freiwillige, von denen keiner am Leben blieb. Hier liegen sie, — aber über ihrem kleinen Kreuz ballt sich eine Faust aus Stein.

Das Herz ist uns erfüllt und bewegt von den tausend Bildern dieser heroischen Wirklichkeit, die wir geschaut haben; tausend Bilder haften für immer in unserem Gedächtnis. Wir möchten von dem erzählen, was wir gesehen haben; aber es sind der großen Impressionen zu viele, auch ist alles wohl noch zu nahe; die Details schieben sich ineinander: zu den grauenvollen kommen andere, die fast heiter sind, neben dem Fürchterlichen steht das Rührende.

Ist das Leben in den großen Städten der spanischen Republik traurig geworden? — Aber neben den Häusern, die von deutschen oder italienischen Bomben verwüstet sind, spielen die Kinder; und auf den Straßen, die abends in vollkommener Dunkelheit liegen, promenieren nachmittags plaudernd,

lachend und flirtend, die sehr hübsch zurechtgemachten Mädchen — und in unmittelbarer Nachbarschaft von Ruinen, aus denen man vor ein paar Wochen die gräßlich verstümmelten Leichen der Verschütteten geborgen hat, spielt zum Five-o'clock-tea eine Tanzkapelle. Das haben wir gesehen und gehört.

Wir haben gesehen und gehört, wie in den Kapitalen der spanischen Republik, in Barcelona, Valencia, Madrid, das Leben weitergeht — weder lethargisch noch nervös, sondern ruhig und oft mit einer gewissen grimmigen Heiterkeit, die Trotz enthält.

Als wir zum erstenmal in Barcelona die Alarm-Sirenen heulen hörten, waren wir sehr erschrocken. Man erklärte uns, was es bedeutet: feindliche Flugzeuge sind über der Stadt . . . die Faschisten haben sich zur Menschenjagd aufgemacht — was ihr liebstes Geschäft zu sein scheint. Nun suchen die Scheinwerfer den schwarzen Himmel nach den mörderischen Vögeln ab. Wir hörten den dumpfen Laut der Abwehr-Kanonen . . . Später lernten wir auch andere Geräusche kennen: das Sausen und Fauchen, mit dem die Bombe durch die Luft fährt; den helleren, durchdringenden Krach des Einschlages; das dumpfe Poltern, mit dem ein Haus in der Nachbarschaft zusammenstürzt . . . Gibt es Panik in der Zivilbevölkerung? Keineswegs. Alle sind sich darüber einig, daß die brutale Infamie der Fliegerangriffe auf offene Städte die Moral, den Widerstandswillen der Angegriffenen nicht geschwächt oder gar gebrochen, sondern gewaltig gesteigert hat. — In manchen Orten freilich, die dem Überfall des internationalen Faschismus gar zu lange und zu unbarmherzig ausgesetzt waren, zieht das Schweigen des Todes ein . . .

Dem Schweigen des Todes sind wir begegnet in der Stadt Tortosa, von der nichts übriggeblieben ist als ein gespenstisch öder Trümmerhaufen — und noch den verteidigen, wachsam und zäh, die Truppen der spanischen Republik. In Tortosa steht buchstäblich kaum mehr ein Stein auf dem anderen; so sieht eine Menschensiedlung aus, die berührt worden ist von der schrecklichen Hand des Faschismus. Als wir, zu einer unvergeßlichen Nachtstunde, durch diese Ruinenstadt wanderten, sagten wir uns: Franco und seine mächtigen Hintermänner möchten, daß ganz Spanien so aussieht, wenn es sich von ihnen nicht regieren lassen will. Kalten Blutes tun sie das unsagbare Werk der Zerstörung — und haben dann auch noch die Stirn zu behaupten, es seien „die Roten" — gemeint ist: die Armee der legitimen Regierung — gewesen, die das Entsetzliche angerichtet.

Manche kleinere Siedlung verödet. Um so stärker, farbiger, bewegter konzentriert das Leben sich in den Kapitalen. Am geschäftigsten und am spannungsreichsten ist es in Barcelona, dem Sitz der Regierung, der von unzähligen Flüchtlingen überfüllten Hauptstadt Kataloniens; am buntesten ist es in Valencia, das sich, trotz der akuten Bedrohtheit seiner jetzigen Lage, von seiner südlichen Heiterkeit, seinem leichtfertigen Charme viel bewahrt hat; den größten Ernst, das stärkste Pathos hat das Leben in Madrid — der Stadt, die das gewaltige Beispiel des Widerstandes gegeben hat.

Es wird viel gelitten in diesen Städten: wir sind Zeugen vieler Leiden gewesen. Vielleicht schlimmer noch als die Gefahren ist die Verarmung des Lebens, sind der Mangel, die alltägliche Not. Sicherlich gibt es manche, die sich mit den Bombardements leichter abfinden, als mit dem leidigen Umstand, daß man keine Zigaretten bekommt. Das Problem der Ernährung wird zur ernsten Kalamität. Aber alles dieses wird geduldig ertragen— und es kann, wenns denn sein muß, noch lang ertragen werden. Natürlich: es gibt auch Verbitterte, Müde, Enttäuschte — wir haben auch solche getroffen. Aber sie sind eine Minderheit, da kann gar kein Zweifel sein. Wären sie keine Minderheit — das Mirakel eines Widerstandes, der nun schon zwei Jahre dauert, würde nicht vorstellbar sein.

Das Leben in der Spanischen Republik ist äußerlich ärmer, aber innerlich reicher, erfüllter geworden. Es wird unendlich viel gearbeitet, auch neben der eigentlich kriegerischen Leistung. Mitten im Kriege werden bedeutende Werke des Friedens getan.

Um nur ein Beispiel zu nennen: die Rettung, Bergung und Ordnung der Kunstschätze, die in den Museen, Klöstern und Privathäusern von den Bombardements bedroht waren, ist eine kulturelle Tat ersten Ranges. Die reaktionäre Presse hat verleumderisch immer wieder behauptet, die Kunstschätze Spaniens gingen nach Moskau, als Bezahlung für Kriegsmaterial. In Wahrheit werden sie mit ernstem Fleiß gesammelt; so weit wie möglich in Sicherheit gebracht; katalogisiert; teilweise restauriert. Wir haben in Madrid, im beschädigten Prado und in der Nationalbibliothek, Schätze verwahrt gefunden, deren Wert unermeßlich ist. Bekanntlich sind sogar Meisterwerke, zum Beispiel von Greco, entdeckt worden, die bis dahin unbekannt waren. Die „roten Barbaren" hüten das große Erbe ihrer Nation ...

Die „roten Barbaren" unternehmen es, den Analphabetismus, der in Spanien so häufig vorgekommen war, zu liquidieren. In den Schulen, wo die Offiziere ausgebildet werden, haben wir mit jungen Leuten gesprochen, die vor einem halben Jahr noch nicht lesen konnten, und sich jetzt nicht nur mit strategischen sondern auch mit philosophischen Problemen beschäftigen. Die verantwortlichen Männer der Republik haben pädagogischen Ehrgeiz — wer mit einem Mann, wie dem Außenminister Del Vayo, gesprochen hat, der begreift, daß er es nicht nur mit einem entschlossenen Politiker, sondern mit einem geistig bemühten Menschen, einem wirklichen Intellektuellen zu tun hat; — ihnen helfen die Literaten, von denen die besten leidenschaftlich auf der Seite der Republik stehen. Das geistige Leben stagniert nicht; es nimmt einen Aufschwung. Wir hatten mit den Herausgebern literarischer Revuen — zum Beispiel der ausgezeichneten „Hora de España" — zu tun, oder mit jungen Dichtern, die jetzt Theaterstücke für die Front schreiben — etwa mit Rafael Alberti, den die spanische Jugend bewundert —: von diesen jungen Intellektuellen geht eine Begeisterung aus, von der auch die Massen sich ergreifen lassen. Es wird mit Gier und Innigkeit gelesen im republikanischen Spanien. Das Volk hat begriffen, daß dieser Krieg nicht nur mit

der Flinte und dem Flugzeug zu gewinnen ist, sondern auch mit dem Gedanken, mit dem Buch.
Die Antifaschisten haben sich vielfach zu bewähren: zuerst in einem Kampf, zu dem man sie gezwungen hat; dann aber auch, positiv, durch humanitäre Taten, durch die pädagogische Bemühung, durch den Geist.
Seitdem wir Deutschland verließen — seit mehr als fünf Jahren — haben wir in aller Herren Länder gelebt und gearbeitet. Es war nicht immer leicht, dies Leben — auch hoffnungsvoll war es nicht immer. Verstreut über die Erde saßen die Freunde und Kameraden — kein Beispiel zeigte den Vertriebenen und Entmutigten den Weg zum Kampf — die Chance des Sieges. Spanien ist Beispiel. Die Reise, von der wir zurückkehren, hat in unsern Herzen ihre Spuren hinterlassen. Es war keine erheiternde Reise — wir haben ein Grauen kennengelernt, das uns noch fremd war — dem Elend und der Verwüstung sind wir begegnet. Trotzdem, und dies ist die Wahrheit: zum erstenmal seit dem Tage unserer Emigration haben wir gefühlt, daß wir siegen können. Dies Erlebnis, das spanische Volk im Kampf zu sehen gegen die Feinde seiner Freiheit, die die unseren sind, — dies Erlebnis ist unaustilgbar und es ist das schönste, was uns in der Verbannung begegnet ist.

RAST

von

Ludwig Adam

Eine Kirche steht bei Veurne,
wie es viele gibt in Flandern.
Auf dem alten Friedhof saß ich lange,
als ich müde war vom Wandern.

Kinderstimmen kamen leise
von dem alten Chore. Und befangen
sprach zu mir ein Friedhofsweibchen:
„Lang ists her, daß wir so sangen ...“

Um die Kreuze knarrt der Meerwind.
Zwischen Yser, Lys und Schelde
gibt es viele alte Kirchen
und viel Kreuze auf dem Felde ...

DIE MILCH IST EINGETEILT

Eine Geschichte aus Berlin vom November 1918

von

Dora Wentscher

In der „großen Zeit" des Weltkrieges trat an einem frühen Novembermorgen eine bekümmerte und unausgeschlafene alte Plätterin aus ihrer Wohnungstür. Ein kalter, mit altem Staub gemengter Windhauch fegte durch die zerbrochenen Fensterscheiben des Treppenflurs an ihre grobe, ein wenig rötliche Nase, unter die weißen buschigen Augenbrauen, in ihre kleinen entzündeten Augen, ohne daß ihr das im mindesten auffiel. Sie hatte sich längst gewöhnt, das Unangenehme, von dem das Leben wimmelt, möglichst ohne Bewußtsein hinzunehmen. Gedankenlos zerrieb ihre weiße, aufgeschwemmte Hand den Treppenstaub in ihren Augen.

Frau Rasenack brauchte nur einen Schritt zu machen, um bei der Nachbarin zu klopfen. Die Nachbarin hatte ihre vom Abwasch nassen Hände an den Hüften entlang gerieben und steckte ihren Zoddelkopf durch den Türspalt. Ihre Augen sahen unruhig aus dem winzigen Gesicht, das aussah, als hätte es der Schöpfer, falls er es gemacht haben sollte, aus Versehen von oben nach unten zusammengeknautscht.

„Is was?" fragte sie ängstlich und versuchte mit der feuchtgebliebenen Hand, ohne ihre Tür weit zu öffnen, die Rasenack hereinzuziehen. „Kommen Sie rein, Rasenack; die Küche kühlt mir aus."

Die Rasenack bleibt steif stehen. „Nee doch, nee; ich muß nachn Magistrat."

Frau Rasenack spricht immer ruhig und heiser, heut spricht sie noch ruhiger und noch heiserer. „Weswegen ich komm: könnten Se nicht 'n bißchen nach meinem Alten sehen, Lohmann, derweile?"

Frau Lohmanns gutmütiges Gesicht zieht sich schief: „Nachn Magistrat wolln Sie? Das lassen Se man, Rasenack. Wegen Milch? Hat keen Zweck nich. Ihr Mann — er wird ja nich ... wenn er nu aber doch ... sehn Se mal, und es geht zu Ende mit ihm auf einmal? Nee, wissen Se, ich fürcht mich."

Der schmale, geschweifte Mund der alten Plätterin, unter dem ein großes, weiches Kinn prangt, wird noch schmaler: „Menschenskind", sagt sie langsam, „er liegt doch man bloß und schläft. Was ist denn da zum Fürchten? Milch ist das einzige, was er noch genießen kann. Ich geh. Natürlich geh ich."

„Sie kriegen aber keene; ich sags Ihnen doch gerade." Die Nachbarin schüttelt ungeduldig den Kopf. „Müßt er schon über siebzig sein. Er kriegt eben nichts. Kinder über fünf kriegen auch nichts. Es is keene da eben"; und ganz nah am Ohr der Nachbarin: „Wat da is", flüstert sie, „wird verschoben. Könn Se glauben."

„Und ich glaub es eben nich", antwortet der Rasenack zuversichtliche Stimme, „ich komm wieder mit Milch." Die Plätterin rafft ihr grauwollnes Umschlagtuch fester um ihren schweren, alten Körper. „Soll ich meinen Mann verdursten lassen im Sterben? Hat er mein Leben lang gesorgt, daß ich 'ne gute Tasse Kaffee hab gehabt, solang es eben is gegangen. Nee nee, sowas wird nich gespielt; nich mal im Krieg. Ich bring Milch! Sie werden sehn. Lohmann, ich bring. Hier nehmen Se meinen Schlüssel."

Milchkanne und Schein fest in der klammen Hand, hastet die alte Frau unbeholfen über die Straße. Die steifen Beine, dick und schwerfällig vom ewigen Stehen am Plättbrett, wollen sich nicht schnell bewegen lassen. Das weiße Bärtchen über dem fast lippenlosen Mund wippt seltsam auf und ab. Ihre von der Plätthitze geröteten Augen blinzeln in der kalten Luft unter den zusammengewachsenen Brauen. Sie schiebt sich verzweifelt vorwärts. Nur schnell, nur bald zurück sein!

Der Raum, in dem die Lebensmittel verteilt werden, ist düster, da er auf einen Hof geht, und schmutzig. Er hat, wie immer, trotz der Kälte — ist da überhaupt geheizt? — dicke verdorbene Luft. Täglich stehen hier hunderte von Menschen und geben ihre Ausdünstungen von sich. Die Fenster scheinen zugeklebt zu sein. Der Kalender am Schalter, mit einem glückstrahlenden Soldaten geziert, zeigt den 3. November 1918. Seit dreieinhalb Jahren hungert das Proletariat Deutschlands unter behördlicher Aufsicht. Nach Karten. Eine armselige Menschenschlange von müden, welk aussehenden Weibern, alten Männern und blassen Kindern murrt vor dem geschlossenen Schiebefenster des Milchkartenbeamten und fängt eben an, sich fast bedrohlich zu bewegen. Seit drei Stunden stehen alle diese unterernährten Ausgemergelten machtlos da, stumpf, verdrossen und verzweifelt.

Frau Rasenack drängt sich durch. „Mein Mann liegt im Sterben", wird sie den beiden bösblickenden Finsteren, die zuvorderst am Schiebefenster stehen, sagen. Sie weiß, daß Vordrängende bei diesem tötenden, muffigen Warten die einzige Abwechselung für alle bedeuten, daß man an ihnen mit Wollust die aufgestapelte, fürchterlich schlechte Laune auszulassen pflegt; aber sie fühlt, daß ihr heute alles gelingen muß. Sie sagt gar nichts; und wirklich die beiden Bösen vorne weichen. Mit Anerkennung sogar sieht alles schweigend zu, wie die aufgeschwemmte große Faust der Frau im Umschlagtuch sich energisch gegen das heilige Fenster erhebt. Sie bummst sogar ganz erheblich dagegen. Bewundernd erstarrt die Schlange vor soviel Verwegenheit. Nur eine untersetzte Frau mit einem bellend hustenden Jungen an der Hand zuckt ärgerlich die Achseln: „Jetzt wird er erst recht meckern."

Aber die Arbeiterfaust, die fordernd pocht, scheint anders zu wirken. Der Beamte, ein Spitzbärtiger mit fast geschlossenen Augen — es sieht aus, als hätte er sich längst und für immer abgewöhnt, sie zu öffnen — erscheint fast sofort hinter dem schmutzigen Schiebefenster. Seine Haarborsten scheuern den obern Fensterrand. Er schlägt die Klappe hoch und mit derselben schlafwandelnden Schlappheit, die sein gelbliches Gesicht beherrscht, nimmt er der Frau das Papier aus der Hand, hört er ihre stockende Rede an. Auswendig, im Schlaf. Er kennt diese Rede. Mein Mann, mein Säugling — sie liegen im Fieber, sie sterben. Und was noch? Ist ja ewig dasselbe. Ihm gehts auch nicht gut. Gallensteine hat er. Er schreibt etwas auf einen winzigen Papierfetzen: „Damit gehen Sie morgen früh, aber pünktlich", er spricht wie zu einem sehr dummen Kind, „in die Steinmetzstraße gehen Sie damit, um sieben, verstanden?"

„Morgen erst?" hört man die erschrockene, tiefe Stimme der Frau.

„Was denn noch? Erledigt!" brüllt jetzt der Kartengott, denn das ist er trotz allem. „Mehr Extrawürste haben wir nicht!" Mit einem Knall fliegt das Fenster zu — Frau Rasenack ist am Ausgang, da hört sie die Stimme noch einmal: „Nicht mehr warten, Milchkarten sind alle." Wieder knallt das Schiebefenster.

Im selben Augenblick erhebt sich ein wildes Jammern und ein noch wilderes Geschimpfe. Alles schreit durcheinander. Die zahme, lahme Schlange hat sich in ein wildes Tier verwandelt.

Im Türkreuz, vor Frau Rasenack wie aus dem Boden gewachsen, stehen fünf gut ausgefutterte Blaue mit dem Säbel an der Seite. Sie sind gekommen, um den Milchkartenempfängern beim Hinausgehen „behilflich" zu sein. Zu Frau Rasenacks Staunen läßt der Lärm gar nicht besonders nach. An ihr vorbei rennt eine Frau auf die Treppe hinaus. Eine junge Frau. Sie schluchzt. Sie stolpert. Rasenack packt sie am Arm. Die Treppe ist steinern und steil. „Ach", weint die Frau auf, mit einem Ruck hat sie sie fest, „weil er vorigen Donnerstag, vorigen Donnerstag hat er Geburtstag gehabt, mein Kleiner, neunundreißig fiebert er. Weil er jetzt sechs ist, braucht er nicht gesund werden. Ich brauch gar nicht wiederkommen, sagen alle. Was mach ich? Was mach ich nu bloß?"

Die Rasenack macht den Mund auf und wieder zu. Sie hat den dünnen Arm der andern, den sie noch gepackt hielt, langsam losgelassen. In Berlin und in Kottbus, wo sie zu Hause ist, und in Breslau und in Köln, in Paris und in Wien und in Petersburg — sie sieht die Landkarte vor sich, die in Kottbus, als sie zur Schule ging, ach, vor hundert Jahren, an der Wand hing — wer stirbt da alles in Städten und Dörfern ohne Hilfe? Und es ist doch bloß „Hinterland", wo es „sicher" ist . . .

Der fröhliche Soldat auf dem Kalender da drinnen. All der Schwindel, den sie in den Zeitungen schreiben: „Große Zeit!" Bloß nicht umschauen, bloß nichts denken. Sie hat ja Glück gehabt. Nach Hause und Kaffee kochen. Ihre Hand umkrampft den kostbaren Zettel. Den nur festhalten! Und morgen früh . . . Wer hat recht gehabt? Die Lohmann wird staunen.

Um halbsechs Uhr ist es noch stockdunkel. Licht wird sie lieber nicht machen. Das Gas knallt immer so, wenn sie es ansteckt. Sie kriecht leise aus dem großen, schönen Holzbett. So seine dreißig Jahr steht das nun hier an derselben Stelle neben dem ihres Mannes; gegenüber der breite Kleiderschrank, echt Eiche alles. Was hat man nun davon? Nicht mal Kinder sind da, wo nun der Fritz auf See schon längst ertrunken ist; war eben sein Fimmel . . . von diesen verrückten Kinderbüchern. Aber er hat wenigstens nicht in den Krieg gemußt für Wilhelm und die Börsenschieber; hat alles sein Gutes. Hätte sie damals nicht gedacht, als der Brief kam mit der Nachricht . . .

Nun kann sie den verdammten Strumpf nicht finden, muß sie doch Licht machen. Ach der Karl, der schläft wieder nicht. Nie schläft der Mann jetzt, gräßlich ist das. Und sagen tut er fast nie was. So steif liegt er; meistens guckt er bloß immer so schlief über die Steppdecke weg, gerad als ob er gar nichts sieht. Gar nicht wie'n Schmied sieht der Mann mehr aus.

Ihr linkes Bein ist wieder 'n bißchen dicker. Wird sie sich doch mal 'nen Krankenschein holen müssen. Wann aber? Na also . . . endlich drin im Stiefel. Eigentlich ist er gar nicht krank; bloß so alle ist er geworden. So nach und nach. Daß er nichts mehr essen kann, das ist es. Was die Lohmann bloß immer für Angst hat. Zu komisch ist die Frau. So schnell geht es nun doch nicht, zum Glück. Soll sie doch ein bißchen heizen? Ist besser. Jetzt ist er noch da, soll ers warm haben . . .

Nach dem Heizen wäscht sie sich in der Küche Hände und Gesicht. Mehr kann man nicht so früh morgens.

Damals, wie Lohmanns den Schinken aus Belgien bekommen haben von der Trautchen ihrer Herrschaft, da hat es mit ihm angefangen. Sie hätten doch 'nen Hund, hatte die Herrschaft Trautchen gefragt. Na, die Hunde . . . das waren wir. So ausgehungert auf Fleisch war mir der Mann. Ich dachte auch: ‚Besser mal'n bißchen was nicht so Gutes, wie nie was'. Hatte es doch mächtig mit dem lila Zeugs gewaschen. Hat man das wissen können? Uns allen andern ist es doch großartig bekommen . . . bloß dem Mann nicht.

Heut werden ja die Hände überhaupt nicht trocken. Hat er gerufen? Sie läuft in die Stube. Der Schmied liegt auf der Seite und rührt sich nicht. Nun ist er gerade wegen dem Licht eingeschlafen, denkt Frau Rasenack glücklich.

Es ist noch immer zu früh zum Gehen. So lange auf der Straße stehn, ist zu kalt. Sie setzt sich auf den breiten, grünen Sammetstuhl am Fenster und schiebt die ausgespreizten Hände auf den Schenkeln hin und her. Müde, mit krummem Rücken sitzt sie und wartet, daß es später werden solle. Zu tun ist nichts in der Stube; die ist ordentlich.

Der Doktor sagt, er zehrt von sich selbst, und das dauert lange. So'n großer schöner Mann, wie der Karl war . . . anderthalb Jahr dauert es schon. Nun wird bald Schluß sein. Glaub ich noch gar nicht. Vorm Krieg hat er noch wie'n Junger mit am Eisenhammer gearbeitet und war schon fast sechzig; jetzt, wenn man ihn sieht: Knochen mit Haut bezogen und Eiterwunden drauf. . . .

Sie geht noch mal zum Ofen. Er brennt.
Der andere hat auch in den Schützengraben gemußt, der die Schmiede kaufen wollte. Er hinkte sogar, und auf einmal war er kv ... kriegsverwendungsfähig ... Wie lang is nu die Schmiede zu?
Die Uhr will nicht vorrücken.
Nicht mal'n Strickzeug hat man. Gibt ja keine Wolle. Werd mir doch Kaffee machen, denkt sie. Nicht das kleinste Geräusch entsteht von ihren leisen Schritten, so schwer die Beine sind. Vorm Herd angelangt, tut es ihr wieder leid, Feuer zu machen. Ach was, sie geht. Sie holt das mausgraue Tuch aus dem Schrank. Das trägt sie nun schon zwanzig Jahre. Von ihrer ersten Herrschaft ist es ...
Im Anfang, da sagte er noch manchmal: „Frau, 'nen richtigen Radreifen möcht ich nochmal schweißen!" Jetzt immer bloß: „Is Frieden? Is schon Frieden?'
Fast hätte sie laut geseufzt. Sie bückt sich und legt die Ofentüre an. Und das mit dem Christentum, das läßt ihm keine Ruhe. „Daß die Pfarrers die Waffen einsegnen", murmelt er öfter. Und dann das mit dem Frieden ... Sie geht hinaus und schließt lautlos hinter sich ab. Den Schlüssel legt sie vor Lohmanns Tür.
Aber jetzt, wie sie die dunkle Treppe hinuntergeht, gibt es keine Rettung mehr vor dem Gedanken, der sie seit drei Tagen tags und nachts verfolgt: Wenn, wenn sie ihm nun sagte: „Es ist Frieden, Karl!" Einfach so reinkommen und sagen: „Karle, es is Frieden!" Die Tränen steigen ihr vor Versuchung zu Kopf. Daß der Mann in Ruhe sterben könnte. Hat sich genug gequält sein Leben lang.
Sie stößt die Haustür auf. Die Straße ist windig und dunkel. Die Laternen brennen nicht. Wenn er dann aber doch was weiß, wenn er tot ist? Sie glaubts ja nicht. Sie glaubt nicht an Wiedersehn und so'n Unsinn. Aber weiß mans denn? Genau weiß mans eben doch nicht. Nie in ihrem Leben hat sie dem Mann die Unwahrheit gesagt. In etwas Wichtigem nicht. Und ihn im Sterben anlügen? Und gleich so? Wenn man nun vielleicht doch im Tode alles weiß? Dann weiß er auch, daß noch immer Krieg ist. Und dann glaubt er sicher, ich hab ihn dazumal wegen den Schlosserkurt auch angelogen. Und das verzeiht mir der Mann nie, meiner nicht, so stolz, wie der ist. Nee, sie kann es nicht wagen, es geht und es geht eben nicht ...

Auf der Straße ist keine Menschenseele weit und breit. Frau Rasenack beeilt sich; und plötzlich kriegt sie es mit der Angst. Hat denn der Schläfrige im Magistrat gesagt, um sieben? War es nicht halb sieben? Sie bleibt vor Schrecken stehn. Quatsch, zu dämlich ist man, sieben hat er gesagt. Sie geht wieder langsamer. Schön wärs gewesen, wenn sies ihm hätte sagen können: „Karl, es is Frieden!" Schön einschlafen tät er mir dann. Wie so'n Kind.
Sie wischt sich die Nase. Kalt ist es. Das ist die Steinmetzstraße; und jetzt sieht sie auch schon, wo es ist. Sicher da, wo das junge Mädchen mit dem

Kännchen in der Hand auf dem Bürgersteig steht und von einem Fuß auf den andern tritt. Jetzt läuft die grad auf sie zu: „Kommen Sie auch von weit? Ich bin um fünfe zu Haus weg, ja gleich nach fünf. Jetzt wirds wenigstens hell." Die Kleine spricht hastig.

Die Rasenack macht nichts als: „Hm."

Ein zartes, hübsches Ding ist die Kleine. Sicher voll Angst und Not, wie sie selbst. Die gestern auf der Rathaustreppe fällt ihr ein.

Aber bloß nicht reden mit den Leuten. Hat keinen Zweck. Die Junge trippelt indes um die Rasenack, die ihr vergeblich den Rücken gedreht hat. „Ich mach nämlich Hochzeit", sagt sie und erwartet gespannt die Wirkung ihrer interessanten Mitteilung. Und als ob es gar nichts Besonderes wäre, zu heiraten, fügt sie hinzu: „Da braucht man ein bißchen Milch zum Bohnenkaffee, nicht wahr?"

„Ja, ja", sagt die Alte abwesend und schaut die Straße hoch, ob der Milchwagen noch nicht komme.

„Scheint 'nen Happen doof zu sein, die Frau", beschließt die Junge; und wieder allein, glücklich wippend, geht sie mit ihrem Kännchen in der Faust auf und ab.

Es wird langsam hell. In der ausgestorbenen Straße schlägt eine Turmuhr. Beim vierten Schlag rasselt ein schwerfälliger Wagen um die Ecke. Laufen kann das Pferd da augenscheinlich nicht. Eine Frau springt vom Bock und schlägt mit blaugefrorenen Fäusten gegen die geschlossene Rolljalousie des kleinen Ladens.

„Komme ja schon!" ruft es von drinnen, und in der sich von unten in ein immer größer werdendes Loch verwandelnden Ladentür erscheint ein kugelrundes, rotes Gesicht über der üblichen, blauen Milchhändlerbluse. Drei große Zinkkannen werden vom Wagen abgeladen. Den beiden früh Aufgestandenen schlägt das Herz im Halse: Milch! Richtige Milch in drei Kannen!

Aufgeregt pendeln sie hinter jeder Kanne her, die die Kutscherin in den Laden trägt. Als die letzte steht, und die Frau ihren Block zum Quittieren herauszieht, macht der Geschäftsinhaber die Rolltür oben los. Genau vor ihren Nasen rollt sie herunter, und sie stehn draußen. Es scheint, daß der Mann sie gar nicht wahrgenommen hat, daß sie Luft für ihn sind.

Aber nach vier Jahren Krieg bemerkt kein kluger Käufer dergleichen kleinere Unfreundlichkeiten. Frau Rasenack ist ja eine breite, starke Frau und durchaus keine Luft: sie hat die Rolltür schon wieder hochgeschoben, steht im Laden neben der Milchkanne; die Kleine gleich hinter ihr.

„Was fällt Ihnen ein, in aller Herrgottsfrühe?" fragt der rundliche Mann. Dieser Rundliche wird bald kein „Mann" mehr sein, sondern ein „Herr". Seit voriger Woche verhandelt er wegen Grundstück und Privatauto. Wohnung in einem andern Viertel hat er bereits. Hat er etwa nötig, gnädig zu sein gegen Leute, die sich ihm nicht erkenntlich erwiesen haben? Solche, die morgens um sieben kommen, das sind die Richtigen! Das ist die Sorte

mit Schein und Recht, die der Magistrat schickt. Gar nicht erst reinlassen ... solche. Er hat nichts. Genug Angst schwitzt man, eh man zu 'nem bißchen brauchbarer Ware kommt. Einen Teil muß man den Kunden sowieso zu diesen lächerlichen Preisen geben, sonst fällt das auf.
Der Rundliche putzt sich ausführlich mit einem riesigen weißen Taschentuch die Nase. Draußen fährt der Wagen ab.
„Ich habe ein Attest vom Arzt" (Da haben wirs: Attest!) „und einen Extraschein vom Magistrat", sagt Frau Rasenack ruhig, aber das Bärtchen auf ihrer schmalen Lippe zittert. „Ich bekomme einen halben Liter Milch.
„Von uns?" blinzelt der zukünftige Herr hintern Ladentisch. „Ihnen kenn ich ja gar nicht, meine Dame." Er stellt sich breit auf beide Beine und macht sich sogar die Mühe, die beiden „Damen" anzusehen. „Die Milch ist hier eingeteilt", sagt er dann langsam und feierlich. Das ist sein Ausspruch. An dem ist nicht zu rütteln. Ein Ladenbesitzer, der Ware hat, ist nicht schlechter als ein Feldmarschall.
„Was?" schreit die alte Frau auf „eingeteilt ist die?"
„Jawoll", sagt der Runde mit Genuß, „eingeteilt. Wenn Sie nämlich nischt dagegen haben. Immer mit der Ruhe. Eingeteilt für meine alten Kunden. Jawoll, wenn Sie gestatten, werte Dame. Ich habe das gar nicht nötig. Aber ich erkläre Sie das."
Die Rasenack hat beide breiten Fäuste auf den Ladentisch niedergelegt.
„Und beim Magistrat bestellen Sie man", fährt der Ladenbesitzer gemütlich fort, „sie sollen mir endlich mal in Ruhe lassen mit solche Besuche wie Sie und die junge Frau da", fügt er noch gemütlicher hinzu. Er kommt hinter seinem Ladentisch hervor und steht breit vor seinen Milchkannen, den lieben schönen Kannen, denen er die Villa verdankt.
Die Frau des Schmieds hat in vierzig Jahren genug schwere Bügeleisen geschoben und gehoben, sie kann auch einen dicken Milchmann von der Stelle befördern. Schon hat sie den Verblüfften bei beiden Ellbogen gepackt, auf seinen Hacken umgedreht und beiseitegeschoben. Jetzt steht s i e vor den Milchkannen. Entschlossen reißt sie den verzinnten Deckel aus der ersten, daß es nur so dröhnt. „Das Schöpfmaß her!" befiehlt sie. „Hier ist Milch für mich und auch für die junge Frau. Wieviel bekommen Sie? Zeigen Sie Ihren Schein. Einen Liter kriegt die junge Frau. Bißchen fix mal, Sie! Wir müssen zu Hause."
„Ich werde einen Blauen holen!" will der Händler sagen. Statt dessen holt er das Maß. Er füllt die Kännchen.
„Sie sterben zu Hause, sie warten nicht", schreit die Plätterin, „her mit der Milch!"

Wie Frau Rasenack auf die Straße gekommen ist, weiß sie selber nicht. Hat sie gezahlt? Die Groschen in ihrer Hand sind nicht mehr da, dann wird sie wohl gezahlt haben. Ein ganz vernünftiger Mann schließlich, als man ihn vorn Bauch gestoßen hat. Die Kleine hat Kaffeemilch für ihre Hochzeit. Na schön. Der Wind hat Frau Rasenack das Mausegraue losgerissen,

sie erhascht den Zipfel und steckt ihn im Gehen fest. Mein Gott, wenn Karl jetzt trinken wird! Er wird ein bißchen schmunzeln vielleicht? Der Doktor meinte ja, es macht ihm wieder Kräfte ... Milch ist sehr nahrhaft.
Ach, der Wind! Schon wieder ist das Tuch los. Kräfte, Kräfte! Woher denn? Es würgt sie im Hals. Er hat heute stiller unter der Decke gelegen, viel stiller als gestern und vorgestern. Das sah gar nicht gut aus. Können die nicht streuen auf der Straße? Fast wäre sie gefallen.
Ob die Lohmann drin ist bei ihm? Der kleine Angsthase ...

Nanu, ist die Haustür schon offen? Ists denn so spät?
Auf der Treppe hört sie den Zeitungsjungen von oben herunterpoltern. „Auflösung der Truppen in vollster Disziplin!" brüllt er. Son Bengel, muß der denn so brüllen? Wenn die Leute noch schlafen. „Auflösung?" denkt sie plötzlich wie vor den Kopf geschlagen, während die Treppe ihr mit jeder Stufe höher zu werden scheint. „Meutern die Soldaten? Und mit Disziplin? Wie machen die denn das Meutern mit Disziplin? Versteh ich nicht", denkt sie gequält.
Erst die dritte Treppe. Noch eine.
Na, aber nun wird mein Lohmännchen staunen. Nanu? Ist meine Tür offen?
Obwohl sie ohne Atem ist, nimmt Frau Rasenack hastig die letzten Stufen. Gleich hinter der Tür ist das gelbe Gesicht der Nachbarin, ängstlicher noch als sonst. Die Hände hält sie mit dem Schürzenzipfel auf den Bauch gedrückt. Wozu hält sie die Daumen nach außen? So steht doch ein vernünftiger Mensch nicht da. Da stimmt doch was nicht. Frau Rasenack steht schon am Bett. Warum liegt mein Mann unbedeckt? „Ich habe doch Milch ... ich ... "
Sein Mund steht offen. Die Schnurrbartspitzen, an denen in gesunden Tagen nach dem Frühstück immer zwei lustige Tröpfchen hingen, starren trocken in die Luft. Das Kinn ist heruntergefallen.
„Wann?" fragt die Rasenack.
„Grade eben", sagt die Nachbarin, „wie der Zeitungsjunge kam." Rasenack nimmt die Decke vom Boden auf, den Zipfel in der Hand, setzt sie sich schwer auf einen Stuhl. Ihr Gesicht ist ganz still, nur das große Kinn zittert.
„Hat er noch was gesagt?" fragt sie endlich.
„Ja. ‚Marie wollte Milch . . .' sagte er, hat er gesagt. Sonst nichts. Nee."

EINSAMKEIT

Aus dem Roman „Zwei an der Grenze“

von

Friedrich Wolf

Die „Anlaufstelle“ für Flüchtlinge besteht bloß aus zwei Räumen: dem fensterlosen Vorraum, in dem ständig eine grelle elektrische Birne aus weißem Milchglas brennt und dem Zimmer des Sekretärs, dessen einziges Fenster auf die Brandmauer des Nachbarhauses schaut. Diese Örtlichkeit ist unauffällig und zweckentsprechend.

In dem fensterlosen Warteraum stehen an den Seiten drei Bänke, die Mitte nimmt der Tisch mit zwei Stühlen ein; auf dem Tisch befinden sich einige zerlesene Zeitschriften und ein Schachbrett. An der Wand hängt eine nicht mehr ganz zeitgemäße Karte Europas, eine Aufforderung zum Beitritt in die Arbeiterhilfe und je ein sehr farbenfrohes Plakat für Mundhygiene und das stolz ein azurenes Meer durchfurchende Schiff des Triester Lloyd. Der Sinn dieser beiden letzteren Affichen — den offenbaren Reliquien eines früheren Raummieters — besteht wohl mehr in der Aufheiterung des Beschauers durch die kräftigen blauen, weißen und roten Farben, als in der Absicht, einen der Politemigranten zu einer Mittelmeerreise aufzufordern.

Auch Hans studiert von neuem die beiden Blickfänger. Er ist schon acht Wochen in der großen Stadt, er kommt zum regelmäßigen Empfang seiner Eß-Bons und des kleinen Handgeldes; wichtiger aber, er hofft von Woche zu Woche auf eine auch noch so geringe Arbeit, oder lieber noch auf einen Auftrag. Doch immer wieder heißt es: warten, nicht weiter fragen! Warten...

Neben ihm sitzt der Bertl, ein junger Gärtner aus Süddeutschland; er trägt Knickerbocker, Sportstrümpfe und Schillerkragen; er hat sich in der Stadt schon leidlich eingerichtet, hilft den Bäuerinnen auf dem Gemüsemarkt, manchmal fällt auch am Bahnhof etwas ab. Jetzt sitzt er mit Hans vor dem Schachbrett, dessen Felder immer wieder mit Tintenstift nachgezogen werden; die Köpfe der Springer fehlen, einige Bauern sind durch Hosenknöpfe ersetzt. Wieviel Emigranten haben auf diesem Brett schon die Zeit und ihr undurchdringliches Schicksal zu vergessen gesucht!

„Bekommst du mal Nachricht von drüben?“ fragt der Bertl.

„Wenig.“ Der Hans zieht den Königsbauern.

„Ob sie noch an uns denken ...?“ Aber dieser igelhaarige blonde Gärtner ist nicht geschaffen, Trübsal zu blasen. „Kennst du die ‚Heidenlöcher‘, wo sich das Volk damals vor den Hunnen verbarg ...? Nur auf handbreiten Fels-

stapfen gehts da hinauf, verwachsen ist alles mit Ginster und Schlehbüschen mit den langen harten Dornen ... aber dann liegst du oben direkt im Blauen und ganz nah an der Sonne auf den Felsplatten, alles kannst du da vergessen, Menschen, Partei, die ganze Welt ... und mein Mädel, geschickt war die, schaffte alles heran: Beeren, Brennholz, Zweige, Laub, Wasser ... da droben war am Samstag und Sonntag unsre Heimat; und wenn es nachts kühl wurde unter dem Steinhang und den Zwergkiefern, dann nahm sie mich zu sich ... Brüste hatte sie, rund und voll wie ein Bauernweib, das war allein schon ein Zuhause. Und dabei war sie eine erstklassige Genossin," fügt er schnell hinzu; „denn während der Wahlkampagne gabs auch das nicht mehr ... Was die wohl drüben jetzt machen?"
Hans ist diesen Redeschwall des lebenslustigen Kameraden gewohnt; er zieht schweigsam seine Figuren.
„Woran denkst du?" fragt der Bertl. „Und deine? War sie rund oder schlank?"
„Mittel."
„Blond oder dunkel?"
„Fuchsig."
„Jetzt sag nur noch: Lila mit Streifen!" knurrt der Igelhaarige gekränkt und schlägt mit seinem Läufer den Königsbauern, „meine stenographierte zweihundert Silben die Minute, aber wenn Not am Mann war, warf sie einen Zentnerballen Zeitungen aufs Lastauto wie nichts."
„Meine trägt auf der Schulter einen Sack Mehl ins Haus, mäht wie zwei Männer und arbeitet im Betrieb gleichzeitig an vier Webstühlen."
„Hast ein Bild von ihr?"
„Hatte eins."
„Zeigs!"
„Sie hats selbst zerrissen, weil sie da drauf ein ganz klein bißchen schielt mit dem einen Aug; aber nur, weil sie zu sehr seitlich in den Apparat schauen muß", fügt er schnell hinzu; „ich mag das übrigens."
Der Rausch der Erinnerung ist in manchen Stunden zu mächtig.
„Wie heißt sie denn?"
„Lisa."
Hätte er den richtigen Namen nennen sollen?

„Hans Döll!"
Er springt auf und tritt in das Zimmer des Sekretärs der Flüchtlingshilfe Drinnen an der Schreibmaschine sitzt nur der „Miezekater", die technische Kraft; er ist ein mittelgroßer Mensch mit kurzem grauem Haar, zwinkernden Augen und dem sogenannten „Krawattenblick", der in allen Lebenslagen ausschließlich auf die Krawatte seines Gegenübers gerichtet ist. Wohl wegen dieses undefinierbaren Wesens und seines nur aus wenigen drahtartigen Haaren bestehenden Bartes gaben ihm die Flüchtlinge den Spitznamen „Miezekater". Miezekater hingegen verstand es, den Emigranten die Bedeutung seines Amtes ständig klarzumachen. Obwohl die meisten Registrierten schon über zwanzigmal bei ihm erschienen waren, begann er doch jedesmal von neuem: „Der

Name? — Geburtsort? — Jahr? — In welchem Betrieb zuletzt? — Arbeitslos? — Weshalb?"
Der Emigrant hat zu antworten. Aber stellt er nun unter Herzklopfen die alte, ewige Frage: „Gibts was neues für mich . . . Arbeit?" so beginnt sich Miezekaters Bart förmlich zu sträuben ob dieser verwegenen Worte: „Man wird dir das schon mitteilen!"
Dennoch nimmt Hans heute allen Mut zusammen: „Hat man von drüben noch nicht geantwortet?"
Miezekater schaut mit vernichtendem Krawattenblick auf den Vorwitzigen: „Nein, man hat von drüben noch nicht geantwortet."
Hans weiß genau, daß dutzende fragwürdige Elemente von drüben hier eintreffen, daß man auch über einst gute Genossen Erkundigungen einziehen muß. Aber könnte man diesen Weg nicht doch beschleunigen? Hans hat das schreckliche Jahr 1918 an der Westfront mitgemacht, die Tankschlacht bei Arras, am Kemmelberg, er hat gegen die mörderischen Baltikumer im Ruhrgebiet 1920 seinen Mann gestanden; aber vor dem Schicksalsgespenst da an der Schreibmaschine beginnt sein Herz zu zittern. Hier ist etwas, gegen das man nicht kämpfen kann, etwas Unwirkliches, Unmenschliches.
Er möchte wegrennen; es läßt ihn nicht los: „Wenn man vielleicht nochmal anfragen könnte?"
„Weshalb bist du so unruhig? Weshalb?"
„Weshalb . . ."
„Du willst also nach Deutschland zurück?" forscht der Miezekater. „So eilig?"
„Kann man denn hier leben, ohne euer Vertrauen, ohne Arbeit, ohne Bewegung?"
„Schwere Zeiten . . ." Der Graukopf reinigt mit einer Stecknadel die Tastatur der Maschine, „schwere Zeiten."
„Mörderische Zeiten — dies Herumsitzen, Warten, Sitzen, Fragen . . !"
„Und doch kannst du dich hier mehr bewegen als deine Kameraden, die drüben im Bunker sitzen", meint eine ruhige Stimme.
Hans fährt herum.
Willi, der Sekretär der Flüchtlingsstelle, ist eingereten; er packt Hans an der Schulter: „Müssen alle ein bißchen Geduld haben, Genosse, findest du nicht?"
„Er kommt jeden zweiten Tag gerannt!" faucht der Miezekater, „sag ihm, daß das keinen Sinn hat; oder wenn es einen Sinn hat, dann keinen guten."
„Wie meinst du das?" wendet Hans sich gegen ihn.
„Du verstehst genau, was ich meine."
Eine Blutwelle schießt in Hans hoch: für wen hält man ihn? Darf man einem Genossen, der drüben arbeitete und täglich sein Leben wagte, mit diesem Mißtrauen begegnen? Er nimmt alle Kraft zusammen, um nicht aufzuheulen in dieser bitteren Einsamkeit; er geht schnell zur Tür.
Willi steht dort: „Wir müssen doch vorsichtig sein, Hans," sagt er leise, „aber auch du hast recht, wir müssen zugleich schneller arbeiten." Er sucht in seinen Rocktaschen und fischt ein blaues Billett hervor: „Wir werden uns für

dich bemühen, Hans, auch um ein Quartier, wo du lesen kannst; heute sieh dir mal das an, soll ein guter Film sein."
„Und du?"
„Hab keine Zeit."
Hans weiß, daß Willi jetzt schwindelt, aber er nimmt das Billett; ihn freut die Liebe des Genossen.
Wie Hans draußen ist, sagt der Sekretär zu dem Miezekater: „Hör sofort nochmals wegen ihm nach!"
„Es kann einfach noch keine Nachricht da sein."
„Es kann einfach noch keine Antwort da sein, — und damit basta! So bist du! Ein richtiger Staatshämorrhoidarius! Mit Hornschwielen am Hintern!" platzt Willi jetzt los. „Aber hast du denn keine Augen im Kopf, wie der Mensch eben aussah, dem das Herz fast zersprang, und du Holzkopf hast keine Antwort für ihn als ‚Schwere Zeiten!' Ist das eine Antwort?"

Wieder vergeht für Hans eine Woche Warten, und nochmals eine Woche, und immer wieder ein „überflüssiger Mensch" sein. Es sind warme, kristallhelle Maitage. Er möchte früh um sechs auf Arbeit, die Jacke herunterstreifen, sich mit schweren Schraubenschlüsseln über einen Motor oder ein Getriebe hermachen. Einmal rennt er im Dauerlauf durch einen menschenleeren Park; aber da pfeift ein Parkwächter, es pfeift gleich ein zweiter und dritter; man verlangt seine Papiere.
Er geht an den Flußquai, sieht neidisch, wie die Transporter die schweren Fässer vom Dampfer über die Stege rollen; am Ende des Rollstegs ist ein Absatz, dort kippen die Tonnen aufs Pflaster und nehmen eine falsche Richtung. Hans stellt sich an diesen Platz und beginnt gelegentlich ein und das andere Faß zu dirigieren. Da es ihm keiner verwehrt, zieht er seine Jacke aus und steht nun als Zwischenmann in der Kette; er gibt zuerst den Fässern nur einen schüchternen Stoß, dann rollt er sie ein Stück. Die Arbeiter sind es gewohnt, daß Erwerbslose „nicht zusehen können", sondern endlich wieder einmal zugreifen ...
Plötzlich wird Hans am Hosenbund hochgerissen: „Was machen *Sie* denn hier? Wer hat Sie hier angestellt?"
Hans sieht in das rote Gesicht des „Boss"; jede Antwort wäre hier dumm und sinnlos.
„Was Sie auf dem Arbeitsplatz suchen? Ihre Papiere!"
Er und Papiere! „Verzeihen Sie!" sagt er und streift die Jacke wieder an. Aber der Boss zerrt ihn wie einen Haufen Lumpen nach vorn: „Lassen Sie sich nicht wieder hier sehn! Das nächstemal landen Sie auf dem Polizeirevier!"
Ein überflüssiger Mensch.
Er flieht vor seinen Gedanken, muß von dieser Erbitterung loskommen: wozu hat er gelebt, an sich gearbeitet, sich gebildet, gelesen, für die Sache gekämpft? Wozu das alles? Ein Blättchen am Baum hat es besser.
Ein Menschengesicht fällt ihm auf, das gute, runde Gesicht eines Mädels, sie trägt einen Marktkorb am Arm; er möchte das Gesicht noch einmal

sehn, sich umdrehn; aber er bezwingt sich, er will nicht zurückblicken, nicht zurückdenken, in keinem Fall; auch nicht an sie! Ach, diese grauen Februarwochen an der Grenze waren wie ein Glück über der Erde, ein unwirklicher Traum. Und als die Märztage mit der ersten heißen Sonne begannen, als die Loni vor dem Weg zur Fabrik im Schutz der Hauswand und der Scheune ihm ein bequemes Lager richtete, da er den ganzen Tag in der lichten Luft lesen und ruhen konnte, mit dem Rücken gleichsam gelehnt an seine Berge und an das Land, aus dem er kam . . . und wenn dann abends ihre Schritte wie energische Hämmer draußen auf dem Backsteinweg klopften und er oben in der Kammer sie erwartete . . . kaum nahm sie sich Zeit, das Halstuch abzulegen, so schnell zog sie ihn an sich, durstig, erhitzt von der Arbeit, dem hastigen Weg und von Liebe, sie preßte ihn gegen die Wand der Kammer, als wolle sie ihn nie wieder aus ihren Armen lassen . . . sinnlos daran zu denken! Nie wieder hatte sie geschrieben oder eine Botschaft geschickt. Schnell lieben die Mädels in ihrer harten Arbeit, schnell vergessen sie. Was konnte sie von ihm erhoffen? Er konnte nicht an der Grenze leben, und sie war an die Grenze gebunden, an ihre Arbeit, an den kleinen Bauernhof. Das ist im Grunde ganz einfach.

Aber gerade diese quälende Erinnerung kehrt mit der Regelmäßigkeit eines Uhrpendels wieder. Nie war das so. Auch das Herumstehen und Warten. Überall stehst du im Wege, stehst du daneben.

Auch jetzt in der billigen „Sportwelt" unten am Fluß. Grelle Azetylenlampen werfen ihr Licht auf das Dutzend kleiner Automatenrouletts, in denen winzige Blechpferdchen „rennen" und Aeroplane einen Alpenflug vollführen. Ein federnder Griff am Auslöser, und die Kugel saust in die Rinne, schlägt einen Kontakt, läßt hier ein blaues, dort ein rotes oder grünes Lämpchen aufflammen: über dem Montblanc, der Jungfrau, dem Monte rosa . . . und das bedeutet vierzig, zwanzig oder zehn Punkte. Seltsam, wie man stundenlang diesem Spiel zuschauen kann! Da sind Lastträger, die eine Kiste wie einen Schulranzen auf die Schulter nehmen; sie haben die Taschen voll loser, klimpernder Münze; sie reißen den Griff, eins zwei, und lassen die Kugel wie einen Blitz durch die Röhren und Ringe sausen, warten gar nicht das Resultat ab, sondern werfen schon eine zweite und dritte Münze in den Automaten zum Abzug, ein Mordsspaß, wenn drei Kugeln gleichzeitig durch die Glücksröhren jagen! Wieder andere „zielen", sie können höchstens drei-, viermal setzen. Eine dritte Gruppe kiebitzt, sie haben nicht die kleinste Münze im Sack, aber dafür geben sie Ratschläge. „Wer spielt hier, du oder ich?" dreht sich der Spieler um; und der Habenichts hält demütig den Mund.

Es kommen auch Mädels mit ihren Kavalieren; der Trick der Huldinnen, schlank und stämmig in grellfarbigen Jumpern, besteht darin, daß sie den Griff gegen die Kugel schnellen, ohne überhaupt hinzusehen, während sie über zwei Automaten hinweg sich mit einer Freundin unterhalten.

„Könntest einem unglücklichen Vater auch mal nen Nickel spendieren!" zwinkert ein verwitterter, abgerissener Kiebitz.

„Bitte sehr!" bläst ihm das Mädel den Zigarettendampf ins Gesicht und

schießt, mit ihrem Kavalier schwatzend, die Kugel mitten in die komplizierte Gabel des Montblanc, also in den höchsten Gewinn. Der „unglückliche Vater" heimst die Münze ein, dankt der Fee mit einer tiefen Verbeugung und beginnt an einem andern System.

„Berufsspieler! Betrüger!" brüllt es jetzt in der Mitte der Halle. Der Geschäftsführer hat ein Häufchen Mensch in seinen Fäusten. „Das Schwein hat einen Trick!"

„Kein Trick!" windet sich ein kleiner Angestellter wie ein Korkzieher in den gewaltigen Kofferträgerhänden des andern, „bloß Training, Herr Direktor ... bloß trainiert!"

„Bloß trainiert? Du Dieb!"

„Ich kann das allen Herrschaften hier beibringen ..."

„Wär ganz interessant ... kommt es aus dem Publikum „ist noch lang kein Schwindel, weil er dreimal den Höchsttreffer schoß! Weiterspielen, loslassen!"

Aber der Geschäftsführer trägt sein Opfer schon zum Hinterraum; plötzlich brüllt er auf: „Das Biest beißt! Warte, mein Jungchen!" Er schleudert ihn wie eine junge Katze über die Theke und schlägt ihm mit seinen Kindsmörderhänden mitten ins Gesicht, daß sofort das Blut aus den Lippen spritzt. Einige wollen dazwischen. Aber der Bulle gibt einigen „Stammgästen" ein Zeichen. Hans sieht mitten im Gedränge, wie eine fleischige Faust mit einem großen Schlüssel immer wieder auf den Kopf des schon halb ohnmächtigen jungen Kontoristen niedersaust ...

Draußen am Geländer des Quais kniet der Verprügelte, sich an einem der Stahlpflöcke haltend, die von den Ankertrossen der schweren Flußkähne umwickelt sind. Seinen Körper durchzuckt immer wieder ein Krampf. Weint er? Will er sich in den Fluß gleiten lassen? Hans eilt zu ihm; er sieht, wie der junge Glückschütze sich erbricht nach diesen furchtbaren Schlägen auf seinen Schädel.

„Willst du heim? Komm!" hebt Hans seinen Kopf.

Der junge Mensch schaut ihn aus totenblassem Gesicht an, stemmt mit letzter Kraft seine schleimverklebte Hand gegen des Fremden Brust und Gesicht, rafft sich auf und stolpert davon.

Es ist schlimmer als im Krieg, da selbst die feindlichen Verwundeten dankbar waren, wenn man ihnen den Kopf hielt. Die Furcht vor einander, das Mißtrauen zwischen Mensch und Mensch macht jeden vor dem andern zum Pestkranken. „Scheintot im Massengrab" hieß es anno 1917; heute laufen die Scheintoten am hellichten Tag durch die Straßen.

Hans schaut über das Geländer in den dunklen Strom ... ein schwarzgrünes seidenes Tuch, das man um sich schlagen könnte. Betrachte aus einer Entfernung von zweitausend Jahren diesen heutigen Augenblick; wer darf Einspruch erheben, wenn du dieses tote Leben abschüttelst? Deine Arbeit? Bitte, welche Arbeit?

Unten am Stadtgraben braust das Wehr. Ein Flußarm ist über die fünf bis sechs Meter hohe Zementterrasse geleitet. Eine Motorstation. Hans rennt den

schmalen Saumpfad am Ufer entlang. In einer leeren Kanalisationsröhre entkleidet er sich. Soll das Leben selbst entscheiden! Gewiß, es ist völlig unsinnig, sein ganzes Denken sträubt sich dagegen. Aber er sucht *eine Antwort* . . . endlich eine Antwort auf all die unbeantworteten Fragen, also diese „direkte Antwort". Ob genügend Wasser in dem Gefälle? Man sieht nur die Wolken schäumender Flocken, die alles verhüllen . . . und die Kanten der Zementterrassen, die ihm den Schädel zerschmettern werden? Aber darin besteht ja die Frage!
Mit einem mächtigen Sprung wirft er sich in den brausenden Schaum.
Wie in einer Halle ist das, mit gewaltigen Blasinstrumenten und Pauken; es donnert, schmettert, zinkt und klingt von den Wänden, und garnicht dunkel ists: das blitzt und spritzt in spitzen und langen Lichtern in dem Saal . . . und mitten in dem Orchesterlärm wird es plötzlich so still, wie im Hochgebirge . . . nur ein einziger hoher, leiser giemender Ton . . . du gleitest in rasender Talfahrt mit den Skiern über eine dünne Decke Neuschnee, nichts dazutun, nur weich in den Knien federn . . . und zugleich siehst du sehr alte Erinnerungen, wie die Großmutter dir etwas vorsang, auf einer Treppenstufe saß sie und schälte Apfelschnitz . . . was half es dir? Wozu hast du überhaupt gegessen? Es war doch alles sinnlos am Ende?
Jetzt schluckst du zum erstenmal Wasser, du möchtest husten, es ist unangenehm, aber du hast gelesen, beim zweiten- und drittenmal verliert man das Bewußtsein, alles ist dann ganz leicht und schmerzlos, ja, darauf kommt es an, nur darauf . . . du hast in irgendwelchen Büchern einmal geschmökert, darin stand, die altindischen Spiele begannen regelmäßig mit dem Spruch des Ansagers: „Alle irdischen Wesen mögen ohne Schmerzen sein!" Das klingt wie ein Gebet. Weshalb betest du eigentlich nicht . . . ! Au! Ein Stoß! Woher? Wie der Mund zum zweitenmal Wasser schnappt, stoßen Arme und Beine sich wild von dem Unterstrom ab; wie aus einer gewaltigen, schwarzblauen Höhe fällst du nach oben . . . graue Schaumflocken ringeln sich auf der schon wieder blanken Fläche, weit ab braust leise das Wehr . . . du lebst? Und selbständig, ohne deinen Willen rudern Arme und Beine zum Ufer.
Mit wunden Füßen kehrt Hans zu der Kanalröhre zurück, zu seinen Kleidern: fast einen Kilometer mußte er nackt über das steinige Uferpfädchen laufen. Wie er das Hemd überstreift, kann er seinen Arm kaum heben; unter der rechten Achsel tropft Blut. Daß es überhaupt so ausging! Er setzt sich auf den Boden der mannshohen Zementröhre und schaut genau wie vor zwanzig Minuten in die Schaumflocken des Stroms: „Da hast du deine Antwort!" meint er und lächelt: „Und weshalb bist du jetzt kein überflüssiger Mensch?"
Einsam fühlt er sich, einsam und leicht.

Bei dem nächsten Besuch der Flüchtlingshilfe zieht ihn der Willi lebhaft zum Fenster: „Hans, Mensch, Glückspilz . . . ich hab was für dich!"
„Von drüben?"
„Halb so wild! Sei froh, wenn du hier was findest."
Hans sieht enttäuscht vor sich hin.

„Es ist eine interessante Arbeit, bei einem Doktor, einem Kinderarzt, er sympathisiert mit uns, will einen etwas gebildeten Menschen, der sich auch auf Technik versteht, eine Art Laboratoriumsgehilfen, fein, was?"
„Fein", sagt Hans und gibt sich Mühe, ein möglichst frohes Gesicht zu zeigen, „die Hauptsache ist doch: endlich wieder Arbeit, nicht wahr?"
Das Haus des Doktor Pöntsch liegt am Rande des Parks. Es ist ein langgestreckter, heller Flachbau, an den sich im Winkel die kleine Privatklinik des Kinderarztes anschließt. Hans tritt durch den Vorgarten. Die ansteigenden Wege sind mit breiten Granitquadern ausgelegt, an den Seiten stehen hohe Zierstauden, japanische Johannisbeeren, Schwertlilien, Päonien, Stockrosen; dort erhebt sich ein Steingärtchen mit seltenen Moosen, mit Zwergkiefern, Arnica, Rhododendron. Das Haus selbst — ein länglicher, heller Kubus — ist wie in einen saubern weißen Arztmantel gekleidet.
In der Sprechstunde warten zehn bis fünfzehn Mütter mit ihren Säuglingen und Halbwüchsigen, eine Geräuschorgie wie im Raubtierhaus des Zoo. Es riecht nach Leben, nach Milch und Windeln. Eine zweijährige, dickbäuchige kleine Rotznase betrachtet das Bein von Hans als Kletterstange; schon sitzt er oben und kräht triumphierend zur Mutter.
„Der Onkel will dich nicht!" sagt die junge Frau beleidigt, da Hans nicht sogleich die Geschicklichkeit des Wunderkindes rühmt. „Entschuldigen Sie!" und mit kämpferischer Ironie nimmt sie den sich sträubenden Balg von dem Schoß des Unwürdigen, nicht ohne vorher mit dem nackten Kinderpopo versehentlich über das hilflose Gesicht des „Onkels" hinwegzufegen. Ein unbändiges Gelächter der Frauenkorona begleitet diesen Sieg der Mitschwester über den männlichen Eindringling.

In diesem Augenblick öffnet sich die Tür des Arztzimmers. Dort steht ein vierschrötiger kahlköpfiger Koloß in kurzärmligem Mantel, mit hellbrauner Wachstuchschürze, in seinen behaarten Armen hält er ein dickes, nacktes Baby, das heißt, er balanciert es wie einen großen, rosigen Apfel auf der rechten Hand, während seine Linke die Brust des Säuglings gegen sein Ohr preßt. „Vielleicht haben die Damen die Güte, ihren Stimmorganen etwas Ruhe zu gönnen?" meint Doktor Pöntsch, ohne seine Auscultation zu unterbrechen; er nickt Hans, der ihm offenbar gemeldet ist, zu; und mit seiner gewaltigen Flosse gegen den Hintern des Kleinen plätschernd: „Ein bißchen Geduld, nichts Besonderes!"
Nachher sitzt Hans in dem von Metall und Glas spiegelnden Sprechzimmer; es ist hell wie in einem Aquarium. Der Doktor hinter dem Tisch beobachtet ihn aus pfiffigen, aber gutmütigen Augenschlitzen, die in der glänzenden Gesichtsmasse wie Messerschnitte in einem mächtigen, kugelrunden Edamer Käse wirken: „Bin im Bilde ... nichts Besonderes ... wir werden das schon einrichten", und des Hans Schlosserhände bemerkend: „Sie verstehen etwas von Motoren?"
„Etwas."
„Auch Elektrotechnik?"
„Wenig."

„Werden wir gleich haben."
Der Zweizentnerberg schiebt sich durch den Raum zu einem völlig abgedunkelten Nebenkabinett. Er knipst das Licht an und zeigt Hans in einem Gewirr von Soluxlampen, Röntgenröhren, Blaulichtapparaten und bestrahlten Milchflaschenbatterien einen Kontakt, der nicht schaltet. „Nichts Besonderes ... schauen Sie nach", schnauft der asthmatische Riese.
Hans fühlt sich nicht recht behaglich in dem Kabinett; aber dann schraubt er die Dose ab, findet sofort den durchgebrannten Kupferfaden, lockert mit dem Messer die eine Schraube, wickelt den Fadenrest ab und verbindet ihn mit der Leitung. Nach zehn Minuten kommt der Doktor. Er knipst, eine mächtige Blaulampe flammt auf: „Na sehen Sie!" blinzelt er, „weshalb denn so kleinmütig?"
„Nichts Besonderes", erwidert Hans wie ein Echo.
Einen Augenblick sieht ihn der Doktor prüfend an, ob er sich über ihn belustige; dann zieht er ihn wieder in das helle Sprechzimmer: „Es ist gut, daß Sie aus Ihrer Emigration keine große Sache machen, auch nicht aus Ihrer Handfertigkeit, so ists richtig ... in nichts steckt etwas Besonderes ... bloß die Menschen möchten das, sie blähen sich auf, ganz Kehlkopf und Heldenbrust, das beginnt schon bei den Säuglingen ... bevor so eine Handvoll einen einfachen Schrei ausstößt, wirft sich das vorher richtig in Pose ... Zeitlupenaufnahme: Schnauben, Augenrollen, Genaubeobachten, ob der Große auch erschrickt, und dann erst trompetet das los, als gelte es eine Festung zu erstürmen oder eine Wahlrede zu halten ... haben Sie einmal die Heldenpose eines Säuglings beobachtet? Sehr lehrreich!"
Hans schaut offenbar recht hilflos drein bei diesen Reflexionen des Kinderarztes.
„Ich möchte Ihnen zu erklären versuchen, weshalb ich Sie bei mir aufnehme, und weshalb mir die meisten eurer offiziellen Deutschen so ungenießbar sind", fährt der Doktor fort. „Da ist zum Beispiel euer Oberhäuptling, ein Musterexemplar, ganz Kehlkopf, die Bürste unter der Nase ist der Akzent auf dem Lautsprecher darunter, sogar die Haarlocke weist auf die kostbare Mündung, alles andere in dem Menschen aber ist hohl, muß einfach hohl sein, schon wegen der besseren Resonnanz. Und nun legen Sie dem Imperator einen Löffelstiel in den geöffneten Mund und lassen ihn einmal „A" sagen, beobachten Sie ihn dann ... er ist ein Nichts!" Er fegt mit dem Handrücken über den Tisch, „Nil mirari! sagt ein Sprichwort. Über nichts in Erstaunen geraten! Denn es gibt nichts Besonderes."
Soll er, Hans, darauf antworten? Widersprechen? Daß der Mensch sogar weniger sein kann als ein Nichts?
„Wir werden uns verstehen", meint der weiße Koloß, der ihn nicht aus den Augen läßt; er drückt auf einen der Knöpfe unter der Tischplatte: „Ein Mensch, der in die Welt kommt, muß wissen, daß alles Schein ist, daß es nichts Besonderes geben kann; dann wird er lebensfähig sein, leicht und unverwundbar wie die Luft. Verzeihen Sie, ich erzähle das sogar meinen Säuglingen, wenn sie mit ihrem Hinterteil auf meinem Handteller sitzen ..."

Die Tür hat sich geöffnet; ein kleiner Mann, der infolge seiner laufwarzenartigen Beine und des mächtigen Kopfes einem trippelnden Champagnerpropfen ähnelt, geht, ohne Hans zu beachten, auf den Doktor zu.
„Unser neuer Hansgenosse", stellt dieser Hans dem gnomartigen Wesen vor: „Hans heißt er, Hans . . ."
„Hans Döll."
„Bohle Fränkel, Stundenmädchen", vollendet der Champagnerpropfen den feierlichen Akt.
Bohle führt nach erhaltener Instruktion den neuen Laboratoriumsgehilfen in sein Zimmer: einen kleinen, sauberen Kubus mit zwei Betten an der Hinterwand, einem herabklappbaren Wandtisch und einem flachen, breiten Fenster auf den Garten. „Da liegst du," weist Bohle auf ein noch unbezogenes Bett, „und hier liegt Erich, der Gärtner."
Hans scheint das alles wie ein Traum, dieses gepflegte, helle Zimmer, der Beginn wirklicher Arbeit, Menschen, die einem auf Fragen eine brauchbare Antwort geben.
„Bettzeug bekommst du noch", sagt Bohle, wie eine Hausfrau sich gleichsam entschuldigend; „Bohle Fränkel Stundenmädchen" — er spricht das wie einen Namen, etwa wie Paul Schulze — „Bohle Fränkel Stundenmädchen ist selbst einmal so hereingeschneit." Damit humpelt der Gnom aus dem Zimmer.
Die nächsten Tage stürzt sich Hans mit einem wahren Heißhunger auf die neue Arbeit. Er hält die Ordinationsräume und das Bestrahlungskabinett instand, macht sich über die Kartothek des Doktors her und beginnt die Abschrift einiger Krankenjournale auf der Schreibmaschine. Gut, daß er in der Parteiarbeit noch manches so nebenher gelernt hat. Abends müssen die Röntgenplatten entwickelt werden. Hierbei kommt es zwischen dem Arzt und seinem neuen Gehilfen oft zu seltsamen Gesprächen.
„Arbeiten Sie gern hier?" fragt der Doktor.
„Ja, gewiß . . ."
„Das ist gut," tönt es aus dem Dunkel, „vergessen Sie, was war! Wir glauben oft, dies oder jenes sei wichtig; aber nichts ist wichtig, als daß man vergißt."
Stumme Arbeit.
Dann spricht es ruhig: „Man kennt eigentlich Deutschland nicht, wenn man bloß so durchfährt oder ein paar Wochen in den Städten lebt."
„Nein, man kennt es nicht", ergänzt Hans lebhaft.
„Sie meinen, es gibt noch viel dort kennenzulernen?"
„Sehr viel! Man müßte ganz neu beginnen!"
„Aha! Das alte Lied!" brummt der Koloß, „aber ein falsches Lied! Neu beginnen! Und die Erinnerungen, die an Ihnen kleben, die Ihr Leben und Denken verunreinigen? Sie werden sich nicht davon befreien können, daß Sie mit den braunen Gesellen, die Ihre besten Kameraden ermordet haben, noch tausend Rechnungen zu begleichen haben. Nein, in denselben Strom kann man nicht zweimal steigen; es ist nicht dasselbe Wasser!"

„Aber Sie selbst fingen doch von Deutschland an!“
„Gewiß, das ist so wie eine Totenhand, die der Regen immer wieder aus dem Boden wäscht . . . das alles klingt konträr; aber alles, was ist, ist nur durch sein Gegenteil.“
„Und unser Wille?“
„Gerade der.“
„Dann müßte man ja gerade das Gegenteil von dem tun, was man will?“ sucht Hans den Unsichtbaren in sein Selbstmatt zu drängen.
„Richtig! Es tritt fast immer das Gegenteil von dem ein, was man erwartet und will; das ist sozusagen ein Grundphänomen . . .“

FESTLICHE KANTATE

Zum sudetendeutschen Volkskulturtag in Reichenberg

von

Louis Fürnberg

I

GROSSER CHOR:

Es war ein Sturm voll wilder Macht,
gar mancher Riese ward gefällt,
es war, als sollte diese Nacht
kein Ende nehmen in der Welt.

Die Lüge sprang wie Feuersflamm'
von Dach zu Dach, von Stadt zu Stadt,
es war, als gäb es keinen Damm,
nur eine einzge Feuerstatt.

Es lohten Feuer ohne Zahl,
es ward kein Mensch, kein Ding verschont.
Da aber ging mit einemmal
die Sonne auf am Horizont.

Die Flut der Wahrheit schwoll heran,
die Sonne stand am Morgenzelt.
Die Erde fing zu atmen an:
da starb die Lüge in der Welt!

II

SPRECH-CHOR:

Es kann nicht dunkel werden und die Lüge
muß schmählich untergehn vom Licht bekriegt.
Du unsre Fahne, Freiheitsfahne: fliege!
Wir bleiben Sieger in dem großen Kriege.
Die Wahrheit siegt!

Meere von Blut im Kampf ums Recht vergossen,
Millionen ihr, die ihr zu Grabe stiegt.
Das Wort: es lebt! Das Wort: es ist beschlossen:
Die Wahrheit siegt!

Dies aber ist die Wahrheit, der wir leben
und der ihr ach, so gerne Wunden schlügt:
die reiche Welt ist aller Welt gegeben
zu Aller Glück! Das Glück laßt uns erstreben:
die Wahrheit siegt!

III

GROSSER CHOR:

Das ist der Weg, den diese Zeit uns weist:
Vorwärts! Hinan! Nichts fällt uns in den Schoß!
Wer schweigend wartet oder rückwärts weist,
wird lange warten, lang und hoffnungslos!

Seht: euer Schicksal ruht in eurer Hand!
Seid freien Mutes und bestellt das Haus!
Und ziehen fremde Söldner durch das Land
und säen sie Trug und säen sie Wirrnis aus:
zerstampft die Saat! Es geht um euer Land!
Es geht um euch, Brüder! Jagt sie hinaus!

IV

SPRECH-CHOR:

Uraltes Land mit Schweiß und Fleiß bestellt,
Tschechen und Deutsche pflügten dieses Feld,
Furche an Furche zogen sie den Pflug
und stöhnten beide, wenn der Herr sie schlug,
in gleicher Fron, in gleichem Kampf vereint:
der Feind des einen, war des andern Feind!
Nun kommen sie und sagen dir, es sei
dein Feind der arme Bauer in der Hanakei
oder wo sonst... Und du? Glaubst du es schon?
Eint nicht wie einst euch gleiche Not und Fron?
Ist eines Feind, nicht euer beider Feind?
So schlagt ihn doch nach Ahnenart vereint!
Der um den Geist, der um den Boden rang:
Kudlich und Huß, — das ist kein schlechter Klang!
Die Zeit ist nah, da die Entscheidung fällt:
es darf nicht dunkel werden in der Welt.

V

GROSSER CHOR:

Herzen, dem Leben verschworen,
schlagen den Sinn unsrer Zeit!
So wird die Zukunft geboren
aus der Vergangenheit!

Fahnen der Freiheit, brausend,
unseren Herzen nah.
ziehen wir in ein Jahrtausend,
wie noch kein Auge es sah!

Wolken, die drohend sich ballen,
Stürme, sie schrecken uns nicht.
Wir sind die Stärksten von allen,
denn wir tragen das Licht.

Wenn wir die Hände uns reichen
sind wir wie Stahl und wie Stein.
Und eine Macht ohnegleichen,
werden wir Sieger sein!

DER RATTENFÄNGER BEI DEN SCHILDBÜRGERN

Ein neuzeitliches Märchen in drei Bildern

von

Albin Stübs

Die Handlung spielt in der durch eine furchtbare Rattenplage heimgesuchten Stadt Schilda. Als alle von dem hochlöblichen Magistrat ausgedachten, der armen Bevölkerung große Opfer auferlegenden Mittelchen nichts mehr helfen wollen, erscheint im zweiten Bild der Retter in Gestalt des Rattenfängers Kasimir. Er macht sich erbötig, dem Beispiel Groß-Schildas folgend, mit seiner Pfeife auch hier in Schilda die Ratten unter allen Umständen zum Tanzen zu bringen. „Gebt mir vier Monate Zeit, auf daß die Ratten fett werden und vor meinem Knüppel tanzen lernen. Wenn die Ratten dann recht fett und arglos sind, dann — wie gesagt, vier Monate Zeit!" Das geplagte Volk glaubt ihm und seiner List und wählt ihn zum wohlbestallten Rattenmeister der Stadt Schilda.
Wir veröffentlichen hier das dritte Bild des in Reichenberg mit großem Erfolg aufgeführten Spiels; die Parallelen sind unschwer zu ziehen.

Personen: DER STADTDIENER zugleich NACHTWÄCHTER
ZWEI HANDWERKSBURSCHEN
KASIMIR
DER BÜRGERMEISTER
DER STADTSCHREIBER
NAGEZAHN
OTTERSCHMER
BISAMWAMME
HAMSTERFETT
} Ratsherren
WINDMÄNNER
VOLK

Abend in Schilda. Über der Bühne ein großer gelber Mond. Der STADTDIENER, wieder als Nachtwächter gekleidet, allein auf der Bühne. Die Szene fast dunkel, daß nur der Schein des Mondes leuchtet.

WÄCHTER (*tutet*):

Hört das Horn des Wächters.
Der Tag, er ging zur Neige.
Niemand mehr sein Licht vorzeige!
In Schilda brach die Nacht herein,
sparet mit dem Lampenschein!
Hiermit wird bekanntgemacht,
daß es schon um halber acht.

Herrn und Damen, schließt die Türen,
Jungfern laßt euch nicht verführen,
laßt die Hunde von den Ketten,
jagt die Kinder in die Betten!
Hiermit wird bekanntgemacht,
daß nach Schilda kam die Nacht.

Tutet. Er hüpft plötzlich.

Pfui, eine Ratte, pfui!

Man hört leise trappeln.

Sie ziehen über den Marktplatz um tanzen zu lernen.

Er hüpft unruhig. Während er weiterspricht, weicht er den Ratten aus.

Der Mond hat sich das drittemal gefüllt, seitdem wir unsere Ratten füttern. Noch einen Monat und sie werden fett sein wie die Wanzen. Mit Schießen und mit Spießen werden wir sie jagen. Ich will mein Licht anzünden, daß sie die Stadtgewalt erkennen und nicht an meine Stiefel rennen.

Er zündet, noch immer hüpfend, sein Licht an. Es wird hell. ZWEI HANDWERKSBURSCHEN sind auf der Szene erschienen.

ERSTER BURSCHE: Da sind wir endlich!
ZWEITER BURSCHE: Ein Glück, das Tor war noch nicht geschlossen.
ERSTER BURSCHE (*sieht sich um*): Noch alles unverändert.
ZWEITER BURSCHE: Das liebe alte Schilda, die alten Mauern —
ERSTER BURSCHE: Der Brunnen, sogar der Mond.
ZWEITER BURSCHE: Derselbe Schilda-Mond.
ERSTER BURSCHE: Sieh, sieh — *(deutet auf den Wächter)*
ZWEITER BURSCHE: Die Amtsgewalt.
ERSTER BURSCHE: Bruder, mir scheint, eine Seuche —
ZWEITER BURSCHE: Seuche?
ERSTER BUSCHE: Wie er hüpft. Ich glaube, er hat den Veitstanz.
ZWEITER BURSCHE: Flöhe wird er haben.
ERSTER BURSCHE: An den Schildbürgern ist alles groß. Die hüpfen nicht um Kleinigkeiten, — Veitstanz!
ZWEITER BURSCHE: Daß wir uns nicht anstecken.

Sie kommen behutsam näher. Der Wächter sieht die beiden.

WÄCHTER: Heda — heda! (*Er fällt die Hellebarde.*) Räuber. Sie wollen die Ratten stehlen oder töten. Heda! Hierher zu mir!
ERSTER BURSCHE: Sagt ichs doch, eine Seuche.
ZWEITER BURSCHE: Wer uns für Räuber hält —
ERSTER BURSCHE: Gott befohlen! (*Sie ziehen ihre Kappen.*)
ZWEITER BURSCHE: Jesses Maria! Der alte Heinrich.
WÄCHTER: Heinrich? Was Heinrich? Seid ihr vielleicht Spione? Mein Titel ist Windführer!

ERSTER BURSCHE (*deutet heimlich auf seinen Kopf*): Den hats!

ZWEITER BURSCHE: Windführer? Verzeihung, Herr Windführer, wir waren drei Jahre nicht in unserer Stadt. Wir kennen nicht die neue Ordnung. Was heißt Windführer?

WÄCHTER: Der Rattenmeister Kasimir hat die Stadtgenossen in Winde eingeteilt!

ERSTER BURSCHE: Winde?

WÄCHTER: Ja doch, Winde! Wo anders sagt man Stürme, aber so groß sind wir noch nicht. Vorläufig sind wir Winde.

ZWEITER BURSCHE: Es piepst wirklich da oben.

WÄCHTER: Und ihr? Wo kommt ihr her? Heimat und Weg?

ERSTER BURSCHE: Aber Heinrich, alter Heinrich, du kennst uns wirklich nicht mehr?

WÄCHTER: Ich darf nur noch kennen, wer unsre Losung weiß. Das Losungswort!

BEIDE BURSCHEN (*ratlos*): Losungswort?

WÄCHTER: Wer nicht die Losung schreien kann, der zählt nicht mehr zu uns, der darf sich nicht mehr Stadtgenosse nennen; der wird ausgemeindet.

ERSTER BURSCHE: Vielleicht dasselbe wie in Groß-Schilda?

ZWEITER BURSCHE: Versuchen wirs. Hier bellt man doch genau so.

WÄCHTER: Das Losungswort! (*Fällt wieder die Hellebarde.*)

BEIDE BURSCHEN (*zusammen*): Ein Dorf — ein Elend — eine Ratte!

WÄCHTER (*präsentiert die Hellebarde*): Willkommen in der Stadtgemeinschaft! Dann seid ihr rechte Schildbürger geblieben.

ERSTER BURSCHE: Ja, wir kommen über die Berge.

WÄCHTER: Da könnt ihr wohl erzählen?

ZWEITER BURSCHE: Sieben Märchenbücher voll.

WÄCHTER: Eins nur möchte ich wissen: ob drüben die Ratten richtig fett werden.

ERSTER BURSCHE: Drüben werden nur die Ratten fett.

ZWEITER BURSCHE: Fett, fett, fett und nochmal fett.

WÄCHTER (*umarmt sie*): Hoch Bruder Stadtgenosse! Sie werden also doch fett! Ihr müßt wissen, es gibt schon Kritikaster unter uns, die flüstern, die Ratten würden nicht fett.

ERSTER BURSCHE: Die haben schon drüben einen solchen Bauch!

WÄCHTER: Doppeltes Willkommen! Es lebe Kasimir, der Rattenmeister! Und sagt, es gibt in Groß-Schilda keine Ratten mehr?

BEIDE BURSCHEN: In Groß-Schilda und — keine Ratten?

ERSTER BURSCHE: Sagt ichs nicht? Eine schlimme Seuche.

KASIMIR kommt, gut angezogen, mit langen Stiefeln und einer langen Feder auf dem Hut. In seiner Begleitung WINDMÄNNER mit ebensolchen Federn am Hut.

WÄCHTER: Es lebe Kasimir! Hoch Kasimir!

Der Gruß „Hoch Kasimir" wird durch Erheben des Beines demonstriert.

ERSTER BURSCHE: Was für eine Feder?

WÄCHTER: Die Windabteilungsfeder. Der Rattenmeister.

KASIMIR (*zum Wächter*): Hoch Kasimir, haben Sie den Wagen geputzt?

WÄCHTER (*stramm*): Hoch Kasimir, blitzblank.

KASIMIR: Wir müssen morgen die siebente Rattenplantage inspizieren. Bauen Sie die Lautsprecher auf, damit das Volk hört, wenn ich vor den Ratten pfeife. Sie tanzen schon ganz gut.

Die Ratsherren kommen. Die Burschen ziehen sich zurück. Während nun Kasimir mit den Ratsherren spricht, füllt sich die andre Seite der Bühne mit dem Volk, das sich im Halbdunkel hält.

STADTSCHREIBER: Da ist er ja!

BÜRGERMEISTER: Herr Kasimir!

STADTSCHREIBER: Meister!

KASIMIR: Zu so später Stunde, meine Herren? Das Horn hat schon geblasen.

STADTSCHREIBER (*zum Wächter*): Wir brauchen das Licht nicht. Ist das Tor geschlossen und alles inspiziert?

WÄCHTER: Bin grad dabei, hoch Kasimir!

BÜRGERMEISTER: Marsch, auf den Rundgang! Hier ist Geheimsitzung.

WÄCHTER: Hoch Kasimir! (*Ab.*)

Man hört ihn hinter der Szene tuten.

BÜRGERMEISTER: Der oberste Wirtschaftsrat hielt soeben seine monatliche Sitzung ab. Es war eine sorgenvolle Tagung.

RATSHERREN: Eine sorgenvolle Tagung.

BÜRGERMEISTER: Das Wohl der Stadt — die ganze Wirtschaft ist in Gefahr — kurz, Herr Rattenmeister —

NAGEZAHN: Wir sind sehr unzufrieden.

RATSHERREN: Sehr unzufrieden!

STADTSCHREIBER: Mein Bericht über die Einnahmen und Ausgaben hat schreckliche Ergebnisse ans Licht gebracht.

OTTERSCHMER: Es reicht nicht mehr für zwei Schoppen am Tag

KASIMIR: Hoch Kasimir. Sie sehen mich erstaunt. Die Verdienste waren in den ersten Monaten um das Dreifache gestiegen.

STADTSCHREIBER: Schon, schon —

NAGEZAHN: Dafür hat der Rattenmeister sein Auto und sein schönes Haus erhalten.

KASIMIR: Nur verdient. Das Wohl der Stadt, mein Wohl —

STADTSCHREIBER: Schon, schon, wir waren sehr zufrieden —

BÜRGERMEISTER: Nur recht und billig —

STADTSCHREIBER: Wir haben auch ein weiteres Vertrauen zu eurem Köpfchen.

RATSHERREN: Hoch Kasimir!

NAGEZAHN: Doch die alten Gesetze ziehn nicht mehr.
BISAMWAMME: Kein Zoll ist eingekommen.
HAMSTERFETT: Kein Rattengift wird mehr gekauft.
BÜRGERMEISTER: Kurz, das Volk will nicht mehr opfern. Es droht, wieder in Unglauben zu versinken.
NAGEZAHN: Ein neues Mittel muß heran. Mit alten Geigen könnt ihr nicht mehr spielen.

Das Volk beginnt auf der anderen Seite dumpf zu murren.

VOLK: Und sie werden und werden nicht fett —
Und sie werden und werden nicht fett —

Der Vers untermalt weiterhin dumpf in den Pausen das Gespräch der Ratsherren.

KASIMIR: Wozu haben wir unsere Windabteilungen?
BÜRGERMEISTER: Die kosten nur Geld!
KASIMIR: Ohne meine Windabteilungen wäre nicht ein Viertel eingekommen. Wir müssen noch straffer organisieren und sammeln lassen.
NAGEZAHN: Wird nicht helfen.
KASIMIR: Ein Windmann neben jeden Bürger, das hilft.
BÜRGERMEISTER: Wir brauchen mehr.
KASIMIR: Noch mehr — ?
RATSHERREN (*nacheinander*): Viel, viel, viel mehr!
STADTSCHREIBER: Die Wirtschaft —
RATSHERREN: Die Wirtschaft, die Wirtschaft —
KASIMIR: Bravo, meine Herren! Hoch Kasimir, Wirtschaft, das überzeugt mich. Das Allgemeinwohl, das schaffende Allgemeinwohl.
RATSHERREN: Hoch Kasimir!
KASIMIR: Einen neuen Plan!
STADTSCHREIBER: Einen besseren Plan!
BÜRGERMEISTER: Einen verdienstvolleren Plan!
KASIMIR: Einen Bauplan!
RATSHERREN: Was soll gebaut werden?
KASIMIR: Die ganze Stadt neu aufbauen!
RATSHERREN: Wir haben genügend Häuser.
KASIMIR: Das Bauen ist das teuerste Geschäft. Man könnte die Stadt zwei Meter nach rechts rücken.
STADTSCHREIBER: Warum zwei Meter nach rechts?
KASIMIR: Warum nicht?
BÜRGERMEISTER: Bravo! Das überzeugt.
STADTSCHREIBER: Die Stadt einreißen? Wie wollt ihr das dem Volk beibringen?
KASIMIR: Laßt mich nur machen! Ich sag euch, mit Begeisterung!
BÜRGERMEISTER: Wenn nicht, das Auto, das Haus —
RATSHERREN: Das Auto, das Haus! Wir haben dich am Strick!
KASIMIR: Ihr sollt zufrieden sein.

Das Volk ist weiter vorgedrungen. Mit ihnen die beiden Handwerksburschen.

Sie werden und werden nicht fett,
haben Brot und Mehl gefressen,
tanzen auf dem Tisch und Bett,
sie werden und werden nicht fett!
Und das Stroh auf unsern Häusern,
jeder Balken, jedes Brett,
Sie werden und werden nicht fett!
Gebt zurück uns unser Brot!
Wer schlägt unsre Ratten tot?
Sie werden und werden nicht fett!
Unsre Häuser, unsre Dächer, unser Mehl,
unser Brot; wer schlägt unsre Ratten tot?

Die Szene steigert sich zu empörenden Schreien.

BÜRGERMEISTER: Wo ist die Amtsgewalt? Hilfe, Aufruhr!
KASIMIR: Mobilisiert die Windmänner!
VOLK: Wer schlägt unsere Ratten tot?
KASIMIR: Gebt acht, ich will den neuen Plan verkünden!

Kasimir tritt vor das Volk, das noch weiter schreit. Er bleibt eine Weile stumm. Dann beginnt er zu pfeifen. Das Schreien geht in Singen über. Die Menge beginnt sich im Takt zu wiegen.

VOLK (*singt*):

Wir haben zu Haus einen Gockel klein,
der dünkt sich mehr als ein Bürgermeister
er gockelt hin und her, von jedem Zaun und Stein,
das ganze Dorf bereist er.
Mit Rittersporn und Säbelschwanz
tanzt er den Hahnentanz.

Wir haben zu Haus einen Gockel klein,
der dünkt sich mehr als ein Minister.
Er hält Räson im Staat. Mit seinem Sporenbein
tritt er die Huhngeschwister.
Und läuft das Hühnervolk zusamm,
dann schwillt ihm rot der Kamm.

Wir haben zu Haus einen Gockel klein,
der dünkt sich stolzer als ein Kaiser.
Er teilt das Hühnervolk in Regimenter ein
und kommandiert sich heiser.
Er macht uns alle Küken wild,
die werden eingedrillt.

Was macht man mit dem Gockel klein,
der wollte in den Krieg marschieren?

Des Nachbars Hühnerhof, die sollten Feinde sein,
er wollt sie massakrieren.
Da haben wir den Hahn gerupft
und in den Topf getupft —

KASIMIR: Stadtgenossen, schildaer Männer und Frauen! Vier Monate und siebzehn Tage maßlosen Leidens habt ihr hinter euch. Eine Zeit des Heroismus und eines gigantischen Stadtbevölkerungswillens. Ich kenne eure Sorgen. Glaubt mir, niemand hat schwerere Nächte um eure Not ausgestanden als ich. Jeder einzelne von euch hat seine Sorgen, ich aber trage die Not der ganzen Stadt!

Immer auf seinen Wink beginnen die beiden Windmänner zu klatschen und „bravo" zu rufen, worauf das Volk erst zaghaft, dann immer stärker einfällt.

Wie viele von euch warten mit Ungeduld auf den Tag, da wir mit den Ratten abrechnen werden. Mit Recht, meine lieben Stadtgenossen! Eure Ungeduld ehrt euch nur. Doch glaubt mir, wie ihr mir immer geglaubt habt! Gebt mir nur noch eine kurze Zeit, und ihr werdet ein größeres Schilda erleben! Noch vier Wochen Kampf um ein glückliches Schilda! Hört nicht auf diejenigen, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind, die nie für eine große Sache ihr Opfer zu bringen bereit sind. Ihr schreit eure Klagen laut und mit Recht hervor. Die Ratten fressen eure Dächer und Häuser an, das Heu auf euren Feldern, sie nagen schon an euren Fundamenten. Doch wißt, es wird das letzte sein, das sie bekommen! Unser Plan ist reif. Unsere Zeit ist reif. Mit den großartigsten Mitteln werden wir ihrer Gier ein Ende bereiten. Nicht umsonst seid ihr das Volk von Schilda, das seit Generationen den Heldenmut als seine bluteigene Art erkannt hat. Auch heute wird die Lösung unserer Not eine heroische Aufgabe sein. Wenn eure Häuser von Ratten zerfressen sind, so wollen wir Fackeln in die Hände nehmen und den Brand aufs Dach legen, daß nicht eine Ratte entkommen kann. Nicht eine soll entkommen!

VOLK: Die eigenen Häuser? Die Häuser anbrennen?

KASIMIR: Jawohl, die eigenen Häuser! Seit wann seid ihr so furchtsam? Hat Schilda es nicht von je verstanden, sich seine Stadt prächtiger und immer prächtiger aufzubauen? Was seid ihr so furchtsam? Was wir heute verbrennen, werden wir morgen zehnmal prächtiger wieder aufbauen. Könnt ihr das nicht?

VOLK: Wir können es! Wir können es!

KASIMIR: Wieviel Arbeit und Wohlstand wird es wieder geben, wenn ihr den großen und heroischen Auftrag der Zeit begreift. Ihr seid noch immer das Volk von Schilda, von Traditionen und Blut berufen, die Häuser anzuzünden und neu aufzubauen. Ans Werk rufe ich euch! Ans Werk! Nehmt Fackeln in die Hände! Ein neues Schilda soll erstehen! Nehmt Fackeln in die Hände!

VOLK: Fackeln in die Hände, Fackeln in die Hände!

Fackeln flammen auf.

KASIMIR: Laßt Schilda brennen als ein einziges Freudenmal, als eine heilige Sonnenwende! Das Feuer sei euer Zeichen!

Er nimmt selber eine Fackel in die Hand.

Ich schreite euch voran, die Fackeln empor!

Er pfeift laut. Die Ratsherren sind unter das Volk gegangen. Auch sie haben Fackeln Alle singen.

Schwingt die Fackeln!
Schwingt die Fackeln, schwingt!
Damit die Stadt zu Asche sinkt.
Unsre Ratten, unsre Ratten
soll der Feuertod bestatten!
Schwingt die Fackeln, schwingt!

Die beiden Handwerksburschen beiseite.

ERSTER BURSCHE: Sagt ichs nicht!
ZWEITER BURSCHE: Dieselbe Krankheit wie hinter den Bergen,
ERSTER BURSCHE: Komm, laß uns die Fackeln löschen!
ZWEITER BURSCHE: Wir allein? Womit?
ERSTER BURSCHE: Komm, komm! Mit Vernunft!

Im größten Tumult springen sie auf den erhöhten Platz neben Kasimir.

BURSCHEN: Wehe Schilda! (*Sie fallen Kasimir in den Arm.*) Wehe Schilda!

Der Tanz geht weiter. Durch den Tanzgesang tönt der Ruf der beiden.

Wehe Schilda!

Kasimir wehrt sich. Sein Pfeifen wird unterbrochen.

BURSCHEN: Die Fackeln aus! (*Sie versuchen, Kasimir die Fackeln zu entreißen.*) Die Fackeln aus!!

KASIMIR: Windmänner, Windmänner!

Das Volk stockt. Verwirrung. Ratsherren nach oben.

RATSHERREN: Hilfe, Verräter!
BURSCHEN: Die Fackeln aus!
KASIMIR: So helft doch, helft doch! Sie gönnen uns das Licht nicht. Untermenschen! Stadtverbrecher!

Windmänner hinzu, der Wächter.

RATSHERREN: An den Galgen!
VOLK: Hängt sie, hängt sie! Kasimir, wir glauben dir!
BURSCHEN: Ihr wollt die Stadt anstecken, um die Ratten zu vertreiben?
KASIMIR: Ergreift sie! Stopft ihnen die Mäuler!

Windmänner ergreifen sie.

VOLK: Hängt sie!
BURSCHEN: Will wärmen sich der große Mann,
steckt er der Armen Hütten an!

Kasimir pfeift wieder. Die Ratsherren stimmen das Fackellied an.

KASIMIR: Schwingt die Fackeln, schwingt!
BÜRGERMEISTER: Fort, fort! In den Kerker! Aus den Augen mit ihnen!

ERSTER BURSCHE: Meint ihr, die Ratten verbrennen in euren Häusern? Sie bleiben bei euch alle Zeiten. Weh über Schilda!

Windmänner versuchen, sie fortzuziehen.

ZWEITER BURSCHE: Die Ratten sind schneller als euer Feuer. Hüte dich Schilda!

BEIDE: Die Fackeln aus!

Das Volk senkt die Fackeln unschlüssig.

KASIMIR: Die Fackeln empor! Schwingt die Fackeln, schwingt die Fackeln! Schwingt!

VOLK: Kasimir, Kasimir, wir glauben dir!

WINDMÄNNER: Hängt sie!

Die Burschen werden weggestoßen.

BURSCHEN (*immer wiederholend*):

Die Fackeln aus!
Treibt die Ratten selber aus!

VOLK (*mit dem pfeifenden Kasimir und den Ratsherren*):

Schwingt die Fackeln, schwingt die Fackeln, schwingt,
damit die Stadt in Asche sinkt!
Unsre Ratten, unsre Ratten
soll der Feuertod bestatten!

Alle ziehen, voran Kasimir und die Ratsherren, langsam von der Bühne.

Schwingt die Fackeln, schwingt —

BURSCHEN (*aus der Ferne*): Weh über Schilda! Die Fackeln aus!

Zurück bleibt nur der Nachtwächter, der nach einer Weile das Horn ansetzt und tutet.

EPILOG DES NACHTWÄCHTERS:

Verehrte Gäste, es ist Zeit.
Allein blieb nach dem bösen Streit
nur ich, die nachtgeübte Obrigkeit.
Ich muß das letzte Wort behalten.
Das Spiel der altertümlichen Gestalten
hat einen Sinn mit scharfen Krallen.
Um diesen Sinn zu zeigen allen Schildaleuten,
was ist geschehn? Was solls bedeuten —?
muß ich schon etwas aus der Rolle fallen.
Drum leg ich Helm und Hellebarde hin.
Vorbei ist meine Wächterpflicht,
Nachtwächtern glaubt man sowieso doch nicht.
Nun bin ich wieder, der ich bin,
ein Mann desselben Schilda, wie ihr auch.
Es war ein Spiel nach deutschem Brauch,
Und die Moral heißt kurz und schlicht:
Wenn einer kommt und will euch retten,
so hütet euch vor Rattenfängern,
vor Kasimirn und sonstigen Bedrängern.

Sie bringen zu den Nöten noch die Ketten!
Sie sitzen auf dem Volke wie die Kletten
und mästen sich wie Ratten an den Sorgen
und reden und versprechen alles — doch für morgen!
Das Morgen aber, das kommt nie
für euch, und fett bleibt nur das Rattenvieh.
Um unser Brot, um unser Land
laßt uns vereint besorgt sein ohne Brand.
Wollt ihr, daß Schildas Häuser flammen?
Ihr wollt es nicht! Dann steht zusammen!
Und sprecht das Wort des Volkes aus:
Der Krieg bringt uns kein Brot ins Haus!
Die Fackelschwinger, Retter, Kasimire und dergleichen
die haben stets ihr Bündnis mit den Reichen.
Doch tut sich Not und Arbeit kund,
da ist der Armen eigner Bund.
In diesem Bund vereint die Hände.
Er wird die Stadt erbauen ohne Brände!
Das ist, so wahr wie deutsch gesprochen, die Moral.

Nun steigt zu Berge, geht zu Tal,
berichtet allen, was ihr hier gesehn,
sprecht zu den Blinden, Lahmen, Tauben,
die heut noch Kasimiren glauben.
Laßt uns vereint zur Freiheit stehn!
Die Fackeln aus,
die Fackeln aus!

WEINGARTEN IM JÜDISCHEN KOLCHOS

von

Klara Blum

Breite Blätter. Ranken zart und dicht
stehen schwarz im weißen Mondenlicht
und mein Stolz klingt auf wie eine Geige,
wenn ich unser Werk den Gästen zeige.

Schimmernd unter Blättern reift der Wein.
wieder wird die Ernte reicher sein,
wir ersinnen immer neue Wege,
daß er schöner blüh durch unsre Pflege.

Scharfsinn, unsrem Volke angestammt,
lang zu fruchtlos leerem Spiel verdammt,
zu des Händlers schmachvoll kleinen Listen,
zum gespitzten Wahn des Talmudisten —

er, der einst gekrümmte, wurde grad,
sinnt auf Blatt und Frucht, auf Werk und Tat,
stillt mit klugem Einfall jede Wunde
und steht fest auf seinem eignen Grunde.

Malka, Mirjam, Dwora, Abisag
schafften hier am Weinstock Tag für Tag
und indes sie gruben, schnitten, zählten,
schiens, als ob sie heimlich Sorgen quälten.

Judenmütter, überzärtlich, bang,
fern von ihren Kleinen tagelang,
ob sie tapfer auch sich überwanden,
die Kolchosgenossen — sie verstanden.

Dort das Haus, das weiß herüberschaut,
wurde an des Gartens Rand erbaut
und sie lächelten mit klugen Blicken:
„Bei der Arbeit darf euch nichts bedrücken."

Kinderstimmchen zwitschern spät und früh
und die Mütter schaffen stark wie nie,
die Kosaken aus den Dörfern droben
kommen, nachbarlich ihr Werk zu loben.

Hamans lügnerischer Mund ward still.
Wehe dem, der uns beschimpfen will!
Wo das Volk regiert mit seinen Räten
darf man Völker nicht mehr niedertreten.

Und mein Stolz klingt auf zur Nachtmusik
wie ein jüdisch altes Geigenstück,
endlich losgelöst von Schmach und Trauern:
hier im Land der freien Judenbauern.

Haman: persischer Minister aus der Purimsage, legendäre Personifikation des Judenfeinds.

K. S. STANISLAWSKI

Anfang dieses Jahres wurde sein fünfundsiebzigster Geburtstag gefeiert. Acht Monate später mußten wir von ihm Abschied nehmen. Die letzten acht Monate Konstantin Stanislawskis vergingen in einer für den schon kränklichen Greis erstaunlich großen Arbeitsaktivität. Im kleinen Studio in der Stanislawskistraße in Moskau wurden fast ohne Unterbrechung Proben abgehalten, wurde Unterricht erteilt; die letzte Redaktion der stanislawskischen Bücher besorgt. Es war eine stille, zähe, ruhige Arbeit, wie die Arbeit seines ganzen Lebens auch in den kämpferischsten Phasen still, zäh und ruhig vor sich ging.

Stanislawski war Realist. Realist sein bedeutet: den Mut haben, den Menschen so zu sehen und so zu zeigen, wie er ist. Um diesen Mut zu haben, muß man zur unerschütterlichen Überzeugung gelangt sein, daß der Mensch die Möglichkeiten höchster Entwicklung in sich hat und nur durch Verhältnisse, die abzuändern wir mächtig genug sind, an dieser höchsten Entwicklung verhindert wird.

Stanislawskis Realismus beruhte auf dieser Erkenntnis. Sie gab seiner Kunst die gemeinsame Grundlage mit Gorkis Dichtung. Sie bewirkte, daß die Bedeutung seiner Kunst über die Grenzen der Sowjetunion hinauswuchs, zum gemeinsamen Gut der Menschheit wurde.

So wenig es ein Zufall ist, daß dieser große Künstler der Bühne — der im Dienste der *Dichtung* stehenden Bühne — ein Russe, ein Sowjetbürger war, ebenso wenig ist es ein Zufall, daß er sich vom Anfang seiner Entwicklung an fest in der internationalen Kunstentwicklung verankert fühlte, sich von ihr nie losreißen wollte. Es verstand es, die fortschrittlichsten Traditionen nicht nur des eigenen Landes, sondern auch der westlichen Länder in sich aufzunehmen, sie zu klären, sie weiterzuentwickeln. Er gab alles, was er vom eigenen Volke und von anderen Völkern bekam, mit Zinsen und Zinseszinsen wieder.

Als Stanislawski seine Bahn betrat, war das deutsche Theaterleben in einer seiner Blüteperioden. Stanislawski lernte auch von der deutschen Theaterkunst. Das deutsche Theater verkam, es ging zugrunde. Aber seine Werte blieben bewahrt bei Stanislawski. Er war Erbe des deutschen Theaters, jetzt kann er sein Erblasser werden. Es liegt an uns, wie weit wir seine reiche Erbschaft antreten, durch seine Hilfe unser eigenes freiheitliches deutsches Volkstheater aufbauen werden.

ERINNERUNGEN UND ERFAHRUNGEN

von

Konstantin Stanislawski

ZWEI URAUFFÜHRUNGEN GORKIS

Die allgemeine Unruhe und die kommende Revolution brachten auf die Bretter unseres Theaters eine Serie von Stücken, die die soziale und politische Stimmung der Unzufriedenheit, des Protests und die Träume von dem Helden widerspiegelten, der mutig die Wahrheit sagt.

Die Zensur und die Polizeibehörde waren auf der Höhe ihrer Aktivität. Der Blaustift machte endlose Fahrten durch den Text der Stücke, durchkreuzte die unbedeutendsten Anspielungen, die Unruhe heraufbeschwören oder den Frieden brechen konnten. Es herrschte die Befürchtung, die Theater könnten eine Arena für Propaganda werden. Und, die Wahrheit zu sagen, Versuche in dieser Richtung fanden statt.

Aber die wahre Kunst verblaßt, wann immer sie sich tendenziösen, utilitaristischen, unkünstlerischen Bahnen zuwendet. Die Tendenz muß in die Ausdrucksmittel der Kunst überführt werden, in Gefühlserregung übergehen, sie muß zur aufrichtigen Bemühung und zur zweiten Natur des Schauspielers werden. Nur dann kann sie Leben gewinnen im Bewußtsein des Schauspielers, in der Rolle und im Stück. Nur dann ist sie keine Tendenz mehr, sondern ein persönliches Credo. Der Zuschauer kann seine eigenen Schlüsse ziehen und schafft sich seine eigene Tendenz zu dem, was er im Theater gesehen hat. Die natürliche Schlußfolgerung gelangt von selbst in die Seele und in das Bewußtsein des Zuschauers durch das, was ihm die schöpferischen Bemühungen des Schauspielers vermitteln. Das ist eine notwendige Bedingung. Nur dann kann man im Theater an die Darstellung von Stücken sozialen und politischen Charakters denken. Waren wir im Besitz solcher Voraussetzungen für unser Schaffen?

Wir wußten, daß Gorki zwei Stücke schrieb. Er erzählte mir von einem in der Krim, — es hatte noch keinen Namen. Das andere hieß „Kleinbürger". Wir waren an dem ersten interessiert. Gorki hatte hierfür das Leben des Volks gewählt, das er liebte, solcher „Kreaturen, die einst Menschen waren", durch die er seinen Ruhm als Schriftsteller begründete. Wir bestanden darauf, er solle sein erstes Stück sofort beenden, damit wir unser neues Theater mit einem Werk von ihm eröffnen konnten. Aber Gorki hatte Schwierigkeiten mit den Personen des Stücks und kam nicht zu Ende. Die „Kleinbürger" wurden zuerst zur Aufführung fertig. Übrigens waren wir froh, daß wir dieses Stück ebenfalls bekamen und beschlossen, unser neues Theater hiermit zu eröffnen. Eine Unannehmlichkeit war nur, daß wir keinen Schauspieler hatten, der die Rolle Teterews, eines Kontrabassisten vom Kirchenchor einer Provinzstadt, des Helden des Stücks, übernehmen konnte. Diese Figur verlangte eine heitere Individualität und eine Donnerstimme. In unserer Schule war einer zweifellos für die Rolle geeignet. Er besaß die nötige Stimme, hatte in einem Chor gesungen und später in einem Vorstadt-Restaurant. Baranow hieß dieser Schüler, dem wir die Rolle des Teterew übertrugen. Er war zweifellos begabt, sehr gutherzig, aber gleichzeitig ein Trunkenbold und vollständig ungebildet. Es würde schwer gefallen sein, ihm die literarischen Feinheiten im Stück Gorkis zu erklären. Aber in der Rolle des Teterew war ihm sein Barbarentum von großem Nutzen, wie wir später sahen. Teterew wurde durch ihn eine reale Persönlichkeit, ein Heros und Ideal, und die Tendenzen und Gedanken des Autors belebten sich in der Seele des Schauspielers. Es wäre unmöglich gewesen, so einen Ernst und so eine Aufrichtigkeit für die Situationen des Stücks und die Gedanken des Hauptheldens durch irgendeine Technik zu erreichen. Baranow aber half seine Naivität. Sein Teterew war nicht theatralisch, er war ein wirklicher Chorsänger. Der Zuschauer fühlte das sofort und würdigte es nach seinem wirklichen Wert. Das übrige war Sache der Bühnenleitung.

Die Saison 1901-1902, in der die „Kleinbürger" einstudiert wurden, ging ihrem Ende zu, aber das Stück war noch nicht fertig zur Generalprobe, durch die wir gewöhnlich die Stücke im Gedächtnis fixierten. Wenn das nicht rechtzeitig geschah, konnte allerlei vergessen werden, und wir hätten die ganze Arbeit von vorn beginnen müssen. Daher beschlossen wir, trotz allen Hindernissen die Generalprobe in Petrograd abzuhalten, wo wir gewöhnlich die Saison beendeten. Es war eine Zeit der Unruhe. Zensur und Polizei bewachten jeden unsrer Schritte. Das Künstlertheater wurde wegen seines neuen Spielplans als zu radikal angesehen, Gorki selbst stand unter Polizeiaufsicht: Zuerst wollten die Behörden die Aufführung des Stücks überhaupt nicht erlauben. Aber durch die guten Dienste einiger einflußreicher Persönlichkeiten, unter denen sich Graf Witte selbst befand, erhielten wir zuletzt die Erlaubnis, eine private Aufführung vor einer Versammlung offizieller Personen zu veranstalten, an der Polizeibeamte und Zensoren teilnahmen. Das ganze offizielle Petrograd, angefangen von den Großfürsten und Ministern bis zu den Vertretern der Zensurbehörde, der Polizei und anderer Regierungs-

stellen, war im Michailow-Theater anwesend, wo die Vorführung stattfand. Das Theater und seine Umgebung waren von einem Polizeikordon umstellt, berittene Gendarmen hielten auf dem Square vor dem Theater Wache. Man hätte denken können, diese Vorbereitungen seien für eine Generalschlacht und nicht für eine Generalprobe getroffen worden.

Graf Witte tat mehr als irgendjemand, die Spielerlaubnis zu sichern. Endlich wurde sie erteilt, aber mit vielen Änderungen im Text durch die Zensur. Einige waren sehr komisch. Die Worte „Die Frau des Kaufmanns Romanow" wurden z. B. ersetzt durch die Worte „die Frau des Kaufmanns Iwanow", da der Name Romanow nach einer Anspielung auf das Herrscherhaus roch.

Das Stück hatte Erfolg. Einen noch größeren Baranow als Teterew. Er war eine urwüchsige Kraft, ein zweiter Schaljapin. Die Damen der Gesellschaft wünschten seine Bekanntschaft zu machen. Man führte ihn in den Zuschauerraum. Er wurde von Prinzessinnen umringt und — flirtete mit ihnen. Eine kaum zu beschreibende Szene. Am nächsten Tag lobten die Zeitungen ihn in den Himmel. Darin lag für ihn der Untergang. Das erste, was er nach der Lektüre der Zeitungen tat, war, sich einen Zylinderhut zu kaufen, Handschuhe und einen eleganten Cut. Dann begann er das russische Kulturleben zu durchjagen. „Wir haben im ganzen zehn oder elf Zeitungen. Und in Paris oder London", sagte er, „gibt es fünfhundert, fünftausend". Mit andern Worten, Baranow war betrübt, daß ihn nur zehn oder elf Zeitungen rühmen konnten, in Paris hingegen wären es fünftausend gewesen. Das war nach seiner Meinung der eigentliche Sinn der Kultur. Baranows Benehmen änderte sich. Bald begann er zu trinken. Er wurde geheilt, und man verzieh ihm. Denn er war in seiner Art ein Genie. Er begann ein musterhaftes Leben. Aber als er die Rolle des Teterew weiterspielte und sein Erfolg stieg, wurde er immer mehr verdorben. Er ließ sich Ungenauigkeiten zuschulden kommen und zog Vorteil aus seinen Krankheiten. Einmal unterließ er überhaupt, im Theater zu erscheinen. Wir waren gezwungen, ihn zu entlassen.

Wir erhielten das zweite Stück von Gorki, „Nachtasyl". Hier entstand für uns ein schwieriges Problem. Ein neuer Autor. Ein neuer Stil. Ein neuer Ton und eine neue Ausdrucksart des Autors und des Spiels der Darsteller und eine neue und eigentümliche Romantik und ein Pathos, die beide an das Theatralische und an Propaganda grenzten. „Gorki ist ein Zerstörer, der zerstören muß, was Zerstörung verdient", sagte Tschechow einmal. „Darin liegt seine Stärke, und das ist es, warum ihn das Leben rief."

Unsern Naturen waren die großen Gesten Gorkis fremd, seine kündenden Gedanken, seine scharfen Aphorismen, seine destruktiven Flüge und sein eigenartiges Pathos. Man mußte fähig sein, seine Worte so zu sprechen, daß seine Sätze lebten und tönten. Die belehrenden und propagandistischen Reden Gorkis, auch die vom Menschen, müssen einfach gesprochen werden, mit aufrichtigem Enthusiasmus, ohne falsch und hochfliegend theatralisch zu sein. Sonst wird aus einem ernsten Stück ein bloßes Melodrama. Wir

mußten uns den besonderen Stil des Vagabunden zu eigen machen. Wir durften ihn nicht durch die gewöhnliche theatralische Vulgarität ersetzen oder damit vermischen. In dem Vagabunden mußte Größe sein, Freiheit und Unabhängigkeit. Es war gefährlich, den gewöhnlichen deklamatorischen Ton anzuwenden. All das war für mich wichtig, nicht von dem Gesichtspunkt der sozialen und politischen Bewegungen und Tendenzen, sondern von dem des Neuerers, für den alles das neu war und wichtig, hauptsächlich seiner Neuheit wegen.

Wir mußten, ebenso wie früher bei Tschechow, versuchen, in die geistigen Quellen Gorkis selbst einzudringen und den Verlauf der Vorgänge in der Seele des Autors zu finden. Wir mußten sie uns zu eigen machen, um das Recht zu haben, zu sprechen, den Inhalt zu interpretieren, die Gedanken, die Handlung des Stücks einfach zu spielen, ohne jede überflüssige Kraftanstrengung, ohne die Notwendigkeit, jemand zu überreden, etwas zu propagieren.

Der Zuschauer durfte nicht bedrückt sein, wenn er uns sah und hörte. Er sollte es angenehm finden, uns allen zu glauben. Denn der geistige Gehalt Gorkis und unser eigener würden die tendenziösen Stellen des Stücks und die leeren Momente der Aufführung rechtfertigen und abrunden. Sie wären unter andern Umständen nur theatralische Füllung und sonst nichts.

Wie drangen wir nun in die Seele des neuen Dramatikers und seines Stücks ein?

Wieder näherten Nemirowitsch-Dantschenko und ich uns beide dem Autor und seinem Stück, jeder auf seine individuelle Art.

Wladimir Iwanowitsch gab nach seiner Gewohnheit eine meisterhafte Analyse des Stücks. Selbst Schriftsteller, kennt er alle die geheimen Zugänge zur Literatur, die ihm als Wegabkürzung dienen. Ich befand mich wie gewöhnlich beim Beginn einer Arbeit in einer hilflosen Verwirrung, angefangen vom Lokalkolorit bis zum Gefühl, vom Gefühl zur Vorstellung, von der Vorstellung zur Produktion. Ich belästigte sogar Gorki auf der Suche nach Material. Er erzählte mir, wie er das Stück schrieb, wo er seine Typen fand, wie er im ersten Teil seines Lebens umherwanderte, wie er die Originale der Charaktere seines Stücks traf. Von Gorki lief ich zu diesen „Kreaturen, die einst Menschen waren", die ihm das Material zum Schreiben lieferten.

Wir arrangierten eine Expedition, an der viele Schauspieler aus dem Stück, Nemirowitsch-Dantschenko und ich teilnahmen. Unter der Führung des Schriftstellers Giliarewski, eines Kenners des Lebens der Vagabunden, der Kitrow-Markt, einem Stadtteil, wo ausschließlich Vagabunden lebten. Ihre ihnen immer mit Geld und Ratschlägen aushalf, gingen wir nachts zum Religion war Freiheit, ihre Sphäre — Gefahr, Einbruch, Abenteuer, Diebstahl, Mord.

Alles das verbreitete um sie eine romantische Atmosphäre und eine eigene wilde Schönheit, nach der wir damals suchten. Es war schwer, eine Erlaubnis von den Geheimorganisationen des Kitrow-Markts zu bekommen. Ein

großer Diebstahl hatte in dieser Nacht stattgefunden, und die Umgebung des Markts war im Belagerungszustand.
Patrouillen bewaffneter Gendarmen standen an verschiedenen Plätzen postiert. Sie wollten uns in den endlosen unterirdischen Passagen aufhalten und verlangten unsere Ausweise. In dem eigentlichen Zentrum des unterirdischen Labyrinths war die örtliche Universität. Diese Intellektuellen des Markts konnten lesen und schreiben und waren gerade mit dem Abschreiben von Rollen beschäftigt.
Diese Schreiber wohnten in einem kleinen Raum. Nette und gastfreundliche Leute, besonders einer, ein wohlerzogener Mann mit feinen Händen und einem schönen Profil. Er sprach viele Sprachen. Er war ein ehemaliger, heruntergekommener Gardeoffizier, der sein ganzes Vermögen verloren hatte. Alle diese Leute empfingen uns wie willkommene Gäste, die sie lange kannten. Und sie kannten auch wirklich unsere Vor- und Vatersnamen, denn sie arbeiteten oft für uns, schrieben unsere Rollen ab und versuchten, ihren Lieblingsschauspielern zu gefallen. Gleich nachdem wir eingetreten waren, erschien Wodka und Wurst auf dem Tisch, und ein Fest begann. Als wir erzählten, daß wir beabsichtigen, ein Stück mit Leuten wie sie aufzuführen, waren sie so gerührt, daß sie zu weinen begannen.
„Was für eine Ehre!" rief einer.
„Was ist an uns so interessant", wunderte sich ein anderer naiv, „daß man uns auf der Bühne zeigen will?"
Sie sprachen darüber, wenn sie zu trinken aufhörten, anständige Leute würden und diesen Ort verließen, dann würden sie —!
Der Ausflug auf den Kitrow-Markt erweckte mehr als jede Diskussion oder Analyse des Stücks meine Phantasie und meine Schaffensfreude. Da war Natur, die man nach Belieben formen konnte, lebendes Material zur Schaffung von Menschen und zur Inszenierung, Material für Bilder, Modelle und Pläne. Alles bekam eine reale Basis und seinen festen Platz. Beim Entwurf der Skizzen, bei der Inszenierung oder wenn ich den Schauspielern einige der Szenen vorführte, wurde ich von lebensvollen Erinnerungen geleitet und nicht von Vorstellungen oder Vermutungen. Aber das Hauptresultat des Ausflugs bestand darin, daß er mich zwang, die innere Absicht des Stücks zu fühlen.
„Freiheit um jeden Preis!" das war seine Bedeutung für mich. Die Freiheit, um derentwillen Menschen herabsteigen in die Abgründe des Lebens und zu Sklaven werden. Aber sie wurden Sklaven nach ihrem eigenen Willen und können ihr Joch auf einige Zeit abwerfen, nur um es wieder aufzunehmen und wieder Sklaven zu werden.
Man sagt, das Stück sei tendenziös und enthalte eine politische und soziale Note. Sei es so! Für mich, den Schauspieler, ist das Stück *Freiheit* — und der Zuschauer mag seine eigenen Schlüsse aus unserem Leben auf der Bühne ziehen.
Von diesem Standpunkt — „mit einer weit offenen Seele" — wie wir Russen sagen, war es leicht für uns, die großartige Spielleitung von Nemirowitsch-Dantschenko zu verstehen und zu fühlen. Leider traf das alles nur auf mich

zu in der Rolle des Satin. Ich verstand und fühlte das alles in mir. Es lief aus meiner Seele auf die Zunge, von meiner Seele zu dem dynamischen Zentrum und der Peripherie meines Körpers, der wahrhaft das unsichtbare, innere Leben der Rolle reflektierte. Aber im Moment der Sichtbarmachung fand eine Bewegung zu meinem gewohnheitsmäßigen Theaterspiel statt. Ich spielte nicht die Rolle, sondern ihr Resultat, die Tendenz, die Idee, das Evangelium Gorkis. Ich übertrieb das Romantische und verfiel ins gewöhnliche theatralische Pathos, in die gewöhnliche Theaterdeklamation. Auf meiner Suche nach Schaffensstimmung bewegte ich mich jetzt auf der Linie der Empfindungen — aber erlebte sie nicht über das Intuitive hinaus — oder auf der Linie des Symbols und gelangte zur gewöhnlichsten Wiedergabe der Tendenz, zu Umarmungen von kältestem theatralischem Pathos und von Falschheit. Das ging so für eine lange Zeit, bis zu dem bemerkenswerten Moment in meinem Leben, als sich mir einige Mysterien des künstlerischen Schaffens eröffneten. Aber davon später.

Die Arbeit wurde mit einem enormen Erfolg belohnt. Es gab endlose Hervorrufe für die Schauspieler, die Bühnenleiter und für Gorki selbst. Es war sehr komisch, ihn zu sehen, wie er das erstemal auf der Bühne erschien. Er stand auf den Brettern, eine Zigarette zwischen den Zähnen, lächelnd und verloren und wußte nicht, daß er dem Publikum eine Verbeugung machen und die Zigarette aus dem Mund nehmen mußte.

Gorki wurde der Held des Tages. Man ging ihm auf der Straße nach. Haufen von Bewunderern, besonders aus dem schwachen Geschlecht, sammelten sich um ihn. Zuerst war er verwirrt. Er wollte sich ihnen nähern, zupfte dabei an seinem rostfarbenen Stutzbart, fuhr mit den kräftigen Fingern durch sein langes Haar und warf den Kopf hintenüber, wie um Gesicht und Stirn von der Fülle des überfallenden Haars zu befreien. Er zitterte, blähte die Nasenflügel und krümmte sich vor Verwirrung.

„Brüder", wollte er zu uns sagen und lächelte schuldbewußt. „Ihr wißt — irgendwie, es paßt sich nicht — wirklich — mein Ehrenwort! Warum sehen sie mich so an? Ich bin kein Sänger oder Tänzer. Wer hätte das gedacht! Bei Gott! — Mein Ehrenwort — "

Aber die komische Verwirrung Gorkis und seine eigene, schüchterne Art zu sprechen, bestrickten seine Bewunderer und zogen immer neue an. Sein persönlicher Reiz war stark. Er hatte eine eigene Schönheit von plastischer Wirkung, Ungezwungenheit und Leichtigkeit. Ich erinnere mich an den optischen Eindruck seiner vornehmen Haltung, als er einmal am Landungsplatz in Jalta stand und auf mich wartete, während ich das Schiff verließ. Nachlässig lehnte er sich gegen Gepäckballen und hielt seinen kleinen Sohn Maxim. Er blickte gedankenvoll in die Ferne, und es schien, er würde sogleich von dem Ufer aufsteigen und in die grenzenlose Bläue auffliegen, seinen Träumen nach.

ÜBER DIE ARBEIT DES SCHAUSPIELERS

I

Der Künstler muß nicht nur auf der Bühne aufmerksam sein, sondern auch im Leben. Er muß sich mit seinem ganzen Wesen auf das konzentrieren, was ihn anzieht. Er darf die Dinge nicht wie ein gewöhnlicher Mensch betrachten, sondern muß in ihre Tiefe eindringen. Sonst würde unsere Schaffensmethode einseitig sein, fremd der Wahrheit, dem Leben, der Gegenwart und durch nichts mit ihnen verbunden.

Manche Menschen besitzen von Natur Beobachtungsgabe. Sie bemerken ungewollt alles, was sie umgibt und behalten es im Gedächtnis. Dabei vermögen sie aus dem Beobachteten das Wichtigste, Interessanteste, Schönste und Typische auszuwählen. Wenn man solche Menschen hört, versteht man, was weniger scharf beobachtenden entgeht, die im Leben nicht betrachten und nicht sehen und nicht anschaulich von dem Aufgenommenen sprechen können. Leider besitzen durchaus nicht alle diese Aufmerksamkeit, die im Leben das Wesentliche und das Charakteristische erkennt, und die der Schauspieler unbedingt braucht.

Sehr oft haben die Menschen diese Aufmerksamkeit nicht einmal für ihre eigenen elementaren Interessen. Um so weniger sind sie fähig, aufmerksam zu sehen und zu hören im Interesse der Lebenswahrheit, im Interesse eines feinfühligen und zarten Umgangs mit Menschen und eines wahrheitsgemäßen künstlerischen Schaffens. Das ist nur den Auserwählten der Auserwählten gegeben. Wieviel Unheil entsteht durch die menschliche Blindheit. Sie macht auch von Natur Gutmütige manchmal zu Peinigern ihrer Nächsten und verwandelt Kluge in Dumme, die nicht bemerken, was vor ihren Augen geschieht.

Die Menschen sind nicht fähig, nach dem Gesicht, dem Blick, der Klangfarbe der Stimme zu unterscheiden, in welchem Zustand sich der andere befindet. Sie können nicht aktiv sehen und nicht komplizierte Lebenswahrheit erkennen, sie können nicht aufmerksam zuhören, nicht wirklich hören. Sonst wäre die Kunst unendlich reicher, feiner und tiefer. Aber man kann in den Menschen nicht hineinlegen, was ihm nicht von der Natur gegeben ist — man kann sich nur bemühen, das noch so Wenige, was er besitzt, zu entwickeln und zu ergänzen. Auf dem Gebiet der Beobachtung verlangt diese Arbeit ungeheure Mühe, Zeit, Willen und systematische Übungen.

Wie kann man nun die schlecht Beobachtenden lehren, zu bemerken und zu sehen, was ihnen Natur und Leben bietet? Vor allem muß man ihnen erklären, wie man betrachten und sehen, zuhören und hören soll, das Schlechte und vor allem — das Schöne. Das Schöne erhebt die Seele, ruft in ihr die besten Gefühle hervor und hinterläßt unverwischbare, tiefe Spuren im Herzen und im Geist. Schöner als alles ist die Natur selbst. In sie vertiefen Sie sich so weit wie möglich. Zu Anfang nehmen Sie eine Blume, ein Blatt, ein Spinnengewebe, die Muster im Eis auf den Fensterscheiben oder ähnliches. Das alles sind Werke der größten Künstlerin, der Natur. Bemühen Sie

sich, in Worten auszudrücken, was Ihnen daran gefällt. Das zwingt die Aufmerksamkeit, stärker einzudringen in das Beobachtungsobjekt, es mit mehr Bewußtsein einzuschätzen, tiefer in sein Wesen einzudringen. Verschmähen Sie auch nicht die finsteren Seiten der Natur. Vergessen Sie auch hier nicht, daß unter den negativen Erscheinungen positive verborgen sind, daß das Abscheulichste noch etwas Schönes enthält, genau so, wie es im Schönen Häßliches gibt. Aber das wahrhaft Schöne fürchtet das Häßliche nicht. Oft hebt gerade das erst die Schönheit richtig hervor.

Suchen Sie das eine und das andere, bestimmen Sie es mit Worten, lernen Sie es kennen und verstehen Sie es zu sehen. Sonst bleibt die Vorstellung vom Schönen bei Ihnen einseitig, süßlich, niedlich, sentimental, und das ist für die Kunst gefährlich.

Dann gehen Sie zu einer ebensolchen Erforschung der Kunstwerke über, der Literatur, der Musik, der Museumsgegenstände, der schönen Dinge, zur Erforschung alles dessen, was Ihnen vor die Augen kommt und was hilft, einen guten Geschmack zu bilden und die Liebe zum Schönen.

Aber tun Sie es nicht mit dem kalten Auge des Analytikers, mit dem Bleistift in der Hand. Der wirkliche Künstler brennt von dem, was um ihn herum vorgeht, er genießt das Leben, das zum Objekt seines Studiums und seiner Leidenschaft wird. Durstig schlürft er alles, was er sieht. Er sucht sich das von außen Empfangene einzuprägen nicht als Statistiker, sondern als Künstler, nicht nur im Notizbuch, sondern im Herzen. Denn das, was er sammelt, ist kein gewöhnliches, sondern lebendes, erregendes Material.

Mit einem Wort, in der Kunst darf man keine kalten Arbeitsmethoden anwenden. Wir brauchen einen bestimmten Grad innerer Wärme, für uns ist feinfühlige Aufmerksamkeit unerläßlich. Das bezieht sich auch auf die Materialsuche für das Schaffen. Wenn der Bildhauer zum Beispiel den Marmor für eine Venus auswählt und betrachtet, so erregt ihn das. In der einen oder andern Schattierung des Steins, in dem einen oder andern Äderchen fühlt er bereits den Körper des künftigen Werks und ahnt ihn voraus. Und bei uns, den Künstlern der Bühne, muß jedem Vorgang bei der Materialbeschaffung Begeisterung zugrundeliegen. Das schließt natürlich nicht die ungeheure Geistesarbeit aus.

Aber darf man etwa nur kühl denken, nicht auch leidenschaftlich?

II

In jeder physischen, in jeder psychischen Aufgabe und ihrer Erfüllung steckt viel vom einen und vom andern. Es ist unmöglich, sie zu trennen. Nehmen wir an, Sie müssen die Rolle des Salieri in „Mozart und Salieri" von Puschkin spielen. Die Psychologie Salieris, der sich zum Mord an Mozart entschließt, ist sehr kompliziert: es ist schwer, sich zu entschließen, den Pokal zu ergreifen, Wein einzugießen, Gift hineinzuschütten und diesen Pokal seinem Freund und Genius zu überreichen, an dessen Musik man sich entzückt. Doch das alles sind physische Handlungen. Aber wie viel Psychologisches ist in ihnen! Oder etwa eine ganz einfache körperliche Handlung: auf einen

Menschen zugehen und ihm eine Ohrfeige geben. Um das natürlich auszuführen, wieviel komplizierte psychologische Vorgänge sind dazu nötig! Führen Sie einmal eine Reihe physischer Vorgänge aus, mit dem Weinglas, mit der Ohrfeige, rechtfertigen Sie sie innerlich durch die vorliegenden Umstände und „wenn", und dann bestimmen Sie, wo das körperliche Gebiet endet und das seelische beginnt. Sie werden sehen, daß das nicht so einfach zu entscheiden ist, und man die beiden leicht vermischt. Aber haben Sie davor keine Angst, vermischen Sie sie ruhig. Benutzen Sie die Unbestimmbarkeit der Grenzen zwischen physischen und psychischen Aufgaben. Bestimmen Sie bei der Auswahl von Aufgaben nicht zu genau die Grenzen zwischen physischer und psychischer Natur. Machen Sie es ungefähr, sozusagen nach dem Augenmaß Ihres Gefühls, mit einer ständigen Neigung auf die Seite der physischen Aufgabe. Ich werde Ihnen Fehler nicht übelnehmen. Das kann nur von Nutzen sein im Moment des künstlerischen Schaffens.

Wieso kann denn ein deutlicher Fehler von Nutzen sein? fragten wir verwundert.

Weil Sie so nicht Ihr Gefühl erschrecken, weil Sie der Fehler vor innerer Gewaltanstrengung sichert. Eine getreue Ausführung einer physischen Aufgabe hilft Ihnen, den richtigen psychischen Zustand zu erreichen. Die physische Aufgabe wird in eine psychische umgewandelt. Denn, wie ich schon sagte, kann man jeder physischen Aufgabe eine psychische Begründung geben. Wir wollen uns vorläufig nur auf physische Aufgaben einigen. Sie sind einfacher, zugänglicher und leichter auszuführen. Dabei ist weniger Gefahr, sich in Manieriertheit zu verirren. Zur Zeit werden wir dann auch von psychologischen Aufgaben sprechen, vorläufig empfehle ich Ihnen, in allen Ihren Übungen, Skizzen, Studien und Rollen vor allem die physische Aufgabe zu suchen.

III

In jedem Moment des Lebens hat der Mensch irgendwelche Wünsche, strebt nach etwas, überwindet etwas. Trotzdem bringt er oft in seinem ganzen Leben etwas Angefangenes nicht zu Ende, wenn das Ziel zu bedeutend war.

Große, weltumfassende, allgemein menschliche Aufgaben werden nicht von einem Menschen gelöst, sondern von Generationen und Jahrhunderten.

Auf der Bühne lösen diese allgemein menschlichen Aufgaben geniale Dichter wie Shakespeare und geniale Schauspieler wie Motschalow, Tomaso Salvini.

Die Bühnenkunst stellt große Aufgaben und verlangt aufrichtige, produktive, zweckentsprechende Arbeit zu ihrer Erfüllung. Das Resultat entsteht so von selbst, wenn alles Vorangehende richtig ausgeführt worden ist.

Der Fehler der meisten Schauspieler ist, daß sie nicht an die Arbeit denken, sondern nur an ihr Resultat. Sie vernachlässigen die eine und streben direkt zum andern. So entstehen nicht erarbeitete Resultate, sondern Krampf, der nur zu Handwerk führen kann.

Ludwig Uhland

1787—1862

Die Preußische Akademie hat bekanntlich alle ihre namhaften Dichter und Künstler vertrieben oder gestrichen. Dafür wurde eine Anzahl schreibender oder malender Personen wegen ihrer erprobten oder versprochenen Gesinnungstreue von dem malenden und schreibenden Herrn Hitler zu Künstlern, Dichtern und Akademikern ernannt. Regierungsräte und SA-Männer ohne Unterschied der fehlenden Begabung. Da sich diese Leute offenbar selbst in der Akademie etwas unheimlich vorkommen, suchen sie nach literarischen Ahnen, auf deren Blut sie sich berufen können. Besonders scheint ihnen dazu *Ludwig Uhland* geeignet. Dieser tote deutsche Dichter, dieser freiheitlich gesinnte Demokrat kann sich nicht wehren. Wie er im Leben gehandelt hat, könnten die ernannten Dichter aus den folgenden beiden Briefen Uhlands entnehmen. Das Kapitel des preußischen Ordens „Pour le mérite" hatte auf Veranlassung seines Kanzlers, des großen Gelehrten Alexander von Humboldt, Ende 1853 Uhland zum Mitglied vorgeschlagen. Als er von dieser Absicht hörte, bat er Humboldt sofort schriftlich, von diesem Plan Abstand zu nehmen. Seine literarischen und politischen Grundsätze erlaubten es ihm nicht, diese „Ehrenstelle" und „Standeserhöhung" anzunehmen. Er wollte auch passiv nichts mit der preußischen Reaktion und ihrem Führer, dem König Friedrich Wilhelm IV., zu tun haben. Humboldt, der sich selbst einen „Demokraten von 1787" und „weltbürgerlich gesinnt" nannte, war ganz bestürzt. Er wollte die Akademie durch die Ernennung Uhlands ehren. Er weist in seinem Schreiben auf große, freiheitlich und sogar revolutionär gesinnte Persönlichkeiten hin, die auf seinen dringenden Wunsch die Mitgliedschaft angenommen hätten. Uhland bleibt in seinem Antwortschreiben bei seiner Ablehnung. Er verweigert auch die Annahme des neugegründeten bayerischen Ordens für Wissenschaft und Kunst. Diesen Uhland wagen die Faschisten als ihren „Vorkämpfer für das Deutschtum" aufzustellen! *G. St.*

AN ALEXANDER VON HUMBOLDT

Euer Exzellenz!

Von verschiedenen Seiten und in glaubhafter Weise kommt mir heute die Nachricht zu, daß das Kapitel des Ordens „Pour le mérite", der sich Ihrer Vorstandschaft erfreut, beschlossen habe, mich zum Mitglied vorzuschlagen. Es mag voreilig erscheinen, wenn ich vor erfolgter Bestätigung des Vorschlags und vor irgendwelcher amtlichen Eröffnung mir eine Äußerung gestatte, die gänzlich überflüssig sein kann. Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentschiedenen Sache, um nichts zu versäumen, was ein so überraschender und unverdienter Gunsterweis mir auflegt. Er verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, daß ich mit literarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten würde, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt

zu sein, während solche, mit denen ich in vielem und wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen sind. Und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urteiler mag, weder irgendein einzelner, noch irgendeine öffentliche Gewalt wird sich aufrichtig rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kecker Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlands hervorgegangenen Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben.

Der politisch parteilose Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreuend zugewandt wird, müssen, ich fühle das sehr wohl, den Tadel schärfen, der unvermeidlich über meinen Entschluß ergehen wird. Aber Überzeugungen, die mich im Leben und im Lied geleitet haben, lassen mir keine Wahl, so wenig sie dem lebhaften Dank Eintrag tun, mit dem mich die mir in hohem Grad ehrenvolle Beschlußnahme des Kapitels erfüllt hat.

Genehmigen Euer Exzellenz den Ausdruck meiner vollkommenen, dankbarsten Verehrung.

Tübingen, 2. Dezember 1853 *Dr. Ludwig Uhland*

AN DR. LUDWIG UHLAND

Verehrungswürdiger Mann!

An dem Tage, an dem der König Ihre Ernennung an unserem rein wissenschaftlichen und künstlerischen Institut, das in seiner freien Organisation mit keinem andern Ähnlichkeit hat, bestätigte, eine Stunde, nachdem ich Ihnen aus voller Seele mit der gutmütigsten Vertraulichkeit meine Freude über eine endlich erfüllte Hoffnung äußerte, erhalte ich Ihren Brief vom 2. Dezember.

In einem 84jährigen vielbewegten Leben ist mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen! Bei der Gründung des Instituts, das ein äußeres Zeichen hat, das man tragen oder nicht tragen kann, ernannte der König die ersten sechzig Mitglieder über ganz Europa (die Hälfte in allen deutschen Gauen) selbst. Mein teurer Freund Arago, bald darauf Präsident der französischen Republik und damals schon durch seine republikanische Gesinnung bekannt, und Melloni. der größte Physiker unseres Zeitalters, vormals Präsident della Giunta revoluzionaria in Parma, wurden zu Mitgliedern des Instituts ernannt, recht eigentlich, um gleich bei der Gründung an den Tag zu legen, daß hier nur von Geistesgaben und intellektuellen Verdiensten die Rede sei, daß politische Betrachtungen sowie alle kirchlichen ausgeschlossen blieben, nach des Gründers ernstem und in der Folge beharrlich festgehaltenem Willen. Um noch mehr Freiheit zu geben, wurde eingeführt, so wie die deutschen Mitglieder des Instituts sich selbst ersetzen, werden die Fremden, bei denen Selbstwahl wegen ihrer Zerstreutheit über Europa und

(wie ich hoffe) recht bald über die amerikanischen Freistaaten unmöglich ist, von unseren beiden Akademien der Wissenschaften und der Künste, je drei Personen, vorgeschlagen. Der König wählt sich den, der unter dreien die meisten Stimmen von den vorgeschlagenen Ausländern hat. Arago antwortete: „Dieses Institut ist mehr als ein Orden, es ist die Idee einer großen unabhängigen europäischen Akademie! Wie würde ich dazu es über mich gewinnen, auszuschlagen und Dich in so bittere Verlegenheit setzen?" Ich belästige Sie, edler Mann, mit diesem kleinlichen Detail, weil ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, wenn Sie von der innern Organisation des Instituts genauer unterrichtet sind, besonders von der Tendenz, die sich so klar darin ausspricht, Sie vielleicht meine herzliche Bitte erfüllen und die Ernennung annehmen. Der große italienische Litterator und Dichter Manzoni wollte auch erst die Ernennung nicht annehmen, weil er sich vorgesetzt hat, keinen Orden zu tragen. Ich durfte ihm antworten wie Ihnen, man wünsche ja nur, daß ein so schöner Name nicht auf der Liste mangle, die die Illustrationen des Zeitalters enthalten soll; die Notwendigkeit, den Orden zu tragen, beschränkt sich nur auf den Fall der Gegenwart des Monarchen, der der Gründer des wissenschaftlichen und künstlerischen Instituts ist. Ich ehre tief die Grundsätze politischer Konsequenz wie der Treue an die, die nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen verfolgt werden; aber unter Verhältnissen, die (wie die Wahl von Arago und Melloni, von Manzoni und Thomas Moore, der die Heilige Allianz so gewaltig in Versen verspottet hatte, bezeugen) der Politik wie den religiösen Ahndungen total fremd sind, werden Sie nicht in unlösbaren Widerspruch mit sich selbst geraten, wenn Sie einfach annehmen, was Sie „eine zugleich mit einer S t a n d e s e r h ö h u n g verbundene Ehrenstelle" nennen. Wer möchte bei dem gefeierten, schönen, mit dem Andenken an die große Zeit des Befreiungskriegs so eng verwandten Namen Ludwig Uhland an die Mythe von Standeserhöhung und Rittertum denken? Erfüllen Sie meine Bitte, es ist mir manches geglückt im Leben. Auch meine Gesinnungen, meine unveränderte Anhänglichkeit an freie Institutionen stehen offenbar in meinen Schriften, die von 1768—1790 heraufreichen, als ich mit G e o r g F o r s t e r in Paris war. Sollte ich nicht einiges Recht haben, Sie zu bitten, m e i n e r zu gedenken, des Labyrinths von Verlegenheiten, in das Sie mich setzen, der es nicht um Sie verdient? Ich ehre über alles den strengen catonischen Sinn, auf Verhältnisse angewandt, in denen er fruchtet und deren Wert er erhöht. Was ich gegen Sie unvorsichtig zu schützen wage, gehört einem andern Gebiet an.
Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.
Mit dem Ausdruck inniger Verehrung

Ihr anhänglicher
Potsdam, 5. Dezember nachts, 1853 *A. von Humboldt.*

Verzeihen Sie einem Urmenschen die Unleserlichkeit und Inkorrektion des Stils.

AN A. VON HUMBOLDT

Euer Exzellenz!

Ihre verehrten Schreiben, beide vom 5. d., sind mir ehegestern und gestern zugegangen. Das zweite, ein Zeugnis unermüdeter Güte, sagt mir leider, daß meine fast voreilig beschleunigten Zeilen vom 2. d. doch nicht zeitig genug in Ihre Hände gekommen sind. Öffentliche Blätter brachten und besprachen sogleich die Kunde der auf mich gefallenen Wahl des Ordenskapitels. Von meiner Seite blieben Empfang und Inhalt der beiden Zuschriften überall unerwähnt, so dankbar ich ihrer zu gedenken volle Ursache hätte.

Ein eigenes Zusammentreffen der Umstände hat es gefügt, daß am nächsten Morgen nach Abgang meines Schreibens vom 2. d. mir von München aus die Nachricht einer gleichen Verleihung amtlich zukam, worauf ich sofort in derselben Weise wie nach Berlin und mit Beziehung auf die hier rückstellige Wahl meine Äußerung einzuschicken mich beeilte.

Darin liegt nun freilich, abgesehen von den Grundsätzen, die tatsächliche Unmöglichkeit eines Wechsels meiner Entschlüsse. Mein Verhalten darf gewiß nicht nach der einen und der andern Seite ein verschiedenes sein; und wie könnte ich mir mit gutem Gewissen die huldvolle Wahlbestätigung Sr. Majestät des Königs von Preußen aneignen, da ich annehmen muß, daß sie nicht erfolgt wäre, wenn jener andere Vorgang, oder wenn meine in dem Schreiben an Eure Exzellenz ausgesprochene Gesinnung zuvor noch zur höchsten Kenntnis hätte gelangen können. Um die Darlegung meines ehrfurchtsvollen Dankes an höchster Stelle Sie zu bitten, darf ich mir unter solchen Verhältnissen kaum gestatten.

Tief empfinde ich, daß es minder schwer ist, der Ungunst und dem Unrecht die Stirne zu bieten, als sich einer großen und unerwarteten Begünstigung nicht entgegenkommend zu zeigen; über alles drückend aber ist mir das Bewußtsein, daß Ihnen, edler, hochgestellter Mann, in dem Augenblicke, da Sie für die wohlwollendste, mit Aufopferung verfolgte Absicht nur Unlust und Verlegenheit ernten, mein inniger Dank, meine anhänglichste Verehrung nichts gelten kann.

Euer Exzellenz

Tübingen, 10. Dezember 1853

ehrerbietigster
Dr. L. U.

DIE BIDASSOABRÜCKE

von

Ludwig Uhland

Der Baske Mina (1781—1836) organisierte in den damaligen baskischen Provinzen 1813 und 1823 durch Partisanen den Widerstand gegen die Franzosen.

Auf der Bidassoabrücke
steht ein Heilger, altersgrau,
segnet rechts die span'schen Berge,
segnet links den fränk'schen Gau.
Wohl bedarfs an dieser Stelle
milden Trostes himmelher,
wo so mancher von der Heimat
scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidassoabrücke
spielt ein zauberhaft Gesicht:
wo der eine Schatten siehet,
sieht der andre goldnes Licht;
wo dem einen Rosen lachen,
sieht der andere dürren Sand;
jenem ist das Elend finster,
jenem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidassoa
zu der Herde Glockenklang,
aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
und am Abend steigt hernieder
eine Schar zum Flußgestad,
unstet, mit zerrissner Fahne;
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidassoabrücke
lehnen sie die Büchsen bei,
binden sich die frischen Wunden,
zählen, wer noch übrig sei;
lange harren sie Vermißter,
doch ihr Häuflein wächset nicht.
Einmal wirbelt noch die Trommel,
und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zusammen,
die der Freiheit Banner war!
Nicht zum ersten Male wandelt
diesen Grenzweg ihre Schar,
nicht zum ersten Male sucht sie
eine Freistatt in der Fern';
doch sie zieht nicht arm an Ehre,
zieht nicht ohne günstgen Stern.

Der von vorigen Freiheitskämpfen
mehr als einer Narben führt,
heute, da wir alle bluten,
Mina, bliebst du unberührt.
Ganz und heil ist uns der Retter,
noch verbürgt ist Spaniens Glück.
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück."

Mina rafft sich auf vom Steine
(müde saß er dort und still),
blickt noch einmal nach den Bergen,
wo die Sonne sinken will.
Seine Hand, zur Brust gehalten,
hemmt nicht mehr des Blutes Lauf;
auf der Bidassoabrücke
brachen alte Wunden auf.

ROMAN, REALISMUS UND FORM

von

Arnold Zweig

I

Die Kunst der Erzählung, wie die Kunst überhaupt, hat eine Funktion; sie durchleuchtet die Wirklichkeit, sie macht die Welt transparent und fähig zur Aufnahme und zur Verarbeitung durch das Gefühl der Menschen. Die Kraft, das seelische Vermögen, welches ihr diese Eignung verleiht, ist die Phantasie — jenes rätselvolle Werkzeug, das uns die Möglichkeit gibt, uns zu verwandeln, fremde Ichs, fremde Wesen, ja fremde Substanzen zu erfühlen. Der Dichter gestaltet, wenn er will, die Seele eines Baumes, eines Felsens, einer Woge so überzeugend, daß dieses fremde Dasein auf immer in den Bestand allgemeinen Erlebens übergeht. Wie dieses Seelenvermögen zustande kommt, kann hier nicht erörtert werden; fest steht nur: es ist das Gegenteil von Zauberei und besteht aus einer willkürlichen und spielerischen Zusammensetzung von Eindrücken, die der Mensch einmal aus der Außenwelt empfangen hat. Aber der Erinnerungsschatz der Vorwelt spielt in diesem Phantasieleben mit — ja, wie das Märchengut aller Völker beweist, beherrscht er es geradezu. Die Geisteswelt der Mengen, die vor der Verbreitung des Lesens sich Jahrtausende hindurch Märchen erzählen ließen, erfreut sich am geprüften Joseph, der Ägypten verwaltete, am listenreichen Odysseus, am Seefahrer Sindbad, am klugen Schneiderlein oder an Ilja aus Murom. Und kommen nun die Elemente der Phantasie aus der Wirklichkeit, so kommt der Drang, sie zur Anwendung zu bringen, aus dem Trieb der menschlichen Seele selbst nach Ausweitung, Spannung, begeisternder Erhebung, Lust. Die Technik der Märchenzyklen zeigt uns eine Art Fortsetzungsroman, der von einem Erzählen zum anderen die Leser nach den Schicksalen des Helden begierig hält. Aus diesen einfachen Grundelementen schon vermag man das Epische, die Kunst der Erzählung, den Roman als Form aufzubauen.

II

Aber zu dieser Erkenntnis der Wirklichkeit muß man den Menschen überlisten. Er will zwar hören, wie es seinesgleichen im Leben gehen kann und die Elemente von Umwelt und Schicksal muß er wiederfinden, wenn ihn eine Geschichte anheimeln soll. Aber dann müssen diese Elemente aufs farbigste gemischt und angeordnet werden. Ein ruhevolles und leidenschaftliches Spiel von Spannung und Behagen soll die Erzählung durchwalten und Wendungen bringen, wie sie im Leben gerade *nicht* enthalten sind. Daher der Drang nach prinzlichen Verkleidungen und glücklichem Ausgang, der dem erzählten Märchen wie dem modernen, in Bildern vorgespielten, dem Film eigen ist. Zwischen diesen beiden Polen: Grundelemente der Wirklichkeit, ge-

mischt nach erregenden und beglückenden Triebbefriedigungen, dehnt sich das Kraftfeld aus, in welchem das Kunstwerk zu finden ist.

III

Daher vollzieht sich ein wesentlicher Entwicklungskampf des Kunstwerks zwischen diesen Polen. Je reicher die Einbildungskraft des Erzählers ist, desto leichter verführt sie ihn zu wirklichkeitsfremden Gaukeleien und desto strenger verweist ihn sein künstlerischer Instinkt auf die Sättigung seiner Phantasie und also seiner Erzählung mit gelebtem Leben. Zuletzt spürt man nur noch an der Auswahl des Erzählten, daß hier Wirklichkeit in eine Höhe getragen wird an Durchsichtigkeit und Beseelung, die das Leben dem Menschen selber fast nie ermöglicht. „Wir alle stammen aus Gogols ‚Mantel' ", hat ein russischer Kritiker einmal geschrieben. Ja, so ist es. Der Weg, den Gogol ging, von seinen Märchen und Gespenstergeschichten bis zum „Mantel", das ist der Weg der modernen Epik, und wenn solche Leuchtkraft in einer kurzen Geschichte leichter erreichbar ist als im umfangreichen Roman, so kommt das daher, daß eine Fülle von Schicksalen und Leben schwerer auf diesen Grad von Transparenz zu heben ist als der Bericht vom Dasein und Gespenstwerden des armen, kleinen Beamten Akakij Akakiewitsch.

IV

Das nun, was an Lebensausschnitten, durchsichtig gemacht durch das Mitfühlen des Dichters, in die erzählenden Sätze strömt, ist die Substanz des Kunstwerks. Das Prinzip der Auswahl aber, welches über Aufnehmen und Verschweigen bestimmt, ist das der *Form*.

„Zeichnen ist Weglassen", hat Liebermann einmal schlagend formuliert und darauf gerechnet, der Leser werde ihn schon verstehen; nach demselben Prinzip haben die großen Ostasiaten und Franzosen immer gearbeitet. Nach diesem Prinzip hat Shakespeare seine Szenen aneinandergefügt, nach ihm bestimmen wir die Aufeinanderfolge unserer Kapitel. Wenn Hemmingway und Dos Passos mehr weglassen, Feuchtwanger und Heinrich Mann weniger, so drücken sich darin Unterschiede der künstlerischen Herkunft aus, aber nicht der Wertung. Das Gesetz der Form entsteht aus der Verknüpfung der wesentlichen Stationen des zu Erzählenden. Was der einzelne für wesentlich hält, bleibt dem Typ überlassen, der er ist: ob er etwa pathetische Höhepunkte aneinanderfügt oder ob er diese pathetischen Höhepunkte gerade unterdrückt, um sie stärkerer und feinerer Wirkung wegen indirekt zu produzieren. Ja, mancher Epiker legt zu diesem Zweck seine Erzählung einem Berichterstatter in den Mund und bringt sie so, gebrochen durch ein Medium, das manchmal die Dinge kaum richtig zu verstehen scheint, die es berichtet. Von dieser Art ist etwa das Meisterwerk Robert Louis Stevensons, welches „Der Junker von Ballantrae" heißt. Das Abwägen der Teile gegeneinander, die Unabhängigkeit der Reihenfolge des Erzählten vom Ablauf der Zeit, die sorgfältige Verteilung allgemeinerer Kapitel und solcher, in denen der Held

dominiert, all das sind Fragen der Komposition, in denen der Geschmack und Kunstverstand des Erzählers aufs wesentlichste mitspricht. Um hier nicht zu irren, muß er von seiner eigenen Erzählung überzeugt sein; er muß dem Leser oder Hörer das Gefühl suggerieren, hier berichte jemand, der dabei war, der wisse, was geschehen sei, und der ihm zuverlässig und im gehörigen Nacheinander gleichsam Rede und Antwort stehen werde. Solche Suggestion wird ausgeübt vom Stil des Erzählers, wundervoll zu studieren an Gottfried Keller oder an Thomas Mann. Das, was so erzeugt wird, das epische Behagen, ist von den großen Engländern in die Welt gebracht worden, von Dickens etwa, bei dem das realistische Erzählen und die durchleuchtende Kraft des Erzählers die Form des Humors angenommen haben — jenes Humors, der zugleich aus großer gefühlsmäßiger Nähe und großer intellektueller Ferne des Blicks ein Stück Leben zu umfassen und darzustellen vermag. Hier liegen Elemente des Kunsthaften offen: die Kunst der Erzählung, von der so wenige Menschen etwas ahnen oder verstehen. Wir haben das Glück, in unseren Tagen Charlie Chaplin zu besitzen, der mit Hilfe von photographiertem Leben die höchsten humorhaften und komischen Wirkungen, ein neuer Cervantes, zu entwickeln vermag.

V

Und so führt der Erzähler seinen Leser und seinen Helden durch eine beispielhafte Welt, deren Elemente so angeordnet sind, daß sie bestenfalls Vertreterrolle für das Leben überhaupt annehmen können. Es ist oft gesagt worden und dennoch richtig: die Bedeutung von Ilias und Odyssee liegt darin, daß das Dasein des Menschen in seinen Grundwurzeln Kampf und Krieg ist oder Irrfahrt und Heimverlangen. Nur daß der Künstler das natürlich nicht weiß, soweit sein bewußtes Wissen reicht. Ihn fesselt vielmehr dieser Weg des Helden — und des Lesers — durch sein Stück Welt; dieser Weg, der von einem Punkte der Spannung zum anderen geht, wie wir vorher andeuteten. Er nun und das Fahrzeug, auf dem er zurückgelegt wird, heißt die *Fabel* des Romans oder des Dramas — hier treffen sich die verschiedenen Kunstgattungen in einem wesentlichen Schnittpunkt. Diese Fabel ist dem epischen Kunstwerk so nötig, wie die Haupt- und Mittelgräte dem Fisch, wie das Adernwerk dem Blatt. Die Gestalt und die Funktion des Fisches, sein Körper und sein Schwimmen werden von der Mittelgräte bestimmt. Ohne sie ist er kein Fisch. Daher die Frage der Fabel den Erzählern oft die größte Schwierigkeit bereitet, deutschen zumal. In naiver Selbstüberschätzung sind sie nicht selten der Meinung, die Tatsache, daß ihr Held geboren wurde, lebte, liebte und starb sei eminent genug, um einem Kunstwerk als Fabel zu dienen, manchmal erstreckten sie diese Wichtigkeit auch auf eine Vorväter und so entsteht der Entwicklungs- und der Familienroman. Aber diese Art von Fabel teilt der Mensch mit jedem Lebewesen, ob Fisch oder Baum, und sie reicht selbst bei Künstlern wie Gottfried Keller zur Achse eines Kunstwerks nicht aus. *Was nämlich die Fabel leisten muß, ist die Verknüpfung so*

wesentlicher Ereignisse auf so wesentliche und aufschlußreiche Art, daß durch diese Verknüpfung die Transparenz des Lebens erreicht wird: daß der Leser erschüttert oder entzückt ausruft: „Ja, so ists, es ist wirklich so, man hat mirs geschrieben!" *Wenn das Bildungsgesetz der Fabel mit einem der zahllosen Bildungsgesetze des Lebens zusammentrifft, entsteht diese Wirkung.*

Und um nun dieses Zusammentreffen zu erreichen, muß der Dichter ins Leben seiner Zeit, in die Gebundenheiten und Gefüge seiner Gesellschaft zutiefst eingebettet sein. Er muß etwas an sich haben vom Durchschnitt aller Menschen, wie Tolstoi oder Gorki es an sich hatten. Niemand wäre untauglicher zum Hervorbringen von epischen Kunstwerken gewesen als beispielsweise Nietzsche mit dem Wahn seines Einzigseins. Und er muß etwas von der Schöpferkraft und dem Schöpferblick eines Gottes haben, den das Gewimmel eines Stücks Erdkruste nicht verwirrt. Die Fülle der Einfälle und die Fülle des Lebens, die sie vermitteln, machen den Epiker aus, den vergänglichen Epiker, wie Eugen Sue einer war, und den unvergänglichen Dostojewski. Er sitzt da und erzählt, und die moderne Gesellschaft mit ihren Safes, Hauptbüchern und Generälen liefert ihm für seinen Helden den Stoff zu ebensoviel Abenteuern und Gefahren, wie die Riesen und Drachen der Vorwelt.

FREIDEUTSCH

Zur 25. Wiederkehr des Jugendtages auf dem Hohen Meißner

von

Walther Victor

Frei und deutsch, — es gibt wohl wenige Wortverbindungen, die uns in diesen Zeiten bezwingender zum Herzen sprechen. Alles ist darin, was uns bewegt, alles, wofür wir leiden und wofür zu leiden wir nicht aufhören werden. Deshalb vielleicht wird auch denen, für die sich keine persönliche Erinnerung an das Thema dieser Seiten knüpft, begreiflich erscheinen, daß man an ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag jener kurzlebigen und doch nicht ganz und gar unfruchtbaren Bewegung gedenkt, die aus dieser Wortverbindung ihren Namen machte. Die Freideutsche Jugend ist recht eigentlich, soviel Literatur sie auch selbst produziert hat und soviel auch über sie geschrieben worden ist, keine Angelegenheit des bloßen Wortes. Ihre Schmäher haben zwar frühzeitig gemeint, sie hätte mehr mit Worten als mit Taten zu tun, und es ist daran soviel durchaus richtig, daß in der Freideutschen Jugend sehr viel mit Worten gestritten wurde. Indem gerade an dieser Stelle, im „Wort", der Versuch unternommen wird, die historischen Tatsachen in Erinnerung zu rufen — wobei auf jede Kritik verzichtet werden soll — tragen wir dem Umstande Rechnung, daß es kaum eine andere Stelle gibt, wo deutsches Kulturgut bewahrt werden kann. Obschon es eine alte Untugend vieler ist, ihre geistige Herkunft zu verbergen,

so hat doch ab und an auch an dieser Stelle einer den Mut, daran zu erinnern, daß so mancher von uns aus der Freideutschen Bewegung herkommt (siehe zum Beispiel den sehr zutreffenden Hinweis von Rudolf Leonhard in Heft 6, Seite 101). Und auch das spricht für die Wünschbarkeit einer Weitervermittlung der Tatbestände, die allgemach in der Erinnerung verblassen, und deren Dokumente im Zuge der Zerstörung aller Werte durch den Faschismus und infolge der Verluste schätzbaren Materials im früheren Besitz der von Land zu Land getriebenen Freunde seltener werden. Daß aber die Erinnerung selbst berechtigt ist, darüber wird auch bei denen kaum ein Zweifel bestehen, die der Freideutschen Jugend stets skeptisch gegenüberstanden. Haben doch die besten Kräfte auch der äußersten Linken die ausdauernden Versuche gemacht, der Bewegung ihre Richtung zu geben. Zweifellos geschah das aus der Erkenntnis heraus, daß sich hier wertvollste Elemente zusammengefunden hatten. So soll hier lediglich berichtet werden. Vielleicht wird von anderer, berufenerer Seite eine soziologische Untersuchung hinzugefügt.

Mag man meinen, die Freideutsche Jugend sei in einer Flut von Worten untergegangen: gewiß ist so viel, daß ihr Beginn eine Tat war. Zur Erinnerung an die „Völkerschlacht" bei Leipzig (15.—18. Oktober 1813) wurde für den Oktober 1913 eine Jahrhundertfeier organisiert, deren Träger, die nationalistischen Vereine aller Art, sich besonders an die deutsche Jugend wandten. In Leipzig hatte man ein Jahr vorher unter gewaltigem patriotischen Pomp jenes kolossale Denkmal enthüllt, das auch als Mittelpunkt der geplanten Feier in Aussicht genommen war. Man muß nur die Jahreszahl 1913 nennen, um damit den Geist zu bezeichnen, in dem Vorbereitungen und Programm dieser nationalistischen Großpropaganda gehalten waren. Dieser Geist war es, der den Widerspruch weiter Kreise der angesprochenen Jugend hervorrief. (Der Verfasser spricht ungern von Dingen, die er nicht kennt. Er saß damals in der Prima eines Gymnasiums, er wußte kaum etwas von der politischen Arbeiterbewegung, er weiß nicht aus eigener Erfahrung, welches die Reaktion der proletarischen Jugend auf das Völkerschlachtfest von Leipzig 1913 war. Er berichtet lediglich, was er erlebt hat, und was er aus aufbewahrten Dokumenten weiß.) Der Widerstand kam vor allem aus Bezirken der freien Studentenschaften und der höheren Schulen, besonders auch aus dem Wandervogel, der von Karl Fischer rund zehn Jahre vorher begründeten Jugendbewegung. Zunächst dachte man — wenigstens besagte dies eine in ihrer Einzelheit nicht mehr rekonstruierbare Anregung des Bundes abstinenter Studenten — an eine eigene Kundgebung für Lebensreform, die aus jugendlichem Geiste mit der leipziger Veranstaltung verbunden werden solle. Dann aber übernahmen einzelne führende Mitglieder der Deutschen Akademischen Freischar den Gedanken und erweiterten ihn zur Idee eines eigenen Freideutschen Jugendtages. Im Namen ihres Verbandes standen allein die beiden Worte, die nun einen neuen Sinn bekommen sollten. Wahrscheinlich verdankt sich also der Name Freideutsche Jugend auch jenem engeren Kreise freier, also im Gegensatz zu den studentischen Korpora-

tionen stehender Studenten, der auf Anfang Juli 1913 eine Anzahl von Verbänden, von denen anzunehmen war, daß sich ihre Auffassungen in ähnlicher Richtung bewegten, zu einer unverbindlichen Aussprache nach Jena einlud. An der Zusammenkunft waren beteiligt, außer den beiden bereits genannten Vereinigungen: der Deutsche Vortruppbund, der Bund Deutscher Wanderer, der Wandervogel e. V., der Jungwandervogel, der Österreichische Wandervogel, der Bund abstinenter Schüler Germania, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, der Bund für Freie Schulgemeinden, das Landschulheim am Solling, die akademischen Vereinigungen Marburg und Jena und einige andere jenenser Vereinigungen. Die Zusammenkunft von Jena führte zwar zur Übereinstimmung darüber, daß im betonten Gegensatz zu der Veranstaltung von Leipzig ein Freideutscher Jugendtag einberufen werden solle, aber nicht nur über dessen Einzelheiten und Programm, sondern vor allem über seine geistige Zielsetzung war man sich keineswegs einig. *Noch bevor die Freideutsche Jugend überhaupt ins Leben getreten war, begannen bereits jene Auseinandersetzungen über ihren Sinn und Inhalt, die Zeit ihres Bestandes nicht aufgehört und sie schließlich gesprengt haben.* Es war etwas Gemeinsames unter diesen Menschen, das sie in einem Protest vereinigte. Die Ablehnung des Bestehenden war allgemein. Die Überzeugung, daß Neues kommen müsse, bei allen vorhanden. Wert und Schicksal der Freideutschen Jugendbewegung zeichnen sich in diesen Feststellungen ab. Es war ihr Wert, daß sie den gemeinsamen Protest sichtbar machte, daß sie den Alarmruf als einen Ruf zur Besinnung ertönen ließ und alle diejenigen sammelte, die bereit waren, den Protest zu leben. Es wurde ihr Schicksal, daß die Gegensätze, die im Schoß der Zeiten schlummerten, gerade in ihren Reihen am schärfsten aufeinanderplatzten. So hat sie die entschiedensten Vertreter der Antithese hervorgebracht, viele sind „zum Faschismus und viele zum Kommunismus gekommen". (Rudolf Leonhard, s.o.)

Die genannten Verbände einigten sich darauf, einen „Freideutschen Jugendtag 1913, Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner am 11. bis 12. Oktober" einzuberufen. Der Aufruf, Ergebnis einer gemeinschaftlichen Redaktion, erklärte eingangs, daß die deutsche Jugend an einem geschichtlichen Wendepunkt stehe. Sie sei bisher aus dem öffentlichen Leben der Nation ausgeschaltet gewesen, ein auf Lernen angewiesenes Anhängsel der älteren Generation. Nun versuche sie sich auf sich selbst zu besinnen, strebe nach einer jugendlichem Wesen entsprechenden Lebensführung und wolle sich als besonderer Faktor in die allgemeine Kulturarbeit eingliedern. Sie denke dabei an höchste Menschheitsaufgaben, an ungebrochenen Glauben und Mut zu einem adligen Dasein. Die Begeisterung für solche Ziele wolle sie als einen verjüngenden Strom dem Geistesleben des Volkes zuführen. Die kompromißlerische Natur des Aufrufes, zugleich aber auch seine polemische Richtung wird besonders in den weiteren Sätzen offenbar:

„Sie [die Jugend], die im Notfalle jederzeit bereit ist, für die Rechte ihres Volkes mit dem Leben einzutreten, möchte auch in Kampf und Frieden des Werktags ihr frisches reines Blut dem Vaterlande weihen. *Sie wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu*

eigenen Taten verpflichtet zu fühlen, dem vaterländische Gesinnung sich erschöpft in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch die politische Verhetzung."

Der Aufruf schildert dann weiter die Bestrebungen, die die einzelnen, den Jugendtag einberufenden Vereinigungen zum Ziel gesetzt haben und faßt sie unter dem gemeinsamen Ziel der „Erarbeitung einer neuen, edlen deutschen Jugendkultur" zusammen. Der gemeinsame Wille solle nun zum ersten Male in einem großen Fest der Jugend zum Ausdruck kommen,

„ . . . wir wollen es begehen *in deutlichem Gegensatz zu jenem von uns verworfenen Patriotismus*, als eine Gedenk- und Auferstehungsfeier jenes Geistes der Freiheitskämpfe, zu dem wir uns bekennen."

Der Aufruf schloß mit organisatorischen Mitteilungen.

Die Wirkungen dieses Aufrufs in der deutschen Jugend des Jahres 1913 waren verschiedenartig. Die angeschlossenen und sympathisierenden Vereinigungen beschlossen teilweise offizielle Beteiligung und bemühten sich, organisatorische Vorbereitungen zur Beschickung des Festes zu treffen. In der Hauptsache aber war es wohl so, daß angesichts des Umstandes, daß das Fest in die Herbstferien fiel, die meisten verstreuten Gruppen etwa auf dem Standpunkt standen: Wir sehen uns die Sache einmal an, und ihre Herbstfahrten in Richtung Hoher Meißner verlegten. Diese weitgehende Unverbindlichkeit gab der ganzen Veranstaltung das Gepräge und bewirkte, daß die zweitausend jungen Menschen, die sich schließlich auf dem Hohen Meißner zusammengefunden hatten, sehr wenig von der eigentlichen Problematik erfuhren und nur von der neuen Art des Gemeinschaftserlebens und von den wenigen im breitesten Rund gehaltenen Reden ergriffen wurden. Erst sehr viel später, als sich das große Erlebnis aus dem Wesen freier jugendlicher Gemeinschaft und aus der so ganz anderen, von allem Oberlehrertum, bürgerlicher Wohlanständigkeit und Kasernenhofgeist gleich weit entfernten Redeweise der Sprecher in einem freien Zusammenschluß der Freideutschen Jugend ausgewirkt hatte, erst als hier und dort in der Presse die Dinge diskutiert wurden, die ersten Polemiken in den Verbandsblättern erschienen, nach mehr als einem Jahre der Freideutsche Jugendverlag mit der eigenen Zeitschrift ins Leben trat und die fürchterliche Wirklichkeit des Weltkrieges über die Jugend hereingebrochen war — erst dann wurde die Problematik der Jugend selbst offenbar, die auf dem Hohen Meißner nur gewissermaßen hinter verschlossenen Türen, jedenfalls aber ohne die Anteilnahme der breiten Masse die Geister hatte aufeinanderprallen lassen.

Im großen Saale der Burg Hanstein war auf Freitag, den 10. Oktober, als Einleitung der Tagung eine Führerzusammenkunft anberaumt, deren Zweck in der typisch freideutschen Formulierung des Programms sein sollte:

„eine beschränkte Anzahl von Vertretern der Freideutschen Jugend sich über ihre Einzelbestrebungen äußern und den Weg zu gegenseitigem Verständnis bahnen"

zu lassen. Obschon diese Führeraussprache zunächst offenbar wirklich für eine nur sehr beschränkte Anzahl von Vertretern der beteiligten Verbände gedacht war, brachte es das völlige Fehlen jeglicher Organisation und die

Absicht, das ganze Geschehen möglichst ohne jedweden äußeren Zwang und so formlos wie möglich vonstatten gehen zu lassen, mit sich, daß doch auch ein ziemlich starkes Publikum der Auseinandersetzung beiwohnte, die mit einer Einleitungsansprache von Bruno *Lemke* begann. Sie war noch völlig unverbindlich, streifte noch einmal die Bestrebungen der einzelnen Vereinigungen und betonte den Wunsch zur Einigkeit in jugendlichem Geiste. Auf Lemke folgten die Redner der fünfzehn Vereine, die offiziell am Jugendtag beteiligt waren. Sie alle fast beschränkten sich auf eine werbende Darlegung der Ideale, die ihren Bewegungen zu Grunde lägen. Doch zeigte sich schon in diesen mehr repräsentativen und in der Planung der Veranstaltung bereits vorgesehenen Reden, daß die persönlichen Profile einzelner Männer stärker in den Vordergrund traten. Das waren Hermann *Popert,* Ferdinand *Avenarius* und Gustav *Wyneken.* Avenarius war es wohl, der zum ersten Male jenen Gedanken der inneren Wahrhaftigkeit, das heißt der Übereinstimmung von Wort und Tat, Leben und Gesinnung aufs stärkste betonte, der dann in der sogenannten „Meißnerformel" seinen Niederschlag finden sollte. Andererseits erwies sich Gustav Wyneken sofort als der radikalste Verfechter jugendlicher Unbedingtheit. Er war es auch, der in der kurzen aber heftigen nun folgenden Diskussion noch einmal eingriff, als Hans *Paasche* die ersten deutlichen Versuche einer Gesellschaftskritik vorgetragen hatte. Wynekens leidenschaftliche Erwiderung machte den in der Bewegung schlummernden Gegensatz, indes die nichtsahnenden Jugendlichen an den Berghängen lagerten und sich zusammenschlossen, evident: er, der später hat lernen müssen, daß die Politik unvermeidbarer Zwang ist, warf sich damals mit dem ganzen Temperament seiner reifen Männlichkeit denen entgegen, die die Jugend für bestimmte Richtungen gewinnen wollten. Vielleicht ahnten er und viele andere mit ihm wirklich damals und noch lange Zeit hindurch auch später nicht, daß auch der Jugend Schicksal Politik heißt.

Über Burg Hanstein und dem Hohen Meißner fiel ein unangenehmer Regen, als diese erste Tagung auseinanderging. Später erfuhr man, daß ein kleiner Kern von Führern aus dem Kreis der Einberufer noch in der Nacht zusammengetroffen war. um über eine gemeinsame Plattform zu beraten. Man wollte einen Wortlaut finden, der möglichst klar das gemeinsame Wollen umschriebe. Es ist eines der seltsamen Geheimnisse um den Hohen Meißner, daß (meines Wissens) niemals authentisch bekannt geworden ist, wer nur eigentlich die Meißner-Fomel geprägt und gefunden hat. Am Abend auf dem Hanstein und am Morgen des 11. Oktober, als man zum Hohen Meißner hinauf gewandert war, die Jugend heranströmte, in Gruppen abkochte und in ungebundenem Spiel vereint war, der Diskussionskreis vom Abend vorher noch einmal zusammengekommen war, um die Aussprache fortzusetzen und zu beenden, wußte auch noch niemand etwas davon. Auch als Martin *Luserke* von der Schulgemeinde Wickersdorf und drei oder vier andere Redner sprachen, hörte man in ihren Worten keine der Formulierungen, die dann mit einem Male auf flüchtige Zettel geschrieben auftauchten. Jedenfalls war

der für den Augenblick glückliche Griff wohl von den Vätern der Freideutschen Jugendbewegung in aller Heimlichkeit getan worden.

„Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen ein."

Diesem Meißnerwort gesellten sich von allgemeiner Zustimmung begleitete Feststellungen, daß weiterhin zur gegenseitigen Verständigung Freideutsche Jugendtage abgehalten werden sollten, und daß alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend unter Trink- und Rauchverbot abzuhalten seien. Der Tag verlief mit Diskussionen in kleineren Kreisen und während die große Masse der Jugend sich immer enger in ihren Spielen um den Berg zusammenzog. Er fand seine äußere Krönung in dem großen Feuer, das man des Abends entzündete und an dem Gottfried *Traub*, damals noch nicht der eisenfresserische Nationalist, und Knud *Ahlborn* die Reden hielten. Er, später der Inbegriff des Einungswillens und der Überbrückung der Gegensätze, war es auch, der die Meißnerformel nun offiziell verkündete und Wort und Begriff der Freideutschen Jugend umriß. Am Sonntagmorgen fand das Fest mit Reden von Gustav Wyneken und einem Schlußwort von Ferdinand Avenarius sein Ende, irgendwo aus der Jugend wurde, nachdem Avenarius mit dem Willen zu einer humorigen Munterkeit gesprochen hatte, eigentlich recht unvermittelt, aber bezeichnend, „Ich habe Lust, im weiten Feld zu streiten mit dem Feind" angestimmt und in dem Gefühl gesungen, gegen ein altes, sehr anderes und jedenfalls zum Untergang verurteiltes Deutschland zu streiten. In einem Zelt wurde am Nachmittag noch, künstlerisch nicht eben sehr vollendet, aber doch mit großer Wirkung des Goetheschen Geistes, die „Iphigenie" aufgeführt, während sich die Jugend in alle Richtungen verstreute. Fügen wir hinzu, daß die Erlebniskraft dieses Festes ohne Zweifel in starkem Maße auch von reinen Äußerlichkeiten abhing: der Erstmaligkeit des Gemeinschaftserlebens in so großem Kreis für die meisten Teilnehmer, der Erkenntnis, daß hier und dort und überall schon in der Kleidung und in der ganzen Art gleichartig freien Benehmens, natürlicher Lebensäußerung gleichgestimmte Menschen, Freunde waren und jener Meißnerformel, die in gleicher Weise so überaus trefflich, alten Inhalten Unterschlupf bot und doch wiederum unmißverständlich daß Neue, Protestmäßige zum Ausdruck brachte.

Der Freideutschen Jugend blieb keine Zeit zur Sammlung und Reife. Was sich in den nächsten Monaten manifestierte, das war, sagen wir es nur ruhig, dem Ernst der Vorkriegsmonate nicht gewachsen, zum mindesten aber unfruchtbar. Es bezog sich vor allem aber auch auf Abwehr und Angriff im Sinne des neugeschlossenen Bundes. Heftige Polemiken brachen los. Sie hatten sogar schon vor dem Oktobertag begonnen und bis in die Hanstein-Tagung ihre Wellen geschlagen. Das, was man damals noch Radau-Antisemitismus nannte, hatte sich bemerkbar gemacht, obschon nur einer der fünfzehn gründenden Bünde (der österreichische Wandervogel) grundsätzlich Juden aus seinen Reihen ausschloß. Auf dem Hanstein schüttelte man, kaum daß das erste Wort in dieser Sache gefallen war, jede derartige Regung als „unjugend-

lich" ab, und das Fest auf dem Hohen Meißner war denn auch von sichtbaren Demonstrationen der völkisch bestimmten Zirkel frei geblieben. Kaum aber war das Fest verklungen, als die Angriffe um so munterer einsetzten, als man den Ernst einer Lage begriff, die zur Absonderung so beträchtlicher Teile der Jugend von der „nationalen" Front geführt hatte. In diesem Kampfe schlug sich die neue Bewegung gut, sie verfügte von allem Anfang an über die besseren Federn und über die Köpfe. In den ersten beiden Jahrgängen der Zeitschrift „Freideutsche Jugend" finde ich beim Durchblättern Namen, die noch heute guten Klang haben. Außer den schon genanten Namen sind da vertreten: Max *Bondy*, Friedrich Wilhelm *Foerster*, Max *Hodann*, August *Messer*, Walter *Hammer*, Friedrich *Schlünz*, Eduard *Heimann*, Ernst *Kantorowicz*, später kommen hinzu Alfred *Kurella*, Elisabeth *Busse-Wilson*, Max *Tepp*, Albert *Zenk*, Karl August *Wittfogel* u.a.m. Neben der großen Zahl derer, die einen unbestimmteren, sehr vermittelnden Standpunkt einnahmen, finden sich aber auch bereits die Protagonisten jener völkischen Bewegung immer häufiger ein, deren Namen heute noch im Schrifttum des Dritten Reiches den vergeblichen Versuch machen, die Barbarei ethisch zu verbrämen.

Der Weltkrieg schied die Geister. In der Zeitschrift der Bewegung stehen Listen der Gefallenen neben heute entsetzlich zu lesenden Hymnen auf den Völkermord und Verfügungen der Militärbehörde gegen rebellierende Jugendverbände. Schreie nach Frieden und Menschlichkeit und Verherrlichungen des Opfertodes für das Vaterland lösen sich ab. Immer sichtbarer wird, daß der Graben mitten durch die Bewegung geht. Während die jungen Menschen auf den Barrikaden des Neuen stehen, das Gebälk des Alten zittert, viele gefallen sind und andere draußen in den Gräben liegen, beschließt eine Führertagung im Frühjahr 1918 die Auflösung des alten Verbandes „Freideutsche Jugend", der innerlich zerfallen ist. Ein lockerer Zusammenhalt blieb über den Zusammenbruch hinweg, aus ihm heraus entstand der von Knud Ahlborn und anderen geführte Versuch, Ostern 1919 die versprengten Gruppen zu sammeln und, wo immer möglich, noch einmal eine gemeinsame Linie zu finden. Die *Freideutsche Tagung vom 11. bis 19. April in Jena* sollte diesem Ziele dienen. Aber sie krankte von allem Anfang an ihrem inneren Widerspruch. In München kämpfte die Räterepublik ihren Todeskampf. Die deutschen sozialistischen Studentengruppen, die ihre eigene Tagung gleichzeitig nach Jena einberufen hatten, dachten mehr an das Schicksal ihrer blutenden Freunde als an schulrebellische und jugendtheoretische Auseinandersetzungen, die Nachricht von der Gefangennahme Ernst *Tollers* erregte sie mehr als der Wortkampf der Freideutschen, die mit leidenschaftlichem Temperament um das Neue auf kulturpolitischem Gebiete rangen. Schwarmgeister wie Muck-Lamberty redeten den Saal auseinander, Tolstoianer verkündeten die lange Zeit von, ach, so vielen unter uns hochgehaltene Maxime, daß man nicht mit schlechten Mitteln (soll heißen mit Gewalt) für das Gute kämpfen dürfe, ein revolutionärer Führerrat bildete sich und sprengte den alten, um sich kurz danach wiederum selbst als aufge-

löst zu erklären, Ahlborn bemühte sich vergebens zu retten, was nicht zu retten war, brachte aber immerhin wenigstens die sozialistischen Freideutschen noch einmal zusammen, um ein Telegramm an die gleichzeitig in Zürich tagende Internationale Sozialistische Jugendkonferenz beschließen zu lassen, das sich *„zu den lebendigen Kräften der Revolution"* bekennt und sich *„mit der proletarischen Jugend zum Kampf gegen alle gegenrevolutionären Gewalten"* bereit erklärt. Aber selbst die Unterzeichner hatten zum Teil stärkste Vorbehalte gegen den Marxismus angemeldet ... Schließlich kam es so weit, daß man in resignierender Selbstironie einem Vorleser zustimmte, der ein Buch von Manfred Kyber aus der Tasche zog und die Satire vom „Kongreß der Regenwürmer" vorlas. Das einzige Positivum blieb, daß ein wegen angeblicher deutschfeindlicher Äußerungen des Malers noch damals mit Brettern vernageltes Bild von Hodler in der Universität befreit wurde. Eine Gruppe Farbenstudenten, die in Überzahl mit ihren Stöcken gegen unsere Freunde vorgingen, wurden von der schnell alarmierten Jugend in die Flucht geschlagen. Ein hoher Senat nahm darauf die bereits erteilte Genehmigung zur Benutzung der Aula zu einer Feierstunde zurück. Die Reaktion, die ja auch Gustav Wyneken in Preußen bereits wieder abgesetzt hatte, war längst wieder obenauf ...

Für die meisten war das Ende der Freideutschen Jugend gekommen. Was folgte, konnte eigentlich nur noch der Versuch sein, von den vielen prächtigen Menschen eine Mehrzahl für die Zukunft zu gewinnen. Dem galt wohl auch ihre Beteiligung an den 1923 auf dem Hohen Meißner organisierten Tagungen des in Hamburg noch ein lockeres Verbindungsbüro unterhaltenden Verbandes der Freideutschen Jugend. Hier hatte auch Walter Hammer versucht, seine Zeitschrift „Junge Menschen" zum geistigen Mittelpunkt der links und pazifistisch gerichteten Freideutschen zu machen; er war einer der Initianten der Tagung. General von *Schönaich*, Franz *Oppenheimer*, Professor *Kantorowicz*, Walter A. *Berendsohn* und mancher andere versuchten, jeder von seinem eigenen differenzierten Gesichtspunkt aus, die Jugend zu überzeugen, auf die zahlreiche Völkische auch ihrerseits einzuwirken versuchten. Es war aussichtslos. Karl August Wittfogel sagte schließlich der Mehrheit, die sich von einigen freideutschen Pfarrern wie *Schafft* und *Le Seur* offenbar am stärksten beeinflussen ließ:

„Ihr habt einen Stall voll Ideen, aber keine Idee, für die Ihr sterbt."

Dieses „sterbt" gab der entschiedenen Linken vollends den Rest. Obgleich die Freideutsche Jugend auch damals noch immer weder leben noch sterben konnte, neigte sie eben mehr dazu, Parolen für die Gestaltung des Lebens zu empfangen. So hat sich ihrer die Phrase bemächtigt, während draußen der Kampf weiterging. Schon 1921 hatte in Weimar der erste Reichsjugendtag der Arbeiterjugend stattgefunden. Es mag sein, daß auch er allzu stark von „freideutscher" Ideologie beherrscht war. Immerhin war es ein im Programm keineswegs vorgesehener Höhepunkt, als wir vor dem Goethe-Schiller-Denkmal ein Feuer entzündeten und ein hölzernes Hakenkreuz darin verbrannten ...

ZWEI STIMMEN ZU EINEM WERK

Johannes R. Becher: „Der Glücksucher und die sieben Lasten" Malik-Verlag, London, und Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR, Moskau.

HEINRICH MANN:

Diese Gedichte sind eines der bündigsten Zeugnisse, daß eine Dichtung, die das Leben beherrscht, heute möglich ist. Für die Dichtung kommt alles darauf an, weder zu vereinsamen noch sich unterzuordnen. Es ist müßig, für sich allein zu dichten, ohne Verbundenheit mit dem Glück und Unglück der Welt. Ihre schlechten Tatsachen für gut zu nehmen, damit man nur mit hingeht und geduldet wird, ist minderwertig. Dichtung, die den Namen verdient, beherrscht das Leben.

„Der Glückssucher und die sieben Lasten" ist wohl ein Hauptwerk, da der Verfasser es ein Hohes Lied nennt, und das schreibt man nicht oft. Ein Gedicht wie dieses entsteht an dem entscheidenden Punkt: jemand hat alle auferlegten Lasten getragen, begriffen, gutgeheißen. Sagt darum nicht mehr „Nutzloses Träumen", sondern weiß: „O wie beneidenswert sind wir, da nun die Welten sich scheiden." — „Unüberwindlich, denn wir schufen die Freiheit, das Glück!" Wann erfährt er es? Zu derselben Zeit, als „aus den Menschen entstand eine Abart, gefährlich, der Pest gleich." Da scheiden sich die Welten. Gegen den Krieg, die gemeine Machtgier und Entmenschung hat ein Volk sich erhoben. Mehrere Völker erheben sich, endlich werden es alle sein. Aber das neue Bewußtsein der Völker gibt Kraft ihm, der über sie auszusagen hat. Sein Lied wird hoch, wenn die Menschen groß werden.

Damit ein Talent sich vollenden kann, muß es Partei ergriffen haben — die richtige Partei, die des menschlichen Glückes. Das erleichtert die eigenen Lasten, da es fortan lohnt, sie getragen zu haben. Das macht die Gedichte stark, erstens, weil die Form erstarkt. Form und Kunst hängen durchaus vom Leben ab und daß man entschlossen ist, es zu beherrschen. Talent vorausgesetzt, bekommen Gedichte die unverkennbare Gestalt der Dauer, wenn der Dichter zum Volke steht. Nur der Revolutionär hat die lebendige Überlieferung; war doch alles, was Menschen gedacht und getan haben, ihr Freiheitskampf. Ihr Freiheitskampf erleidet Rückschläge, wobei dann in den schlimmsten Fällen die erwähnte pestilenzialische Abart entsteht: die Abart, die heute Deutschland schändet. Was sieht man diese Alleshasser zuerst angreifen? Die Überlieferung, die geistige, gemüthafte Überlieferung des Volkes.

Die „Inschriften" auf einige große Persönlichkeiten, deutsche oder überdeutsche, auf Grünewald, Goethe, Rembrandt sind von Johannes R. Becher aufgesetzt worden, bevor er wissen konnte, daß besonders diese von den Fein-

den der vornehmen Gesittung verfolgt werden sollten. Das ist aber eingetroffen und ein Revolutionär hat ihnen im voraus die edelsten Verse gewidmet, weil eins wie das andere dem unausweichlichen Gesetz entspricht. Die klassischen Werke sind Zeugen der vergangenen oder künftigen Freiheitskämpfe. Im Wege sind sie den Schurken, die ein Volk ketten: dies sogar dann, wenn die Schurken es anfangs sich garnicht vermutend waren.
Dieser Dichter hat seine Form zu vollenden gelernt, während er Lasten trug, und hätte sprechen können wie Heine, wie Platen: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland" und „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande". Hier zeigt sich, das gleiche Talent beiseite, ein bedeutungsvoller Abstand des neuen Emigranten von den alten. Der Revolutionär, der jetzt dichtet, hat auf sein schönes Vaterland durchaus nicht verzichtet, ist auch nicht satt von ihm. Er lebt in einem Lande, das er glücklich findet, das Freiheit und Glück für alle hat; was für ihn kein Grund ist, wehmütig und fremd zu bleiben. Vielmehr gibt es ihm Zuversicht; sein altes Heimatland wird bald dieselbe, wahre Heimat aller seiner Menschen sein. „Es gibt ein Land — oft hören wir es rufen — / Da feierte das Volk längst Auferstehn / Daß wir aus Deutschland solch ein Land nicht schufen / Bis heute noch nicht . . . Verzeih, es wird geschehn."
Das sagen die Deutschen in seinem Gesang vom unbekannten Soldaten, ein wunderbar klangvoller Sang, kein Wort, das nicht den Klang der Wahrheit hätte. Der Unbekannte Soldat hat tot im Argonner Wald gelegen, er steht auf, kehrt heim und wird nochmals erschossen, weil er gefragt hat: „Worin besteht das Wohl, für das ich fiel?!" Furchtbar einfach, es wäre wirklich so, wenn er wiederkäme. Die Kraft der dichterischen Gesichte entspricht ihrer Redlichkeit. Die eine Seite der Wahrheit ist, daß die Kämpfer erschossen und nochmals erschossen werden. Die andere ist, daß sie dennoch leben, daß sie mächtig auf dem Weg sind und ihrem Freund in die Ferne einen herzlichen Gruß schicken. „Ja, die Genossen von einst, du würdest sie kaum mehr erkennen / Hart geprüft und bewährt, wuchs uns ein neues Geschlecht Kämpfer und Helden heran."

Er wird sie erkennen, verkünden kann er sie schon jetzt. Die Ferne ist nicht fern, sein Deutschland gehört ihm wie nie. Man ist, anders als in den Zeiten der Hoffnungslosigkeit, über alle Grenzen verbunden. Man hat die Überlieferung und hat die Zukunft. Man hat die schöne Form, die nicht leer, sondern durchblutet ist. Vor dem Auge steht das befreite Land — mit der gleichen Wirklichkeit die Sowjetunion und Deutschland: „*Unser* Deutschland ersteht, so wie es vor uns erstand / Traumhaft am Bodensee . . . " Als von *unserem* Deutschland nur geträumt wurde, war es weniger nahe als jetzt, wo darum gekämpft wird. Und Dichter wie Becher gibt es gerade jetzt.

WOLF FRANCK:

Becher ist ein ursprünglicher Dichter. Ekstatisch brachen aus ihm schon ganz früh die Worte und Bilder hervor und trafen aufeinander im taumelnden Aufschrei seiner ersten Gedichte. Grell waren die Gesichte und Farben

nebeneinander gesetzt, oft durch nichts anderes verbunden als durch ihren schneidenden Kontrast, und auch die dichterische Form sprengte die gewohnten Maße und setzte sich meist in einem eigenen glühenden Rhytmus siegreich-fremdartig durch. Aber die visionäre Leidenschaft der Gedichte zwang den Leser, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und ihrem schreienden Klang zu folgen.

Diese Welt des früheren Becher war zerrissen, war ungeordnet, konnte nicht den Sinn der überstürzenden Eindrücke fassen, so ungebärdig sie auch nach ihm jagte. Dann wurde Becher Kommunist, und jetzt kehrte sich der ursprüngliche Vorgang um: er hatte nun den Sinn in der widerspruchsvollen Überfülle des Daseins gefunden, aber vor diesem Sinn ordneten sich die Bilder genau, die strömenden Gesichte traten in Reih und Glied, die Kraft des Schauens und Bildens trat zurück vor der Kraft des Denkens, die Inbrunst des Wortes verging vor seiner Zweckmäßigkeit. Das Dichtertum und der Kommunismus Bechers liefen lange Zeit nebeneinander her, sie fanden nur äußerlich zueinander, ohne sich wirklich durchdringen zu können, und es spricht für Bechers große Kraft, daß er diesen Zwiespalt aushalten konnte, daß er, Becher, nicht nach der einen oder der anderen Seite absank, bis zu dem Zeitpunkt, da beides ineinander aufging zu einer neuen dritten, nunmehr ausgereiften Periode seines Schaffens.

Diesen Wendepunkt brachte ihm die Emigration. Die Losgerissenheit von der Heimat schenkte ihm das entscheidene Erlebnis, daß der Kampf um Gestaltung, der ihm als Dichter auferlegt war, und der antifaschistische Kampf, der ihm als politischem Menschen auferlegt war, zur unlöslichen Einheit zusammensprangen: jeder dichterische Fortschritt mußte sich als politisch relevant erweisen und genau so mußte jeder politische Fortschritt sein Dichtertum vorwärtsbringen. Unter den neuen allgemeinen Bedingungen, unter denen er jetzt stand, überschnitten sich sein Dichtertum und sein Kommunismus nicht mehr, sondern waren unabweisbar zur fruchtbarsten Deckung gekommen.

Im Herbst 1935 legte Becher die erste Frucht dieses Erlebnisses vor, den Gedichtband „Der Mann, der alles glaubte", in dem die neue Synthese zum Durchbruch kam und sich als ein großes, reiches und reines Versprechen höchster, dichterisch und gedanklich gleich unausschöpfbarer Lyrik erwies. Dieses Versprechen hat Becher jetzt in seinem neuen Gedichtbande erfüllt. Sein Kommunismus, seine entschieden kämpferische Haltung ist in seinem Dichtertum — im doppelten Sinne des Wortes — aufgehoben und sein Dichtertum ist durch seinen Kommunismus zur richtungweisenden, vorwärtsreißenden, unlösbar verpflichtenden Vision geadelt, und diese Zweieinheit hat sich an dem wunderbarsten Gegenstande entzündet, den es für einen deutschen Schriftsteller gibt: an Deutschland. Allerdings ist dieses „Thema" nicht einfach aufzulesen gewesen: um den Preis der Heimatlosigkeit hat sich Becher die Heimat neu erobert: indem er die tiefsten Gründe dieser Heimatlosigkeit, die Fehler der Vergangenheit schonungslos aufdeckte, fand er erst mitten ins Herz der Heimat:

„Ich prüfe meine Worte durch und finde
Leichthingesagtes, und viel Unterlassenes
Kommt auf mich zu, schwer wieder gutzumachen.

Und:

„Sehnsucht, Liebe glaubte ich zu kennen,
Doch erst jetzt spür ich sie richtig brennen,
Nicht nach einem Menschen, nach dem Land,
Das, bekannt, mir blieb doch unbekannt.

Nein, ich kann Dir, Deutschland nicht entrinnen.
Jeden Tag muß ich mit Dir beginnen.
Würd ich mir die Ohren auch verstopfen,
Hört ich nachts doch Deinen Herzschlag klopfen."

Und wie er, der Emigrant, nun aus dieser schmerzlichen Erfahrung die Gewißheit gewinnt:

„Zu sehr verwachsen bist Du, als daß Dich
Der Schnitt der Grenze trennen könnte, wenn
Er tief auch geht..."

so erkennt er zugleich aus den vergangenen Fehlern, was nun nottut:

„Zu wenig haben wir geliebt, daher
Kam vieles . . . . . .
O überall war besseres Wissen, jeder
Besaß die Weisheit ganz. Doch Liebe fehlte
Und die Geduld. Und das Beisammensitzen.
Aussprache alles dessen bis ins kleinste,
Was nottat und was marterte die Seelen."

Becher aber, dem die Begnadung der Sprache zuteil wurde, fängt nun selbst damit, mit dieser Aussprache, an, mit jener Meisterschaft, zu der ihn sein deutsches Erlebnis läuterte, einer inhaltlich und formal gleich großen Meisterschaft, die ihn ebenso zum rechten Denken, wie zum rechten Dichten befähigt.

Er weiß, daß sich jetzt „die Welten scheiden" und daß wir da „beneidenswert sind, klar und entschieden zu sein". Und er weiß genau so, daß es dabei für uns auf das „Große Wagnis" ankommt, das einmal „die Lasten abzuwerfen wagt", jenes Wagnis, das auch endlich in Deutschland „Das Reich des Menschen" errichten wird. Alles alles wird dann vom Feinde zurückgefordert werden, der nichts sich rechtmäßig angeeignet hat, von Klang und Farbe über Ort und Strauch bis zur Luft, die er atmet. Ja, gerade „Das ist es, was der Feind von dir verlangt: „Vergessen und Sehnsucht nach Augenschließen". Und darum kommt es immer wieder darauf an, neu zu beginnen, neu zu lernen, neu anzusetzen, bis einmal das große Ziel erreicht wird:

„... immer wieder muß ich
Schluß machen und beginnen. Keine Ruhe
Kein Sichbescheiden. Wenn Besessenheit
Nachläßt und jene Ungeduld des Lernens,
Verfällt der beste Reim, kein Schwung der Strophe
Kann Dich erheben, denn in übler Glätte
Verkommt Dir Dein Gedicht. Sei unbestechlich
Dir gegenüber, laß von Launen nicht
Dich überreden! Lob irrt meist. Du kannst

Dich nicht darauf berufen, was gelang . . .
Denn alles wird erwartet, alles mußt
Du noch erfüllen . . . . . .

Das ist der große, gleichsam politische Gedankenrahmen, in den Becher den Leser hineinstellt, der heutige Gehalt seines Kommunismus, konkretisiert an der gegenwärtigen deutschen Problematik, wie und weil sie uns alle gemeinsam angeht, den Kommunisten und den Sozialdemokraten, den Arbeiter und den Bauer, den Intellektuellen und den Katholiken, mit einem Wort: jeden Deutschen, der sein Vaterland frei und friedlich wünscht und darum mit jedem anderen gleichgesinnten Deutschen, woher der auch kommen mag, zusammengehört. Aber hier enthüllt sich die Größe von Bechers Dichtertum: indem er kein Lehrgedicht verfaßt, sondern seine Einsicht am tieferlebten Bild zum unwillkürlichen Gleichnis werden läßt. Ob vor uns „Der Glücksucher" ersteht, der überall vergeblich sein Glück suchte, bis er sein und aller Menschen echtes Glück in der Lehre Lenins fand, die allein wirklich „mitzulieben, mitzuhassen zwang"; ob der Dichter „Die sieben Lasten" der Geschichte, des lästigen Fragens, der unbedachten Liebesmühen, des Hungers, des Krieges, des falschen Weges und schließlich der Ungeduld nach dem „Großen Wagnis" schildert; ob uns „Der verlorene Freund" oder „Ein hohes Lied" das schmerzlich tiefe Wissen um Deutschland und zugleich um die Einheit bringt, die nicht nur die Gefallenen des deutschen Freiheitskampfes am besten ehrt, sondern die unüberwindliche Gewißheit der Rückkehr nach Deutschland und der ehrlichen Freiheit Deutschlands ist; ob vor uns die ganze süddeutsche Landschaft mit ihren Menschen innig, unvergeßlich zu blühen und zu weben anfängt; ob der hin und her gehetzte Emigrant immer wieder zur Heimat zurückfindet; ob vor uns die großen geistigen Ahnen des Deutschtums lebendig werden; ob wir in dem Freiheitskampf des spanischen Volkes den eigenen Freiheitskampf wiederfinden; ob die heroischen Opfer des antifaschistischen Kampfes mahnend vor uns treten; ob das große Beispiel der Sowjetunion zur glücklichen Verheißung eines künftigen befreiten Deutschland wird — wie auch die Bilder dieser Gedichte sich drängen und gegenseitig steigern und zur Einheit ergänzen: an ihnen verklärt dieser Dichter gestalthaft unsere heilige deutsche Aufgabe und brennt sie unauslöschlich in unsere Herzen ein. Hier ist Goethes „Selige Sehnsucht", sein „Stirb und werde!" heutige blühende Gestalt geworden und ihr Herz und Atem ist Deutschland. Dieses Deutschland aber, das ist das deutsche Volk:

„. . . In dem
Wind, der neben ihnen herlief, sang es:
‚Immer wieder ist das Volk, und auch die Toten
Werden Volk, und alles Volk, das rächt sich . . ."

Und:

„Es wehte Wind, wie ein unsichtbar Band.
Es sang das Volk. Es sang das Vaterland."

Diesem quellenden Reichtum an Bildern und Gesichten entspricht auch die formale Meisterschaft Bechers. Seine Sprache ist einfach, jedermann zugäng-

lich, aber sie ist nichts weniger als banal, sondern findet immer neue Worte, um der andrängenden Fülle Herr zu werden. Der Aufbau jedes Gedichtes, jeder Strophe, jedes einzelnen Verses ist zugleich ganz dicht geballt und bar jeden Zwanges gegliedert. Ebenso sind die Reime dicht und natürlich, und einen verschwenderisch-erlesenen Reichtum entfaltet Becher im Rhythmus. In all diesen Fragen der formalen Gestaltung erweist sich der als der würdige Schüler einer Ahnenreihe, die von Hölderlin zu Rilke reicht, und das gilt nicht nur von der dichterisch-formalen Sicherheit, sondern ebenso von der Deutschheit der Gesinnung und der Bild- und Sprachgebung.

Unser Kampf und sein Sinn sind in diesem Werke Gestalt geworden: in jeder Faser ist es Kampfliteratur. Aber es ist dank der Erfüllung, die Becher darin sich und damit uns gab, mehr: in diesem unserem Deutschland, das Becher beschwört, steckt mehr als dieser jetzige Augenblick: Jahrtausende des Leidens und Leistens, Jahrtausende der Liebe und des Duldens und die unendliche, unabdingbare Kunde der Verheißung und Erfüllung. Dies gestaltet zu haben, dies vermocht zu haben, ist die unbeschreibliche Leistung des Dichters, die in ihrer Allgemeinheit und in ihrer Einmaligkeit durch nichts anderes als ein eigenes Wort wirklich wiedergebbar ist.

Dies bedeutet aber weiter, in der heutigen Etappe des Kampfes, keine Ernte, sondern eine neue höchste Verpflichtung, für den Dichter gleichermaßen wie für uns, seine Leser:

„Zuviel hat das Gedicht gelitten, als
Daß wir schon heut die Strophen finden könnten
Tragfähig für das Glück — ..."

Denn:

„Es nützt nichts, nur zu sagen: ‚Sieh, ich liebe'.
Den Menschen und den Dingen Sprache geben,
Das heißt: ich liebe. Lieben heißt: ich helfe
Dem Undurchdachten besser sich zu denken.

Darum weiß Becher, von sich und von uns: „Alles wird erwartet, alles mußt Du noch erfüllen", darum entläßt er uns nicht, kann er uns nicht entlassen mit einer vollendeten Selbstgewißheit, sondern schenkt uns sein Gedicht als neugeschmiedete Waffe, die atmend und funkelnd unser ganzes Dasein reicher und inniger macht, weil es uns weiterträgt zu neuen Aufgaben, zu neuen Ufern, weil es im Schenken fordert, im Befreien verpflichtet, im Beglücken mahnt. Denn der Wunsch, den Becher für sich an die Nachwelt richtete, er gilt für uns alle — und ihn, den Dichter, nennt eben deshalb unser Dank, weil er dies alles für uns im Wort gültig Gestalt werden ließ:

„Gemeldet sei von mir: Er litt und rang
Um Deutschland, das er liebte, doch nicht minder
Rang er mit sich, wobei ihm viel mißlang.
Er trug viel Lasten, und als schwerste Last
Trug er sich selbst, daran zerbrach er fast.
Er war ein Übergang. Ein Überwinder."

ZUM KONGRESS

Die Internationale Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur hielt am 25. Juli 1938 eine außerordentliche Konferenz über die besonderen Aufgaben des Schriftstellers angesichts der verstärkten faschistischen Aggression ab. An der Tagung, die unter dem Vorsitz des großen amerikanischen Romanciers Theodore Dreiser stattfand, nahmen auch zahlreiche deutsche Schriftsteller teil; Rudolf Leonhard, Ernst Toller und Anna Seghers ergriffen das Wort. In seinem einleitenden Rechenschaftsbericht, den wir, zusammen mit einigen Kongreßreden (zum Teil gekürzt) abdrucken, widmete der Generalsekretär der Vereinigung, der französische Schriftsteller Louis Aragon, auch den Vertretern der freien deutschen Literatur besonders ehrende Worte. Die Resolution des Kongresses drucken wir auf Seite 139 ab.

THOMAS MANN

Liebe Freunde:

Da äußere Umstände es mir zu meinem Bedauern unmöglich machen, bei Ihren Beratungen persönlich zugegen zu sein, bitte ich Sie, als bescheidenen Beitrag zu Ihren Arbeiten die folgenden Worte von mir entgegenzunehmen.

Ich leugne den vielbeschrienen Widerspruch nicht ganz, welcher besteht zwischen der Existenz und Lebensstimmung des Künstlers und seiner bekennenden, aber auch werbenden Parteinahme in politischen Dingen. Ich leugne nicht, daß ein solches Auftreten der künstlerischen Bescheidenheit abgewonnen werden muß; ich gebe das zu und beziehe es in jedes politische Bekenntnis, das ich ablege, stillschweigend ein.

Aber eine solche Selbstüberwindung scheint mir heute geboten und ich glaube nicht, mich einer vermessenen Grenzverletzung damit schuldig zu machen. Die Grenzen zwischen Kunst und Leben, die Grenzen überhaupt zwischen den Bezirken des Menschentums sind fließend geworden. Man spricht heute viel von Totalität, und sofern dieser Begriff auf den Staat angewandt wird, ist er etwas Fürchterliches und Unmenschliches: er ist in dieser Anwendung genau das, wogegen auch der Künstler menschlichen Protest, einen Protest der Menschlichkeit erhebt, wenn er sein Wort zu den Fragen des gemeinsamen Lebens spricht. Eine andere Totalität aber ist heute mehr denn je eine innere Tatsache: diejenige der Humanität, die Einheit der Frage nach dem Menschen selbst, die als Forderung und zum Bekenntnis verpflichtendes Problem vor uns allen steht und von der man Geist und Kunst nicht als Sondersphäre abtrennen kann. Das Politisch-Soziale ist als ein unveräußerliches und nicht zu verleugnendes Teilgebiet des

Gesamt-Menschlichen erkannt, als eine Seite des humanen Problems, der humanen Aufgabe, die niemand vernachlässigt, ohne es im Menschlichen selbst, das er dem Politischen als das Eigentliche und Entscheidende gegenüberstellen möchte, bis zur Erbärmlichkeit fehlen zu lassen. In der Gestalt des Politischen ist uns heute die Frage des Menschen selbst mit einem letzten und lebensgefährlichen Ernst gestellt, den frühere Zeiten nicht kannten, — und gerade dem Dichter, als welcher doch von Natur und Schicksals wegen jederzeit den exponiertesten Posten der Menschheit hat, sollte es erlaubt sein, sich von der Entscheidung zu drücken? Ein schönes Wort Goethes lautet: „Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten." Nun denn, das Schwere und Gute, um das es heute geht in der Welt, das ist der Friede. Er ist es, der heute der Menschheit ihre Aufgaben stellt, und nur in ihm sind diese Aufgaben zu erfüllen. Der Krieg ist zu einem schändlichen und allem Schöpferischen entgegengesetzten Müßiggang geworden, den der Künstler nebst allem, was ihm dient und auf ihn abzielt, wie zum Beispiel der totale Staat, verabscheuen muß aus der Tiefe seines produktiven Instinktes.

Unsere Blicke sind heute auf Spanien gerichtet, und dies ist die Stunde, das Bekenntnis meiner tiefen Sympathie für den Freiheitskampf des spanischen Volkes zu wiederholen, diesen beispielhaften und ergreifenden Kampf, der moralisch gewonnen ist, selbst wenn er ausgehen sollte, wie die Dinge dieser Welt auszugehen pflegen: tragisch und gegen die Wünsche des Geistes und der Menschlichkeit.

Wir mögen trotz allem Verrat, den das unselige Europa in diesem Kampf übt, an einen solchen Ausgang nicht denken können, nicht daran glauben. Denn ist es glaubhaft, daß Gewalten, deren ein Volk sich mit so verzweifelt heroischer Zähigkeit und Erbitterung zu erwehren sucht, je wirklich eine gesicherte Herrschaft werden ausüben können über dies Volk — Kreaturen und Statthalter der Fremden?

Es ist meine Überzeugung, daß der Verteidigungskampf der spanischen Republik, in dem das Nationale sich noch einmal, wie in seinen besten Zeiten, mit dem Freiheitlichen vereinigt, durch die Jahrhunderte leuchten und von der Geschichte der Menschheit mit höchsten Ehren verzeichnet werden wird. Denn nicht mit faschistischem Griffel wird diese Geschichte geschrieben.

LOUIS ARAGON

Vor einem Jahre beendete der zweite Kongreß unserer Vereinigung nach der Rückkehr aus Madrid, wo er unter dem Bombardement der Kulturfeinde kaltblütig getagt hatte, seine Arbeiten in Paris, wo Sie heute versammelt sind. Möge der Anlaß dieser außerordentlichen Konferenz zu einer großen Kundgebung für den Frieden und gegen das Bombardement von offenen Städten werden, zu einer Kundgebung, an der Ihre Delegierten gestern teilgenommen haben, und möge diese Zusammenkunft besser als alle Reden die Ereignisse zusammenfassen, die sich seit unserem vorjährigen Kongreß abgespielt haben.

In diesem Jahre hat sich der Krieg, dessen Wüten Sie im vernichteten Spanien miterlebt haben, auf China ausgedehnt, wo trotz der Opfer des heldenmütigen chinesischen Volkes unzählige Schätze des menschlichen Genius zerstört wurden. Österreich ist von der politischen Karte Europas verschwunden, aber es lebt weiter auf der Karte der Kul-

tur, es lebt in unseren Herzen. Das Kriegsgespenst hat seine schwarzen Flügel auch über die Tschechoslowakei ausgebreitet, aber bis heute hat das Volk im Herzen Europas es durch seine Standhaftigkeit erreicht, diese Insel des Geistes zu sichern, die von Johannes Huß bis Karel Čapek ständig von den Wogen der Barbarei umflutet, dennoch das wahre Bildnis des unbezwingbaren Menschen geblieben ist. Alles das wissen Sie schon.
Was ist aus uns Schriftstellern geworden, und was haben wir seit dem zweiten Kongreß getan, der in Madrid Heinrich Mann, Julien Benda, Alexej Tolstoi, Andre Malraux, Rafael Alberti und hundert andere vereinigte?
In diesem Jahre haben wir grausame Verluste zu verzeichnen. Als erster hat uns im Herbst ganz unerwartet in der vollen Blüte, frühzeitig verbraucht durch die Großzügigkeit seines Lebens, verlassen: Paul Vaillant-Couturier, der Fortsetzer des Werks von Henri Barbusse. Die zwei Bücher, die er uns hinterlassen hat, die *„Poesien"* und den herrlichen und unschätzbaren Roman *„Kindheit"*, die vor kurzem erschienen sind, lassen uns diesen unersetzlichen Verlust nur noch mehr zum Bewußtsein kommen. Das Volk von Paris hat es bei seiner Bestattung gezeigt. Dann kam die Reihe an den großen peruanischen Dichter Cesar Vallejo. In ihm vereinigten sich auf seltene Weise die Züge einer hohen poetischen Kultur, die nichts von Europa ignorierte, die Züge eines Schriftstellers spanischer Sprache von einer unvergleichlichen Meisterschaft. Die Sprache der Eroberer und die der Inka-Traditionen vereinigte sich in diesem Abkömmling der alten peruanischen Stämme zu jener wunderbaren Synthese, die aus Vallejo nicht nur einen Poeten sondern auch einen Kämpfer für den Sozialismus machte. Unsere Sektion in den Vereinigten Staaten hatte den Tod ihres ältesten Mitgliedes, des hochgeachteten Negerschriftstellers James Weldon-Johnson zu beklagen. In der Tschechoslowakei verlor unsere Sektion Otokar Fischer, der sterbend in den Zeitungen vom „Anschluß" Österreichs lesen mußte. Die ungarische Dichtung hat in Josef Attila einen großen Poeten verloren. Unsere sowjetischen Freunde trauerten am Grabe Ogneffs. Sein „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" ist weltbekannt.

Diese Lücken in unseren Reihen lehren uns ganz besonders, daß die Zeit zur Erfüllung unserer Aufgaben kurz bemessen ist, und daß wir sie gut erfüllen müssen.
Wir können das verflossene Jahr in Hinsicht auf den Gedankenaustausch zwischen unserem Internationalen Sekretariat und den Schriftstellern fast aller Länder als durchaus erfolgreich betrachten. Die Korrespondenz war zehnmal so umfangreich als in der Zeit von Juli 1936 bis Juli 1937, das heißt von der londoner Konferenz bis zum pariser Kongreß.

Drei bedeutende Tatsachen, die ich zunächst unterstreichen möchte, charakterisieren dieses Jahr. Unsere Vereinigung, die beim madrider Kongreß eine große spanisch-amerikanische Vertretung aufwies, ist, nach Rückkehr der Delegierten in ihre Länder, in Mexiko und ganz Süd-Amerika eine Realität geworden. Gäbe es eine Ehrentafel für unsere Sektionen, so würde ich an ihre Spitze Chile stellen, dessen Schriftsteller eine führende Rolle in der Verteidigung der Kultur innehaben. Ich habe die Ehre, zwei dieser chilenischen Schriftsteller zu begrüßen: Lorenzo Domingue und Juan Negro. Zum ersten Band der Bücherreihe, welche unser Internationales Sekretariat patronisiert, haben wir eine Auswahl von Gedichten des großen Dichters Pablo Neruda, *„L'Espagne au Cœur"*, gewählt, dessen baldiges Erscheinen ich die Freude habe, Ihnen heute anzukündigen.

Die zweite wichtige Tatsache dieses Jahres ist die Bildung unserer tschechoslowakischen Sektion. Wir können hier unter uns die hervorragenden Vertreter aller Nationalitäten dieser mutigen Demokratie begrüßen: den Tschechen Nezval, den Slovaken Poničan, den Deutschen E. E. Kisch, und den Ungarn Forbath. Diese Einheit, diese Einstimmigkeit unter den Schriftstellern der Tschechoslowakei in dieser Versammlung ist das Spiegelbild der Einstimmigkeit und Einheit, die in ihrem Lande und — wir sagen es mit Stolz — auch im Rahmen unserer dortigen Organisation verwirklicht ist. Dieses Beispiel, das uns von dem Punkte Europas gegeben wird, wo sich der Druck der brutalen Gewalt am meisten fühlbar macht, flößt uns großes Vertrauen in die Zukunft der Kultu ein.

Drittens möchte ich Sie bitten, Ihre Blicke auf die englische Delegation zu richten, die uns auch mit ihrer Anwesenheit beehrt. Die französisch-englische Freundschaft ist nicht nur eine offizielle Phrase. Das konnte ich vor ungefähr einem Monat feststellen, als ich mit Adolf Hofmeister von unseren englischen Schriftsteller-Freunden nach London eingeladen, den tiefen Sinn verstand, mit dem eine 2500köpfige londoner Versammlung in uns nicht nur die französische und tschechische Kunst durch ihre Applaudissements beehrte, sondern *das mit der Tschechoslowakei vereinte Frankreich*. Unsere englische Sektion war bis zu diesem Jahr, obwohl sie die Namen einer Anzahl großer Schriftsteller vereinigte, wenig aktiv. Doch man kann sagen, daß seit der Reise von Frau Rosamund Lehmann im Frühling dieses Jahres, die nach Paris kam, um ihre Stimme mit den unseren zu Ehren des unglücklichen Österreich zu erheben, in England eine ganz neue Aktivität begonnen hat. Das Meeting, dem ich beiwohnte, war dafür die offenkundige Bestätigung.

Ein großes Ereignis ist es auch, daß in Belgien ein Schriftsteller von Autorität wie Frans Hellens seit den letzten Monaten aktiv an der Leitung der Arbeit unserer belgischen Sektion teilnimmt.

Die Liga der Schriftsteller Amerikas ergriff die Initative, eine Art Referendum unter den Schriftstellern zu veranstalten. Von 618 befragten Schriftstellern sprachen sich 610 für das republikanische Spanien aus — und diese Tatsache steht nicht isoliert da, denn in Dänemark brachte ein ähnliches Referendum 60 von 74 Stimmen für die wahren Vertreter Spaniens. Die Veröffentlichung des Buches „*Madrid*" in Schweden, von den besten Schriftstellern herausgegeben, verstärkt nur noch unsere zuverzichtliche Meinung, daß nämlich die Männer, die den Geist unserer Epoche verkörpern, in den schwierigsten Momenten sich immer um zwei, drei sehr einfache Ideen zusammenfinden werden, Ideen allerdings, für die man leben und sterben kann.

Ich möchte hinzufügen, daß mehr als alles was ich zu sagen vermöge, die Anwesenheit eines großen, in der ganzen Welt geliebten und geachteten Schriftstellers wie *Theodore Dreiser* im Präsidium unserer Versammlung die Tatsache unterstreicht, daß wir in den Vereinigten Staaten eine Organisation besitzen, die des anspornenden und herrlichen Namens einer „*Vereinigung der Schriftsteller für die Verteidigung der Kultur*" würdig ist.

Ich sagte schon, daß unserer tschechoslowakischen Sektion die Ehre zukommt, in den letzten Monaten den Charakter einer wahren nationalen Organisation angenommen zu haben. Diesen nationalen Charakter tragen auch zwei andere unserer Sektionen: ich spreche von der sowjetischen und der spanischen Sektion.

Wenn wir heute die Abwesenheit der sowjetischen Delegierten bedauern müssen, so bedeutet das keineswegs, daß sich die Freunde von uns entfernt haben, die seit dem ersten Tag an unseren Arbeiten teilgenommen haben. Und wir schätzen uns glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß eins unserer Bücher, die demnächst herausgegeben werden, das „*Spanische Tagebuch*" von Michael Koltzow sein wird, den wir gleichzeitig für seine kürzlich erfolgte Wahl zum Deputierten der All-Russischen Republik beglückwünschen.

Auf ganz besondere Weise wollen wir hier die Anwesenheit der spanischen Schriftsteller begrüßen: José Bergamin, Quiroga, Manuel D. Benavides. Als wir uns zum erstenmal im Jahre 1935 versammelten, stand vor uns unter anderem die Frage nach der sozialen Aufgabe des Schriftstellers. Sie werden sicherlich verstehen, daß auf der Tagesordnung der heutigen Versammlung dieser Punkt leicht verändert folgendermaßen definiert wurde: *die Aufgabe des Schriftstellers in der Welt*. Diese Veränderung ist vollkommen natürlich. Das bedeutet, daß das, was im Jahre 1935 ein Problem war — als sich die Schriftsteller noch fragten, welche Aufgabe ihnen in sozialen Angelegenheiten zukäme — heute für niemanden mehr ein Problem ist. Heute steht vor den Schriftstellern nur die Frage der Wirksamkeit und der Ausdehnung der Aktionen, die sie unternehmen könnten.

Nun, zweifellos haben die spanischen Schriftsteller am meisten zur Klärung dieser Frage beigetragen. Einer von ihnen hatte ja schon bei unserem letzten Kongreß diese Frage am klarsten gestellt. Dieser weitsichtige Schriftsteller heißt Del Vayo. Das Beispiel unseres Kollegen Del Vayo, Außenminister der spanischen Republik, hat klar gezeigt, daß es zwischen Vorstellung (le réve) und Tat keine Grenzen gibt. Wir unsererseits können uns beglückwünschen, daß es an der Spitze der großen Demokratien Intellektuelle gibt. Die Feinde jeglicher Kultur werfen ihnen gerade das verächtlich vor, denn sie haben, um die wahren Ziele ihrer Politik zu tarnen, es ausgedacht, einen Malersmann an ihre Spitze zu stellen. Doch die Völker erkennen recht gut den Unterschied zwischen Demagogie und Demokratie — und die Völker sind auf unserer Seite, auf der Seite der Schriftsteller, die sehr stolz darauf sind, daß der Präsident Spaniens, Herr Azaña, ein Schriftsteller ist; daß die Häupter der tschechoslowakischen und sowjetischen Demokratien, Beneš und Stalin, Philosophen sind.

Wir müssen hier von der Aktivität unserer spanischen Sektion, der *Allianza d' Intellectuales*, sprechen, die auch in den Schützengräben die Rechte des Geistes aufrechterhält, wir müssen sprechen von Rafael Alberti, der, krank, zusammen mit Maria Teresa Leon sich weigerte, Madrid zu verlassen und dort mit einer unvergleichlichen Selbstverleugnung bis zu den heutigen Tagen ein Theater leitet. Wir müssen von allen schriftstellern sprechen, die Soldaten der Freiheit in Spanien geworden sind — wie André Malraux, Ludwig Renn, Gustav Regler. Von Ralph Fox und Mate Zalka, die beide im Kampf gefallen sind und noch von vielen anderen. Wir müßten hier die Kriegsveröffentlichungen zeigen, wie den „*Mono Azul*" und Zeitschriften wie die „*Horas de España*".

Wir erinnern an die wiederauflebende spanische Poesie der Romanzeros, die ein Produkt des Krieges ist: alles das sind Beweise für die Notwendigkeit und auch Lebensfähigkeit der Literatur, sind Beweise für die große Rolle, die den Schriftstellern in den entscheidenden Stunden der Menschheit zukommt.

Ich möchte hier keineswegs ein Gebiet beschreiten, das den anderen Rednern vorbehalten ist. Gestatten Sie mir dennoch, die Bedeutung der moralischen und militärischen Hilfe zu erwähnen, die dem republikanischen Spanien seitens der deutschen Schriftsteller zuteil wurde.

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um mich vor den Männern und Frauen tief zu verbeugen, denen eine der schrecklichsten Prüfungen, die Prüfung der Emigration auferlegt wurde.

Fünf Jahre sind es nun her, seit sie aus ihrem Lande vertrieben worden sind. Bis heute haben sie mit Würde, die jedes Ereignis überdauert, im Exil den wahren Geist Deutschlands verkörpert, des Deutschland der Goethe und Schiller, die Ehrenbürger der ersten französischen Republik gewesen sind, der Büchner und Heine, die mit ihnen aus ihrer deutschen Heimat verbannt sind.

Wir sind stolz darauf, in den Reihen unserer Organisation Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Emil Ludwig zu haben, die uns ihre Grüße zuschickten. Wir sind stolz auf Bertolt Brecht, dessen Stück „99%" wir hier in Paris feiern konnten. Wir sind stolz auf Anna Seghers, Willi Bredel, auf Erich Weinert, auf die jüngsten wie auch die anderen. Diesen Namen fügen wir den eines Gugliemo Ferrero hinzu, der das wahre, das unsterbliche Italien verkörpert.

Aber gerade weil wir in diesen großen Exilierten den nationalen Ausdruck ihres Landes erblicken, suchen wir mit Teilnahme und Begier gerade in diesen Ländern, aus denen die Freiheit verbannt ist, die noch nicht erstickten Keime einer zukünftigen Kultur.

Unsere Vereinigung muß sich unbedingt, beispielsweise, für die deutsche und italienische Literatur interessieren. Denn gerade in den faschistischen Ländern können wertvolle Zeugen — welche Ideologie auch immer die Schriftsteller dort für sich in Anspruch nehmen — jenes historischen Prozesses entstehen, über dessen Ausgang wir nicht den geringsten Zweifel haben dürften, über dessen Ausgang wir niemals verzweifeln werden.

Unsere Vereinigung umfaßt so international alle Namen jener besseren Welt, deren Verkünder wir sein sollen, so wie die Enzyklopädisten die Verkünder der großen französischen Revolution von 1789 waren.

Diese Aufgabe bringt zahlreiche Pflichten mit sich. Vor allem müssen alle Zwistigkeiten aufhören, damit *alle* guten Arbeiter der Zukunft, alle diese Ingenieure einer neuen Seele zu uns kommen.

Unser Internationales Sekretariat, in dessen Namen ich hier zu Ihnen spreche, hatte beschlossen, die Einheit der Schriftsteller der Welt durch einen ständigen Meinungsaustausch zu fördern, der nun schon seit bald drei Monaten zwischen verschiedenen Ländern aufrechterhalten wird. Jeden Monat bitten wir einen Schriftsteller jedes Landes uns zu schreiben, was er denkt, was ihn augenblicklich bewegt. Denn wir haben die Zuversicht, daß die Vereinigung dieser einzelnen Stimmen zu einem Chor weit besser die Stimme der Welt wiedergeben wird als Literaturberichte, die uns fleißige Sekretariate zuschicken könnten. Diese Texte veröffentlichen wir in der Zeitschrift *„Europe"*, die uns bereitwilligst aufgenommen hat, und wir unsererseits lassen den Sektionen *„Briefe aus Frankreich"*, speziell für sie geschrieben, zugehen. Die drei ersten dieser Briefe schrieben Lenermand, ich selbst und Henri de Montherlant. Wir hoffen, daß un-

sere Sektionen von diesen Texten den besten Gebrauch machen und bald von uns noch weitere verlangen werden. Wenn es augenblicklich praktisch darauf hinausläuft, daß die Zeitschrift „Europe" uns als Gefährt dient, um die aus aller Welt an uns gesandte Korrespondenz in die Länder weiterzuleiten, so sehen wir das nur als eine erste Etappe an. Denn sobald wir die Gewißheit haben, daß unsere Sektionen die Möglichkeit besitzen, mehr zu veröffentlichen, werden wir unseren *Briefen aus Frankreich* die Briefe aus den anderen Ländern beifügen, damit überall die Gedanken der Schriftsteller, die sich uns angeschlossen haben, einen Widerhall finden.

Genau so verhält es sich mit der Reihe der internationalen Bücher, die wir in diesen Tagen in Druck geben, und zwar, wie ich schon sagte mit „l'Espagne au cœur" von Pablo Neruda beginnend. In dieser Reihe werden wir den weniger verbreiteten Sprachen einen Platz einräumen und solchen talentierten Schriftstellern Gehör verschaffen, deren nationale Bedingungen sie hindern, international bekanntzuwerden. Aber wir betrachten diese neue Sammlung weder als einen Prototyp noch als ein fertiges Resultat. Wir bitten Sie, in der Sektion ihres Landes darauf hinzuarbeiten, daß ähnliche Bücherreihen geschaffen werden und besonders die vom internationalen Sekretariat gewählten Werke zu veröffentlichen. Nur so kann unsere Aktion jene Ausdehnung erfahren, die niemand sonst literarischen Werken verleihen könnte.

Wir hoffen, nun alle nationalen und besonderen Vorschläge zu erhalten.

Aber es genügt nicht, die Schriftsteller und das Publikum der verschiedenen Länder durch diesen Briefaustausch und diese Veröffentlichungen von Büchern auf dem laufenden zu halten, wenn gleichzeitig Menschen sterben und verhungern.

Gestern auf der Konferenz des RUP haben wir vorgeschlagen, ein Buch zu Gunsten der Opfer der Überschwemmungen in China und ein Buch zu Gunsten der Kinder Spaniens herauszugeben. Ich möchte hier diesen Vorschlag näher ausführen. Es handelt sich wohlgemerkt nicht um zwei in *Paris* zu veröffentlichende Bücher, sondern um genau so viele Bücher, wie es freie Länder gibt, und zwar um verschiedene Bücher in jedem Lande. Wir glauben, daß es richtig wäre, von unseren besten Schriftstellern dieses kleine Opfer zu verlangen, eine Erzählung, eine Novelle oder ein Gedicht für die Zusammenstellung dieser Werke zu schreiben. Aber keineswegs mehr oder weniger richtige oder empfehlenswerte politische Anthologien. Wir müssen Bücher schaffen, die einen großen Absatz finden und ein großes Publikum zerstreuen und interessieren. Es handelt sich darum, Bücher herauszugeben, die Geld für die Kinder Spaniens und die Überschwemmungsopfer Chinas einbringen, und es handelt sich gar nicht um die Genugtuung der Autoren und Mitarbeiter.

Ganz besonders müssen wir aber den Schriftstellern helfen, denen der Krieg die materielle Möglichkeit genommen hat, ihren Beruf auszuüben. Das sind an erster Stelle unsere tapferen Freunde — die spanischen Schriftsteller.

Vor kurzem haben wir eine neue Methode gefunden und ich erlaube mir, Sie Ihnen zu empfehlen: wir schicken jetzt individuelle Pakete, persönlich adressiert an die Schriftsteller, Maler, Musiker und Architekten des republikanischen Spanien. Diese Pakete, deren Sendung wir jeden Monat wiederholen wollen, enthalten genügend Tabak für einen Monat und eine durchaus genügende Lebensmittelmenge. Wir schickten gleicherweise Papier, Notenpapier, Farben usw. Unser Internationales Sekretariat möchte in

dieser Hinsicht auf die englische Sektion hinweisen, die uns wiederholt Geld schickte, um solche Sendungen zu ermöglichen. Das ist ein Beispiel, dem man nacheifern sollte. Denn es ist klar, daß, wenn alle unsere Sektionen uns Geld nach Paris schickten, wir die Zahl, den Umfang und die Häufigkeit der Sendungen vergrößern könnten. Ihr promptes Ankommen an die Schriftsteller und Künstler Spaniens ist gewährleistet. Diese Zentralisierung der Hilfe an die Schriftsteller und Künstler ist zu wichtig als daß sich nicht ein jeder anschließen sollte.

Ich möchte noch dieser Konferenz zwei Vorschläge zur Kenntnis geben, die sich auf den Tagungsort des nächsten Kongresses unserer Vereinigung, der im Jahre 1939 stattfinden soll, beziehen.

Beim zweiten Kongreß baten uns unsere mexikanischen Freunde, im Jahre 1939 nach Mexiko zu kommen, — nun bitten uns unsere amerikanischen Freunde, nach New York zu kommen. Wollen Sie bitte, meine Herren, bei Ihrer Rückkehr diese Frage mit Ihren Kollegen erörtern. Der Vorschlag des Sekretariats wäre: erst nach Mexiko und von dort aus nach New York zu fahren. So wie letztes Jahr, wo Sie in Madrid gewesen sind und bei Ihrer Rückkehr die Arbeiten in Paris beendet haben. Nach den Statuten ist es nicht die Aufgabe unserer Konferenz, das zu beschließen, dennoch könnten Sie unseren Sektionen einige Aufschlüsse darüber geben.

Unser Sekretariat schätzt sich glücklich, hier in Paris die Delegierten der Weltintelligenz zu empfangen und möchte Ihre Kritiken, Ihre Einwände und Vorschläge hören, um sich nach ihnen zu richten.

Gestatten Sie mir somit, Ihnen das Wort zu erteilen.

JEAN CASSOU

Es gibt für den Schriftsteller keinen Gedanken, der schmeichelhafter wäre und bei dem er mit größerer Vorliebe verweilen würde, als jenen, den er sich über die praktische und tatsächliche Wirkung seiner Werke macht. Von den Zeiten der Enzyklopädisten bis zu unseren Tagen und während des ganzen romantischen und sozialen neunzehnten Jahrhunderts konnte er glauben, daß das Schreiben und die Veröffentlichung gewisser Worte eine Tat bedeute, die die Geschichte schnell in andere Taten umsetzen würde. Und selbst wenn die Geschichte seiner Forderung nicht sogleich entsprach, wenn sie ihm ein brutales Nein entgegensetzte, konnte der Schriftsteller sich sagen, daß sein Protest, den er hochmütig Protest des Geistes nannte, deshalb nicht weniger niedergeschrieben blieb, und daß dies genüge.

Wir durchleben eine Zeit, in der dies scheinbar nicht mehr genügt. Wir durchleben eine Zeit, in der scheinbar die Flaschenpost, welche der einsame Denker ins Meer geschleudert hat, auf einem Ozean des Schweigens fortzutreiben droht, ohne irgendwo, irgendwann der Hand zu begegnen, die ihre Botschaft rettet. Der Nimbus des einsamen Denkers wurde zum Gegenstand des Hohns in einer Zeit, in der man die Bücher verbrennt, die Dichter erschießt und selbst der Wissenschaft die heitere Objektivität verweigert, in der sie sich bisher entfalten konnte. Aber was noch schwerer wiegt —— wir selbst haben jedes Vertrauen verloren, daß durch das einfache Festhalten eines freien Gedankens auf einem Stück Papier eine Wirkung erzielt werden könne, denn nun wissen

wir, daß es eine Gedankenfreiheit im Sinne des romantisch-sozialen neunzehnten Jahrhunderts nicht gibt. Wir wissen, daß sich keiner von uns am Rand einer Welt befindet, über die er sein Urteil abzugeben hätte; wir alle gehören zu dieser Welt — die einen, um an ihr zu leiden, um sich gegen ihre Mängel aufzulehnen und um zu versuchen, sie durch ihr Handeln zu verändern; die anderen aber, um auch ihre grauenhaftesten Verstrickungen hinzunehmen und um sie sklavisch zu rechtfertigen.

Wir haben tasächlich eine neue Entdeckung gemacht: wir entdeckten, daß man mit dem Nachdenken alles machen kann, bis zur Verherrlichung des Nichtdenkens. Der Einfluß des Denkers kann zum Ruin des menschlichen Denkens führen. Denn wenn es der Eigennutz oder neugeweckte niedrige Leidenschaften, Rachedurst oder Angst fordern, beeilt sich der Geist, Doktrinen auszuschwitzen, die mit unverschämtester Anmaßung die Autodafés der Bücher, die Demütigung der Persönlichkeit, sadistische Abschlachtungen und so unsinnige Handlungen rechtfertigen, daß wir meinen, solches Geschehen wäre historisch unmöglich, wie unerschöpflich auch der Reichtum an Greueln sein möge, den die Geschichte aufgespart habe. Uns, die wir seit dem achtzehnten Jahrhundert im Schriftsteller immer denjenigen sahen, der seiner Zeit vorauseilend, vorher bedenkt, beurteilt und spürt, wie sich die Lebensbedingungen des Menschen veredeln, sein Gewissen sich erhellt, seine Macht sich ausdehnt, sein Empfinden sich vertieft — uns zeigt man heute, daß diese gleichen Fähigkeiten, unsere Intelligenz, unsere Vernunft, unsere Einbildungskraft, unsere Phantasie, in alle Richtungen und selbst bis zur Zerstörung der Menschenwürde ausarten kann. Vermittels dieser Fähigkeiten kann man auf Verlangen des Tyrannen eine pfiffige Doktrin zubereiten, die beispielsweise zu dem Schluß kommt, daß man aus philosophischen und wissenschaftlichen Erwägungen den Juden nicht gestatten dürfe, sich auf die Bänke in den Anlagen zu setzen, falls die Bänke grün gestrichen sind.

All das führt uns dahin, den zu vertrauensvollen Begriff zu berichtigen, den wir uns über die Freiheit und die Wirksamkeit unseres Denkens machen konnten.

Die Freiheit unseres Denkens kennen und schätzen wir um so richtiger, je mehr sich jeder von uns in dieses Gewissensexamen vertieft, daß das wesentliche Element seiner schöpferischen Fähigkeit bedeutet, und dessen Bedingtheit ermißt. Unser Urteil über die Welt wird um so freier, je mehr sich jeder von uns über die Form seines Einbezogenseins in diese Welt bewußt geworden ist. Diese Welt ist eine entzweite Welt, die Ausbeuter und Ausgebeutete zuläßt; der Schriftsteller ist in die Aktionen und Reaktionen eines sich in Auflösung befindlichen Kapitalismus hineingezogen, der Bürgerkriege anstiftet, Doktrinen der Lüge und des Todes verkündet. Ich unterstreiche, daß unser Denken gerade in diesen klaren und unausweichbaren Punkten um so freier sein wird, je mehr wir begriffen haben, durch was es beherrscht wird.

Erst wenn wir das Bewußtsein unserer ökonomischen und moralischen Stellung erlangt haben, führen wir das Werk der einsamen Denker weiter, die vom achtzehnten Jahrhundert bis in unsere Tage, und durch das romantisch-soziale neunzehnte Jahrhundert den Protest des freien Geistes getragen und für die kostbarsten Güter der Menschen gekämpft haben. Wenn unser Gesichtspunkt auch nicht mehr genau der gleiche ist, so sind wir deshalb doch nicht weniger überzeugt, daß ihr Erbe den wesentlichen Inhalt der modernen Weltkultur darstellt, und daß wir eben diese Erbschaft zu verteidigen und zu mehren suchen. Wir sind um so stärker davon überzeugt, weil wir sehen,

wie diese Erbschaft von jenen unserer Kollegen diskutiert, angegriffen und lächerlich gemacht wird, die sich zu Dienern des Kapitalismus und Faschismus hergegeben haben und die die Wissenschaft und Philosophie zur Rechtfertigung dieser Mächte und ihrer nicht zu rechtfertigenden Interessen verdrehen.

Denken und Schreiben verlangt heute also eine Kenntnis der Realitäten, die früher scheinbar entbehrlich war, und nicht nur die Kenntnis der wirklichen Zusammenhänge, sondern auch den entschlossenen Willen zu ihrer Erkenntnis. In diesem Sinn tritt heute die Politik in die Freiheit des Schriftstellers, eine Einmischung, über die man sich entrüstet hat, die uns aber den Reichtum und die innere Würde des Schriftstellers zu erhöhen scheint, wenn man diese Verbindung als ein klareres Bewußtsein alles dessen auffaßt, was uns mit der Welt verknüpft und uns ihr verpflichtet. Es ist kein Verlust sondern eine Steigerung unseres Ichs, den dieses tragische Empfinden unseres Schicksals und des menschlichen Schicksals überhaupt auslösen muß, diese optimistische Willensäußerung, diese Idee, daß sich in unseren Gedanken nicht nur das Urteil eines Individuums über die Geschöpfe und Dinge ausdrückt, sondern daß dieses Einzelwesen mit den Geschöpfen und Dingen in die gleiche Bewegung einbezogen ist. Der unglücklichste und am meisten tatbereite Teil der Menschheit ist es, der in unserem Denken wieder zum Ausdruck kommt, er, durch den die Menschheit ihrer Vollendung zustrebt. Wir sind nicht mehr verlassen. Und diese Entdeckung erhöht unsere Verantwortlichkeit und segnet unsere Hoffnung.

Das Bild des Denkers, der von der Höhe seiner Einsamkeit ein Wort fallen läßt, dessen sich die Geschichte zu ihrer Zeit und auf ihre Art bedienen wird — dieses Bild kann uns nicht mehr befriedigen. Der Kampf, der heute die Welt erregt, ist ein Kampf auf Leben und Tod: das verpflichtet uns zu einer weniger abgewandten Haltung, denn Leben und Tod sind uns die höchsten Probleme. Das Abgewandtsein unserer Ahnen fordert von uns ein außerordentliches Zugewandtsein, denn dieser Kampf ist unser Kampf, die tiefste und persönlichste Erfahrung, die jeder von uns durchgemacht hat, ist keine einsame Erfahrung mehr; wir stehen mitten in der Welt und an unserer Seite sind zahllose Gefährten. Nicht die Absage gilt heute, sondern die Zusage; nicht mehr die launenhafte Veränderlichkeit, sondern beharrliche Treue. Auch nicht mehr das unstete und unabgrenzbare Herumschwirren eines absoluten Denkens, sondern die frohen und begeisternden Regeln eines Denkens, das sich so viel freier weiß, weil es die Kräfte erkannte, die es zu vergewaltigen suchen. Gerade um jene Reichtümer der menschlichen Einbildungskraft zu bewahren, die fruchtbar, echt, ergreifend und nützlich sind — nützlich, aber nicht eigennützig — machen wir uns vom Denken und Schreiben diesen viel konkreteren und viel geradliniger wirkenden Begriff.

Denn die Wirksamkeit unserer Gedanken muß unmittelbarer sein. Die Welt und das Drama, das sich auf ihr abspielt, können unser Herz nicht länger entbehren. Der unglücklichste und tatbereiteste Teil der Menschheit, die Klasse, durch die sich die Menschheit vollenden wird, die Völker, die in diesem dramatischen Zusammenstoß hingemordet werden — das alles lebt in uns ein unauslöschliches und schreckliches Dasein. Ich weiß, was freies Denken ist, aber ich kann nicht fassen, wie die Gefahren sich loslösen können in einem Augenblick, der voll, übervoll ist, wie von einem Schrei aus der Ewigkeit — durch das einzige Wort: *Spanien*. Ich kann nicht fassen, wie die Wirksamkeit und die tätige Kraft eines Denkens beschaffen sein sollte, das vor der Zusam-

menarbeit mit den wirklichen, konkreten, menschlichen Kräften zögert, die für unsere Hoffnungen die Organisationen des Weltproletariats verkörpern.

Die Wirksamkeit des Denkens kann sich nur in den großen Kämpfen dieser Welt bewähren, über die hinaus nichts Denkbares mehr besteht. Die Kräfte, die in diesen Kampf einbezogen sind und unsere Hoffnung, unser Vertrauen tragen, können unsere Gedanken nicht gleichgültig lassen; es ist unsere Aufgabe, auf sie hinzuweisen, unaufhörlich zu verkünden, daß wir uns zu ihnen zählen, in ihren Reihen stehen, ihre Verpflichtungen teilen. Das sind die politischen Organisationen des Proletariats, die Völker, China und Spanien, die bedrohten Regierungen, die Demokratien, die unermeßliche und machtvolle amerikanische Demokratie, die hier durch Theodore Dreiser vertreten ist, die Sowjet-Union — das Land des sozialistischen Aufbaus — und Frankreich, das Land der französischen Revolutionen und das Land, das in der Geschichte seiner Kultur und seines Volkes seine ruhmvollsten Taten, seine schwersten Blutopfer und sein höchstes Genie der Emanzipation des menschlichen Geistes geweiht hat. Die Kräfte, die unsere Hoffnungen sichern, sind die Kulturen aller Völker, es ist die deutsche und die italienische Zivilisation, die sich gegen die ihr angetane Entstellung auflehnt. Es sind die Kräfte des Friedens und des Fortschritts, deren Tugenden es nicht theoretisch festzustellen gilt, sondern die man in einer realen, konkreten und aktiven Form sammeln muß, damit sie es sind, die Weltgeschichte machen.

Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe zuteil, hier im Namen einer Zeitschrift zu sprechen, die nach dem Weltkrieg von Schriftstellern gegründet wurde, um diese Sammlung der friedenswilligen und fortschrittlichen Kräfte einzuleiten, nicht nur in der Theorie, nicht nur im literarischen Sinn des Wortes, sondern auch zur notwendigen und organisierten Tat. Schon damals begeisterte sich „Europe"* an den Ratschlägen jenes wunderbaren Mannes, der nach seinem rein geistigen und einsamen Protest begriffen hatte, daß seine zweite Verpflichtung ein Appell an die realen Kräfte war, die in dieser Welt zu finden sind und die zur einheitlichen Aktion gesammelt werden müssen: ich spreche von *Romain Rolland*. Darum möge es mir gestattet sein, meine Freude auszusprechen, wenn hier „Europe" seine Tätigkeit mit der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung verbindet. Die Aufgabe jeder Gruppe von Schriftstellern, die dieses Namens würdig sind, besteht darin, in einer noch klareren und wirksameren Form allen Hoffnungen beizustehen, die in der ganzen Welt erwachen, sie zu verbreiten, ihnen Ausdruck und Stimme zu verleihen — mit einem Wort, endlich eine Internationale des Geistes zu schaffen, die immer und überall der Sache des Volkes mit brüderlicher Bereitschaft entgegenkommt. Jeder gehört zu uns, der das Volk in seinem Kampf gegen den drohenden oder im Augenblick siegreichen Faschismus stärken kann. Denn die Gefahr drängt, keine Nation und kein Regime darf sich vollkommen sicher fühlen. Wir weigern uns, zuzulassen, daß alles Geistige von jetzt an nur noch das Gespensterdasein des Exils oder der Konzentrationslager führen dürfe. Es geht um den lebendigen und nicht um einen überlebendigen Geist, und sein Platz ist dort, wo alle Kräfte des Lebens sich zusammenschließen. Für diesen Zusammenschluß, für diese Heilige Allianz der Völker und Kulturen, müssen wir unsere Anstrengungen vereinen.

---

*) „Europe" führende französische Zeitschrift für internationale Kultur. (Anm. d. Übers.)

AMEDEO UGOLINI

Ich glaube vor Ihnen im Namen der freien und ehrlichen Schriftsteller sprechen zu können, deren sich Italien noch rühmen kann. Diese Schriftsteller sind nicht nur die Fortsetzer der großen italienischen Tradition, der Tradition der Menschlichkeit, der Freiheit und der Schönheit, sie sind, soweit die Kunst Unpersönliches hat, die Stimme des italienischen Volks selbst, seines furchtbaren Dramas und als dessen Folge seiner grenzenlosen Schmerzen.

Wie kann es auch anders sein, wenn Kunst und Denken vom Volk und von seiner Tradition abgerissen sind, Kunst und Denken, die noch das Volk sind, auch wenn man sie auf eine Übung von Anfängern zurückführt oder auf eine Form von Sklaverei, gegen die sich so viele Schriftsteller und Dichter empört gewandt haben.

Der Tyrann des Volks, der Unterjocher seiner Freiheit, der grauenhafte Ausdruck des Kriegs, der Zerstörung und des Tods, der Faschismus, hat keine Kunst und keine Möglichkeit, sich mit den Traditionen des Volks zu verbinden, auch wenn liebedienerische Gelehrte vom römischen Reich und von der arischen Rasse sprechen.

Goethe, Stendhal, Shelley fanden beim italienischen Volk Kultur, Verstandeskräfte, Zivilisation — einen Geist, offen für alle, den Sinn für Brüderlichkeit und Gemeinschaft. In dem Land von Michelangelo, von Palestrina, von Giordano Bruno, von Leopardi haben Völker und Rassen auch mit entgegengesetzten Empfindungen und Ideen die Atmosphäre gefunden, in der sie zu einer höheren Harmonie gelangen konnten. Vielleicht hat man deshalb Italien „Das Land der Musik" genannt.

Kunst und Denken sind groß in Italien gewesen, weil es universal war. Jeder Mensch, jede Gemeinschaft, jedes Volk hat sich dort wiedergefunden. Es war wie eine Stelle des Einsseins, wie die Atmosphäre, in der sich jeder Konflikt lösen mußte. So wurde die Kapelle der Medici möglich und der Gesang des einzigen herrlichen Dichters von Recanati.

Über so viel Klarheit von Intellekt und Gefühl breitete der Faschismus einen schwarzen Schleier. Er suchte sich an die Stelle des Volks zu setzen, aber er konnte das Recht nicht begraben und das Sehnen nicht ersticken. Seine besten, seine reinsten Vertreter sind in Gefängnisse geworfen oder auf ferne Inseln verbannt worden. Aber, was noch schrecklicher ist: der Faschismus hat den Namen Italiens geschändet, er hat gesät und sät noch den Tod in Spanien, in *dem* Spanien, das mit so viel Banden des Bluts und der Kultur mit dem italienischen Volk verbunden ist, wie Romain Rolland richtig feststellte.

Mit Abscheu liest das italienische Volk in den faschistischen Zeitungen die Verherrlichung der vollkommenen Zerstörung. Sie richtet sich gegen ein Volk, das kämpft, um nicht zu sterben.

Gerade in diesen Tagen wird in Italien die Rassentheorie entfesselt. Mussolini sagte 1934, die Rassentheorie könne nicht in Italien angewandt werden, wo seit Jahrhunderten Rassen und Völker verschmolzen sind. Heute hingegen gibt es die zehn Gebote der Rassentheorie. Heute hingegen ist diese unsinnige Wissenschaft in Italien ein Gesetz geworden, — ein Gesetz, von dem man befürchten muß, daß es gerade die Masse der besten Bürger treffen wird. Mussolini, der Lehrer, folgt Hitler, dem Schüler. Beide ergänzen sich in ihrem grauenhaften Werk.

Das ist eine neue, die größte Beleidigung, die dem italienischen Volk zugefügt wird,

die der Faschismus einführt oder einführen möchte: eine rohe Art zu denken und zu fühlen.

Aber das italienische Volk kann nicht sein ethisches Gewissen verlieren, sein Gefühl für Menschlichkeit. Ich habe selbst die große geistige Kultur der italienischen Universitätsjugend erlebt. Die qualifizierte Jugend unseres Volks ist ganz entsetzt von dem Gedanken, daß in Italien die Rassentheorie eingeführt werden könnte, die in Deutschland wütet. Aber die Jugend sah voraus, daß der Faschismus die Rassentheorie zu seiner Sache machen werde; das glaubte sie schon vor sieben Monaten, zu der Zeit, als ich aus Italien abreiste. Ihre Voraussage hat sich bestätigt.

Einige haben oft in böser Absicht den Faschismus vom Hitlerismus unterscheiden wollen. Es gibt aber keinen Unterschied zwischen beiden. Der eine ergänzt den andern. Beide sind ein dunkles Element, das bald für immer in die Nacht der Zeiten begraben ist. Diese verworrene Idee ist allen Klassen des italienischen Volks fremd, unabhängig von ihren politischen Überzeugungen und ihrem religiösen Glaubensbekenntnis. Die Katholiken haben ihren Abscheu vor der Rassentheorie durch die Stimme der höchsten Autorität der Christenheit kundgegeben, durch die Stimme des Papstes selbst. Die jungen italienischen Intellektuellen, die Erben der Kultur unseres Volks, die im Faschismus groß geworden sind, beginnen sich zurückzufinden. Wir müssen viel für sie tun, da sie von jeder Kulturmöglichkeit abgeschnitten sind. Die besten Denker sind aus den Bibliotheken verbannt. Die Geschichte wird auf korrumpierte Weise dargestellt, die Wissenschaft so, wie sie sich für die gemeine Politik des Faschismus eignet.

Ein junger Student sagte mir: „Man hat uns mit Kot bedeckt." Und das ist wahr. Jeder vornehm gesinnte Mensch mit dem Trieb, das Schöne und das Wahre zu suchen, ist erdrückt von der sogenannten faschistischen Lehre. Sie ordnet alle ewigen Werte des Fühlens und Denkens einer Art von Gesetz für die Wildnis unter, in der der Schwächere von dem Stärkeren unterdrückt wird.

Ich spreche in einer Versammlung von Kulturmenschen, und ich bin sicher, gehört zu werden, wenn ich sage: Diesen jungen Intellektuellen, denen der Faschismus die Möglichkeit geraubt hat, die Quellen des Denkens zu erforschen, muß geholfen werden.

Sie haben auch heute einen großen Lehrer: unser Volk, seine Qualen, seine Schmerzen. Ein großer Lehrer, zu dem sie sich selbst hingefunden haben. Aber sie brauchen eine aktive Solidarität: sie brauchen euch, euch Menschen der Kultur!

Man kann es sich nur schwer vorstellen, wenn man nicht in einem Land gelebt hat, in dem der Faschismus wütet, man kann sich nicht den Zustand der Isolierung vorstellen, in den diese Jugend gekommen ist und in dem sie sich befindet. Ihnen fehlt jede Beziehung. Ihre spontanen Intuitionen des Denkens beruhen oft nur auf einem Phantasieprodukt und verbinden sich mit ihm. Man muß ihnen helfen.

Das italienische Volk, das ganze italienische Volk hat einen Abscheu vor dem Faschismus. Wir haben das Vertrauen, daß man es nicht mit seinen Tyrannen verwechseln wird, von denen es sich zu befreien verstehen wird.

Der Faschismus wird vom italienischen Volk vernichtet werden, denn er ist eine Beleidigung für sein tiefes Gerechtigkeitsgefühl. Und das italienische Volk denkt an euch, ihr Menschen der Kultur, die ihr es geliebt habt und die ihr es liebt, und an seine großen Söhne, die an eurer Seite sind, und an seine unsagbaren Schmerzen. Das italienische Volk ist sicher, bei euch Verständnis und brüderliche Gesinnung zu finden.

ERNST TOLLER

Ich bringe Ihnen die brüderlichen Grüße jener Deutschen, die Hitler hassen und Deutschland lieben — der Männer und Frauen, die in Deutschland illegale Arbeit leisten, die in Gefängnissen und Konzentrationslagern, gekerkert, ihren Glauben bewahren, die in Spanien für die Demokratie und gegen den Faschismus kämpfen, die im Exil, ungebrochen, für ein befreites und freies Deutsches Reich wirken.

Der Weltfriedenskongreß, dem wir in den letzten Tagen beigewohnt haben, hat mich nachdenklich gestimmt. In dem Saal, in dem der Kongreß stattfand, erblickten wir, in riesigen Lettern geschrieben, die Worte: „Rettet den Frieden, indem ihr die Hilfe für die angegriffenen Völker organisiert!" Ist diese Parole nicht eine Konzession an Geister, die die Klarheit scheuen, und, da sie der Wirklichkeit ausweicht, verwirren?

Können wir noch den Frieden retten? Sind wir nicht schon mitten im Krieg? Wütet der Weltkrieg nicht in Spanien und in China? Hätte es nicht heißen sollen: „Macht dem Krieg ein Ende, indem ihr die Verteidigung gegen die faschistischen Angreifer organisiert. Werdet so stark, daß niemand in Zukunft mehr wagen wird, das Geschick fremder Völker zu bedrohen und den Frieden zu stören?"

Es ist wichtiger, Verbrechen zu verhindern, als zu verhüten, daß geschehene Verbrechen gefährliche Folgen haben.

Die Demokratien vergessen, daß jeder außenpolitische Erfolg Hitlers nicht nur die Opposition in Deutschland schwächt, sondern auch eine verlorene Schlacht für die demokratischen Mächte bedeutet. Die Eroberung Österreichs zum Beispiel verhalf Hitler in Deutschland zu tausenden von Gefolgsleuten, die sich vage zur Opposition zählten, aber doch nicht frei waren von nationalistischen Tendenzen, und die die abenteuerliche Tat des „Führers", weil sie Erfolg hatte, bewunderten. Durch jeden außenpolitischen Sieg Hitlers fühlt sich die aktive und bewußte Opposition in Deutschland von den demokratischen Mächten im Stich gelassen, ja verraten, ebenso wie sich heute das Volk im republikanischen Spanien verlassen und verraten fühlt.

Die Demokratie muß stark und männlich werden, sie ist verdammt, unterzugehen, wenn sie weiterhin blind vor den Tatsachen bleibt und nicht den Willen und die Kraft hat, die Unverletzlichkeit des internationalen Rechts zu erzwingen.

Wenn wir die Lage der faschistischen und demokratischen Länder untersuchen, sehen wir, daß die Demokratien auch heute noch ökonomisch, politisch und militärisch bei weitem mächtiger sind als ihre faschistischen Gegner. Aber die Stärke der Faschisten beruht darin, daß sie bluffen; die Schwäche der Demokratien, daß sie vor dem Bluff zurückweichen.

Ist es nicht ein tragikomisches Schauspiel, daß die demokratischen Staatsmänner wieder und wieder um Hitler und Mussolini werben, daß sie wieder und wieder den ehrlichen Friedenswillen in ihren Worten suchen? Diese Demokraten erinnern mich an Liebhaber, die vor einer Kokotte auf den Knien liegen, die sie bezahlt haben und sich dabei einreden, echte Gefühle zu finden.

Haben wir den Mut zur Wirklichkeit. Der abstrakte Pazifismus ist tot. Was heute not tut, ist, den Krieg zu beenden. —

Erlauben Sie mir, ein paar Worte über die besondere Aufgabe des Schriftstellers in diesem Kampf zu sagen.

Die Verantwortung, die unser Beruf uns verleiht, zwingt uns, wo immer wir ihnen begegnen, die großen und kleinen, die groben und feinen Lügen zu zerstören und die Wahrheit zu verkünden. — Denn wir werden nichts bewirken ohne den Willen und den Mut zur Wahrheit. Es zeichnet den Schriftsteller, den Diener der Vernunft, aus, mitunter unweise zu handeln, ohne an Erfolg oder Beifall zu denken. Wahrheit ist eine Leidenschaft. Man kann sie nicht lernen, man muß sie besitzen.

Der Kampf, den wir heute sich entwickeln sehen, ist kein Kampf zwischen den Generationen, es ist ein sozialer Kampf, dessen Front alle mutigen Menschen umfaßt. Diese mutigen Menschen wollen keine Zugeständnisse an die Wahrheit machen, wollen sich nicht mit Illusionen und Fiktionen beruhigen und befrieden. Die andere Front, die Front der Greise, der alten und der jungen, ist ein Betrug, war ein Betrug seit Jahrzehnten. War es nicht ein Betrug, als sie die Jugend Europas auf die Schlachtfelder sandte? Als Millionen Menschen für Zwecke fielen, die niemals sich verwirklichen? War es nicht Betrug und Heuchelei, als dem Volk versprochen wurde, daß der letzte Krieg, der letzte von allen gekommen sei, und daß von nun an eine Ära des Friedens in Europa begänne, eine Ära der Gerechtigkeit, des Glückes und der Freiheit für alle?

Nach dem Krieg waren es die jungen Schriftsteller Europas, die den falschen, verlogenen Romantizismus des Krieges enthüllten, die das wahre Gesicht des Krieges zeichneten. Gewiß nicht immer in klassischem Stil. Das Chaos der Zeit spiegelte sich in unsern Werken. Wir wollten nicht Frieden und Ruhe bringen, wir wollten Unruhe schaffen, wir wollten in den Worten Hebbels — an den Schlaf der Welt rühren.

Erinnern wir uns an die Verzweiflung der Jugend, die aus dem Krieg zurückkehrte. Keiner ihrer großen und kühnen Träume hatte sich erfüllt. Die Jugend Europas erlitt den Zusammensturz der alten Gesetze. Sie lebte, aber sie wußte nicht warum. Sie wollte arbeiten, aber die Tore der Fabriken waren geschlossen. Sie sehnte sich nach der Verwirklichung ihrer Träume, und man tröstete sie mit Phrasen.

Überall begannen die jungen Schriftsteller zu rebellieren. In Deutschland, in Frankreich, in England, in Amerika. Ihre Bücher trugen ein unsichtbares Motto: Um ehrlich zu sein, muß man wissen. Um mutig zu sein, muß man verstehen. Um gerecht zu sein, darf man nicht vergessen. Wenn der Alb der Barbarei lastet, muß man kämpfen und darf nicht schweigen. Wer schweigt in solcher Zeit, verrät seine menschliche Aufgabe. Es gab Epochen, in denen ein Grenzstein aufgerichtet war zwischen der künstlerischen und menschlichen Aufgabe des Schriftstellers. Aber unsere Generation hatte diesen Grenzstein zertrümmert. Schreiben war für uns nicht nur Form und Stil, der moralische Charakter der Literatur hatte für uns wieder zentrale Bedeutung gewonnen.

Der junge Schriftsteller wollte nicht länger im elfenbeinernen Turm leben, der für Jahrzehnte das Ideal des Künstlers gewesen war. Wir wußten wohl, daß uns nicht so sehr die Schönheit bewegt als die Not. Wir begriffen, daß es unsere Aufgabe ist, diese Not in unseren Arbeiten zu formen, um die Wirklichkeit von ihr zu befreien. Dabei vergaßen wir nie, daß diese Not ein doppeltes Gesicht hat, jenes, das den Tod als unentrinnbares Schicksal birgt, und jenes andere, das die Runen menschlicher und sozialer Dummheit eingemeißelt trägt.

Oft verlangt man vom Schriftsteller, daß seine Werke jenen banalen Optimismus zeigen, mit dem gewisse Politiker, Journalisten und die Filme Hollywoods das Volk umnebeln.

Aber es ist nicht die Aufgabe des Dichters, ein happy end zu zeigen, das nirgends in der Welt heute sichtbar wird. Nein, der Dichter soll sein Zeitalter richten und ihm neue menschliche Wege weisen, wenn dieses Zeitalter den Geist verrät. Das haben alle wahren Schriftsteller getan. Das taten Sophokles und Shakespeare, Voltaire und Zola, Goethe und Schiller, Lessing und Büchner, Swift und Dickens, Byron und Shelley, Tolstoi und Gorki. Alle waren Schriftsteller des Tages. Indem sie die zeitlichen Kämpfe führten, drangen sie zum Überzeitlichen, zum „Menschlichen" vor.

Heute wird die Vernunft verlacht und der Geist geächtet, die Quantität triumphiert über die Qualität, der Tod über das Leben. Der Wahnsinn hat sich in Europa erhoben und verfolgt die Vernunft. Die Menschen sind müde des Denkens und des Nachdenkens. Wohin, fragen sie, hat uns die Vernunft geführt? Was nützen uns Einsicht und Wissen? Und sie glauben den Verächtern des Geistes. Sie glauben, daß die Vernunft den Willen lähmt, die Wurzeln des Gefühls zerstört, die Fundamente der Gesellschaft zerbricht, daß alles Elend, soziales und privates, das Werk der Vernunft sei. Überall sehen wir denselben idiotischen Glauben, daß ein Mann, ein Führer, ein Cäsar, ein Messias kommen und Wunder vollführen wird. Daß er auf sich nehmen werde die Verantwortung für die Zukunft, daß er das Leben meistern, die Angst bannen, das Elend überwinden und ein neues Volk schaffen werde, ein Reich der Herrlichkeit. Überall sehen wir den gleichen, wahnwitzigen Trieb, ein Opferlamm zu finden, auf das der Mensch die Verantwortung für die Vergangenheit bürdet, seine eigene Unfähigkeit, seine eigenen Fehler, seine eigene Unzulänglichkeit.

Es ist das Opferlamm der alten Tage, nur daß heute nicht Tiere, sondern Menschen zum Altar geschleppt werden. Aber oft werden die Opfer die Sieger, die Eroberer im Geist. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben.

Ich will Ihnen die Geschichte eines Mannes erzählen, der in diesem Jahr, wenn er lebte, seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hätte.

In der Nacht nach dem Reichstagsbrand wurde der deutsche Dichter Erich Mühsam von den Brandstiftern verhaftet. Drei Jahre wurde er im Konzentrationslager gequält und gemartert, drei Jahre widerstand er der Erniedrigung. Man schlug ihn. Man brannte in seinen Bart ein Hakenkreuz. Aber Mühsam blieb aufrecht. Eines Tages stellten SA-Leute ihn gegen die Gefängnismauer und drohten ihm, sie würden ihn erschießen, wenn er nicht die Hymne der Nazis, das Horst-Wessel-Lied sänge. Mühsam weigerte sich. Die SA-Leute gaben ihm den Befehl, sein eigenes Grab zu graben. Dann stellten sie ihn wieder gegen die Mauer. „Wirst du jetzt singen?" fragten sie ihn schreiend und lachend. Mühsam weigerte sich. Die SA-Leute hoben die Gewehre. Der Dichter Mühsam sah dem Tod ins Auge. Und wie er dem Tod ins Auge sah, wuchs er über sich hinaus, ward zum Gleichnis der Freiheit. Er sang. Er sang nicht das Horst-Wessel-Lied. Er sang die Internationale. Die SA-Leute schossen. Sie schossen über seinen Kopf, denn sie hatten nicht ernstlich daran gedacht, ihn zu töten. Das Ganze nannten sie einen Spaß. Mühsam brach ohnmächtig zusammen und wurde in seine Zelle getragen.

Aber noch war sein Leiden nicht zu Ende. Am Abend des 9. Juli 1934 befahl man ihm, vor dem Kommandanten des Konzentrationslagers Oranienburg mit einem Strick in der Hand zu erscheinen. Des Schicksals gewiß, das ihn erwarten würde, verabschiedete sich Mühsam von seinen Freunden. Seine letzten Worte waren: „Ich werde nicht Selbstmord begehen!"

Am nächsten Morgen teilten die Nazis seinen Freunden mit, daß Mühsam sich erhängt habe. Doch die Wahrheit kam ans Licht. Der Arzt des Lagers, der später aus Deutschland floh, erzählte der amerikanischen Schriftstellerin Dorothy Thompson, was wirklich sich begeben hatte. Man hatte Mühsam zu Tod geprügelt und seinen Leichnam aufgehängt.

Tausende sterben heute in Deutschland so mutig, wie der Dichter Erich Mühsam gestorben ist.

Im Mittelalter soll es Tyrannen gegeben haben, die sich vor dem Mut des Gegners beugten und zuweilen ihm die Freiheit schenkten. Die Tyrannen des Mittelalters sind menschlich zu nennen im Vergleich zu dem Retter der Zivilisation, wie Hitler sich so gern nennt. Ja, er spricht von Freiheit, er spricht von Zivilisation, aber nicht auf seine Worte sollen wir achten, auf seine Taten müssen wir blicken.

Mit seiner Lehre von der Überlegenheit einer und der Unterlegenheit anderer Rassen vergiftet Hitler die Welt. Haß und Haß und Haß sind die Grundlagen des Faschismus. Darum wird Hitler niemals Frieden mit wirklichen Christen schließen. Tausende hält er in den Gefängnissen gefangen.

Ich habe in diesen Wochen ein Dokument gelesen, in dem ein Mann, der zehn Monate in einem Konzentrationslager eingesperrt war, seine Erfahrungen beschreibt. Darin erzählt er den Fall des siebzigjährigen Bibelstudenten Albert Einst, der gewagt hatte, ein Wort des Apostel Paulus zu zitieren. Der siebzigjährige Albert Einst wurde daraufhin zu fünfundzwanzig Hieben bestraft. Hier ist die Begründung: „25 Stockhiebe über Gesäß und Rücken, weil Einst in der Kartoffelküche Propaganda für seinen dämlichen Jehova gemacht hat."

Warum ist Hitler der Feind der Vernunft? Weil die Vernunft die Furcht überwindet, jene Furcht, mit der er das deutsche Volk in Schach hält. Furcht ist das psychologische Fundament der Diktatur. Der Diktator weiß, daß nur der Mensch, der die Furcht überwindet, jenseits seiner Macht lebt, sein einziger gefährlicher Feind ist. Denn wer die Furcht überwindet, hat den Tod überwunden.

Aber nicht weniger gefährlich für den Diktator ist das Unbehagen des Volkes, daß es den Mut zur freien Sprache verloren hat, der noch den Ärmsten auszeichnet. Gefährlich ist die Erkenntnis des Sklaven, daß er ein Sklave ist. Gefährlich im Herzen des Erniedrigten ist die kleine schwelende Flamme: der Wunsch nach Freiheit.

Viele Berichte, die wir aus Deutschland bekommen, sagen uns, daß dieser Wunsch lebendig ist in Tausenden von Herzen, daß der Tag kommen wird, an dem der Nachtmar, der heute auf Deutschland lastet, verschwunden sein wird.

Die Welt hat endlich begriffen, daß nicht nur Juden aus Deutschland vertrieben werden. Ein großer Teil der Schriftsteller und Musiker, Schauspieler und Regisseure, Komponisten und Dirigenten, Dichter und Maler, Architekten und Journalisten, sind Nichtjuden. Es sind Menschen, die den Verlust der Freiheit nicht ertragen wollten. Und glaube Sie mir, das Leben dieser Menschen ist nicht immer leicht. Sie kennen nur die wenigen, die berühmt sind, jene Männer und Frauen, die in fremden Ländern erfolgreich wirken. Aber Sie hören nicht von den hunderten talentierter Menschen, die nicht wissen, wo sie das Brot für den morgigen Tag finden, das sie brauchen, um zu leben und zu arbeiten.

Betrügen wir uns nicht. In allen Ländern Europas sind die Feinde der Freiheit am

Werk. Auch wir lieben die Stille des Arbeitszimmers und die geduldige, demütige Arbeit am Werk. Aber eine Zeit, die die Ideen der Menschheit verrät, zwingt uns, den Verrat zu brandmarken und zu kämpfen, wo immer die Freiheit bedroht ist.
Wir wissen nicht, wo morgen der Kampf beginnt. Da bleibt nur eines: Sei deiner Überzeugung treu! Hab Mut! Beweise es in jedem Werk, in jeder Tat.

ANNA SEGHERS

Wenn ein Kongreß wie der unsere schließt, wenn man die Fahnen einrollt, wenn der letzte Delegierte abgereist ist, dann möchte man wohl ein präzises Instrument haben, um die Wirkung eines solchen Kongresses abzumessen. Denn ein solcher Kongreß hat seine Berechtigung, wenn das, was wir seine Substanz nennen, sobald es die Kongreß-Atmosphäre verlassen hat, auf vielen Wegen und Umwegen in die Gehirne eindringt und sich in Aktionen umsetzt.
Diese Aktionen aber sind bei der Einheitlichkeit unsres Zieles außerordentlich verschieden. Ja, diese Verschiedenheit ist für die Arbeit der Schriftsteller so wichtig, daß man sie nie verschleifen darf. Die Verschiedenheit dieser Aktionen können Sie schon an den Gesichtern der Delegierten ablesen: bei den Deutschen und Italienern etwa geht es um den erbitterten Widerstand mit allen Mitteln der Illegalität, bei den Engländern und Franzosen um den ideologischen Kampf unter ganz andren gesellschaftlichen Voraussetzungen, bei den Spaniern und Chinesen um den physischen Einsatz, bei den Russen um die Sicherung und Verteidigung des bereits Erreichten.
Will man nicht im Abstrakten steckenbleiben, dann muß man sich sagen daß diesen verschiedenen Standorten ein ganz verschiedenes Bewußtsein, ganz verschiedene Aufgaben entsprechen.
An all diesen Aktionen nehmen wir teil als Schriftsteller. Die Folgen unserer Versammlung hängen von unserer Einsatzbereitschaft ab in all diesen eben erwähnten Phasen. Allerdings wissen wir nicht, wie hoch morgen der Einsatz von uns verlangt werden kann.

Ob der Schriftsteller überhaupt einen solchen Einsatz zu leisten hat, diese Frage ist von der Zeit selbst vom Fragebogen gestrichen worden. Sie ist längst überholt und unfruchtbar. Die Zeit, in der wir leben, hat aus dem scheinbar verwickelten und dunkeln Prozeß, der sich zwischen Gesellschaft und Kunstwerk abspielte, einen Kurzschluß gemacht. Soll dieser Kurzschluß nun aber bedeuten, daß der Schriftsteller bei Bekenntnissen stehenbleiben soll? Nein, nicht einmal und erst recht nicht auf Kongressen darf er bei Bekenntnissen und Gelöbnissen stehenbleiben, so aufrichtig oder großartig sie auch sein mögen. Gerade auf Kongressen ist die Gefahr am größten, bei Parolen stehenzubleiben, und die Notwendigkeit am größten, in das Wesentliche zu gehn. Aber auch unsre notwendigen Parolen müssen immer mehr sein als bloße Gegenerklärungen. Unsern Zusammenkünften muß mehr und mehr der Defensivcharakter genommen werden. Damit meine ich: nie hat man noch eine Jugend allein dadurch gewonnen, daß man *gegen* etwas war, sondern immer durch das, *wofür* man war. Alle Grundfragen heißen letzten Endes: Warum? und Wofür? und nie: Warum nicht? und Wogegen? Wir sind nicht anders durch das Vorsetzen der Silbe „anti", sondern, indem wir *von Grund auf anders* sind. Da, wo der Faschismus die totale Mobilmachung beginnt, näm-

lich in den Köpfen, müssen wir vor ihm da sein, mit der totalen Mobilmachung von Kräften ganz andrer Ordnung. Einer Jugend, die der Faschismus daran gewöhnt hat, vom „Gefährlichen Leben" zu träumen, müssen wir eine von Grund auf andre Konzeption des Lebens bieten: eine Wahrheit, die weit verführerischer ist als die Lüge, das Aufsichnehmen von Gefahren für die Wahrheit. Statt dem „Gefährlichen Leben", wie es von den Jünger und Dwinger besungen wurde, jenes andere, das gelebt wurde von Mühsam und Ossietzky.

Solche Konzeptionen aber verlangen von den Künstlern nicht nur guten Willen, sondern Kenntnisse. Man muß wissen, welche Vorgänge, welche Gedanken in den verschiedenen Kampf-Phasen anderer Sektionen eine Rolle spielen. Wir wissen zu wenig von einander, zu gering ist noch unsre Wißbegierde. Wir müssen durch die Geschlossenheit, durch das Aufeinander-Abgestimmtsein unsere Feinde übertreffen. Es genügt nicht, sich auf Parolen zu einigen, wir müssen uns einander bewußt machen.

Wenn die Idee eines Verlages zu kühn sein mag, in der sich die Assotiation durch die Werke ihrer Mitglieder als eine wahrhaft internationale, durch ihren Inhalt und ihre Qualität führende Organisation darstellt, so ist doch eine bescheidene Zeitschrift möglich, in der die wichtigsten Fragen aller Sektionen zum Ausdruck kommen. Arbeitsausschüsse müßten die jeweiligen Kongresse vorbereiten, indem sie sich mit den wichtigsten Fragen beschäftigen. Was uns heute die italienischen Freunde erzählt haben, läßt uns etwa einen Arbeitsausschuß wünschen, der sich hauptsächlich mit Ländern befaßt, in denen unsre Literatur illegal ist, und der den Erfahrungsaustausch vermittelt. Das sind nur ein paar Möglichkeiten, vielleicht nicht einmal die wichtigsten.

Ich glaube nicht, daß es unsre Harmonie stört, wenn ich einen leichten Zweifel äußere, ob wirklich die zwei oder drei einfachen wichtigsten Ideen bei uns so erschöpft wurden, wie es ein Vorredner andeutete — ich glaube eher: wir haben gerade erst unsre Thematik gefunden. Wir haben uns auf unsere wichtigsten Ideen geeinigt. Und jetzt muß man arbeiten.

Deshalb meine ich, muß unser nächster Kongreß beginnen, wenn man hier die Stühle aufeinanderstellt und diesen Kongreßraum schließt. Wo der nächste Kongreß stattfinden wird, das ist wohl eine Frage zweiten Ranges; aber das ist wichtig: daß er *mehr ist als ein Demonstrations-Kongreß*. Daß er unsre Gedankenwelt gibt, der Breite und der Tiefe nach, damit er auch wirke der Breite und der Tiefe nach, weit außerhalb unsres Kreises, in dem wir uns ja einig sind. Damit man horche auf diesen Kongreß, bis in die illegalen Länder hinein, damit seine Gedanken die Menschen erfassen. Ob das Jahr, in dem der nächste Kongreß stattfindet, stürmisch sein wird, das wissen wir noch nicht, wenn es auch ein wenig von uns mit abhängt — aber gerade wilde Jahre und unruhige Kongreß-Orte sind besonders geeignet für die Herausarbeitung des Wesentlichen.

DIE RÄUBERBANDE

oder

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich

Großes Schauerdrama mit zahlreichen Haupt- und Staatsaktionen in 17 Bildern

von

Hans Berliner

Anmerkung für den Leser: Der in » « gesetzte Text ist wörtlich aus den polnischen und deutschen Zeitungen „Kurjer Poznanski", „Goniec Warschawski", „Illustrirowanni Krakowski Kurjer" und „Berliner Tageblatt" der Monate Mai bis Juli 1938 zitiert. Die betreffenden sind hochoffiziöse Meinungsäußerungen der Hitlerregierung.

ERSTES BILD

Auf dem Rücken des deutschen Volkes stehen viele Bewaffnete in Stahlhelmen. In ihrer Mitte halten sich Hitler, Göring, Goebbels und der polnische Außenminister Oberst Beck an den Händen. Kindlich lachend tanzen sie Ringelreihen und singen dazu:

Laßt uns Seit an Seite streiten
zum Schutz der deutschen Minderheiten.
Auch die guten, lieben Polen
wolln wir aus dem Kerker holen.

Freiheit, die wir meinen,
bringen wir den Kleinen.
Henlein hin,
Henlein her —
gibt es keine Tschechen mehr.
Drum singt aus voller Kehle:
Ein Herz und eine Seele!
Ein Herz und eine Seele!

Die Bewaffneten stampfen mit ihren Nagelstiefeln. Das deutsche Volk stöhnt.

ZWEITES BILD

Auf dem Rücken des polnischen Volkes stehen viele Bewaffnete, die Konföderatka auf den Schädeln. In ihrer Mitte lagern Mojezekowski, Rydes-Symgli, Beck. Auf einem riesigen Schimmel sitzt Generalfeldmarschall Göring. Er schlägt eine goldene Leier und deklamiert:

Barbara saß nah am Abhang.
Fischers Fritz fing frische Frische.
Freche Tschechen mechteln jäh techtel!
Keuchend fleucht deutsch leuchtendes Täubchen.
Lodernden Zornes voll grollt Polen.
Kunst und Kultur zum Schutz, ruft rund:
Drauf! Auf! Rauh aushaun den Sauhauf!

Die Bewaffneten stampfen mit ihren Nagelstiefeln. Das polnische Volk stöhnt.

DRITTES BILD

Am Ufer der Themse steht der Knabe Chamberlain. Er bläst aus einer weißen Tonpfeife schillernde Seifenblasen, die größer und größer werden, die Bühne verdecken. Sie platzen und man sieht:

VIERTES BILD

Berlin. Ministerpräsident Göring sitzt an seinem gewaltigen Schreibtisch. Aus ärmlicher zinnerner Schüssel verspeist er sein tägliches Eintopfgericht. An der Tür stehen Polen; einer von ihnen hält eine Bittschrift vor sich; an seiner müden Stimme merkt man, daß er schon lange spricht.

ERSTER DELEGIERTER: »... polnischen Abiturienten ist die Wahl und der Zutritt zu deutschen Universitäten erschwert. Sie müssen gelbe Ausweiskarten haben, wie die Juden. Es sind Fälle vorgekommen, daß polnische Volkszugehörige wegen ihres offenen Bekenntnisses zum polnischen Volkstum beleidigt, überfallen, mißhandelt worden sind. Die Unterstellung der polnischen Bauern in Deutschland unter das Erbhofgesetz muß einen weiteren Beschwerdepunkt abgeben. Die der polnischen Erbsitte entgegenstehenden Vorschriften des Erbhofgesetzes unterbinden in erheblichem Maße die bisherige, seit Jahrhunderten währende, natürliche Entwicklung des polnischen Bauerntums...«

ZWEITER DELEGIERTER *(flüsternd)*: »... unglaubliche Verarmung dieser Bauern...«

DRITTER DELEGIERTER (*ebenso*): »... verbunden mit tiefster Verschuldung...«

VIERTER DELEGIERTER (*ebenso*): »... nicht einmal das Notwendige für ihren Lebensunterhalt erzeugen...«

Görings Zornesader schwillt. Er wirft das Eßgeschirr vom Schreibtisch und die Polen hinaus. Dann reißt er den Telefonhörer ans Ohr, läßt sich mit dem „Führer" verbinden.

GÖRING *(kreischt wütend)*: »Bund der Polen schickte eine dem Umfang nach voluminöse Denkschrift!« Saubande! »Scharfe Angriffe gegen die Minderheitenpolitik des Deutschen Reiches!« Die haben es nötig! Weil wir sie gegen die Tschechen brauchen, wollen sie uns erpressen...! Mit der Faust in die Schnauze!

FÜNFTES BILD

Warschau. Polnisches Innenministerium. Ein Sektionsrat des polnischen Innenministeriums geht lächelnd auf eine Gruppe von wohlgenährten Männern zu, die sich in Klubsesseln flegeln. Die Männer, durch ihre Hakenkreuzabzeichen auffallend, stehen nicht auf...

DER SEKTIONSRAT: Seine Exzellenz, der Herr Minister, ist mit Herrn Generalfeldmarschall Göring auf der Jagd. Er kann Sie leider nicht empfangen und hat daher mich beauftragt...

ERSTER HAKENKREUZLER: »Seit 1934 bis Ende März 1938 haben 1268 Mitglieder des Verbandes der deutschen Angestellten in Polen ihre Beschäftigung verloren.«

DER SEKTIONSRAT: Aber meine Herren, das ist Demagogie! Fünfundzwanzig deutsche Angestellte sind monatlich arbeitslos geworden. Was heißt das schon gegenüber der Zahl der arbeitslos gewordenen polnischen Angestellten?

ZWEITER HAKENKREUZLER (*als hätte er nicht gehört*): »Wir bemerken, daß die Angestelltenentlassungen nur einen Teil der Entlassungen deutschstämmiger Arbeitnehmer darstellen!«

DRITTER HAKENKREUZLER: »Nach wie vor werden deutsche Arbeiter ohne Grund und in Widerspruch zu der bestehenden Arbeiterschutzgesetzgebung aus den Betrieben verdrängt!«

ALLE (*brüllen durcheinander*): »Angesichts der immer bedrohlicher werdenden Lage des Deutschtums in Polen ... Mängel und Unzuträglichkeiten der polnischen Minderheitenpolitik ... trostlose Lage der deutschen Volksgruppen in Polen ...!«

Der polnische Sektionsrat wird verprügelt.

SECHSTES BILD

Die deutsch-polnische Grenze ist durch einen Stacheldrahtzaun gekennzeichnet, der die Bühne in zwei Hälften trennt. Links steht ein Pfahl mit der Aufschrift: Deutschland. Rechts steht ein Pfahl mit der Aufschrift: Polen Auf der deutschen Seite steht ein polnischer Lehrer mit seinen polnischen Schülern. Auf der polnischen Seite steht ein deutscher Lehrer mit seinen deutschen Schülern.

DER DEUTSCHE LEHRER (*schreit laut über die polnische Grenze*): »Mehr und mehr deutsche Kinder müssen in polnische Schulen gehen, und zwar nicht aus freien Stücken, sondern weil sie durch den Abbau deutscher Schulen dazu gezwungen werden. In Posen-Pomerellen gab es 1925 fünfhundertfünfzig deutsche Schulen, 1933 zweihundert deutsche Schulen, 1938 einhundertzweiundfünfzig deutsche Schulen. 338 deutsche Schulen wurden geschlossen. In Wolhynien haben die deutschen Kolonisten ihr eigenes Privatschulwesen aufgebaut. 1932 hatten sie achtzig Schulen, 1936 siebenundzwanzig Schulen, 1937 nur noch fünfundzwanzig Schulen. Nur fünfzig Prozent der deutschen Kinder sind in deutschen Schulen. 60 000 wolhynische Deutsche haben für ihre Kinder keine deutsche Schule!«

DER POLNISCHE LEHRER (*schreit laut über die deutsche Grenze*): »1½ Millionen Polen leben in Deutschland. Sie haben in Oberschlesien nur neun öffentliche Schulen mit 214 Schülern und neun private Schulen mit 85 Schülern. In den Regierungsbezirken Allenstein, Marienwerder, Schneidemühl, Köslin und Oppeln, wo es über 100 000 polnische Kinder gibt, haben sie nur eine öffentliche Schule mit 92 Schülern und 49 polnische Privatschulen mit 1345 Schülern. Alle übrigen polnischen Kinder werden gezwungen, in deutsche Schulen zu gehen!«

DER DEUTSCHE LEHRER: »Über der Wirklichkeit steht Ihnen der zahlenmäßige „Vergleich", der kein Vergleich ist, sondern eine bewußte Verschiebung der tatsächlichen Vergleichsgrößen.«

DER POLNISCHE LEHRER: Das ist kein Vergleich, wenn wir ihren Kindern 177 Schulen, Sie unseren Kindern aber nur 66 Schulen geben?

Polnische Grenzsoldaten stopfen dem deutschen, deutsche Grenzsoldaten dem polnischen Lehrer den Mund.

SIEBENTES BILD

Warschau. Polnisches Innenministerium. Ohne anzuklopfen, stürzt ein Sektionsrat ins Arbeitszimmer des Ministers. In der Hand schwenkt er die letzte Nummer der deutschen Nazizeitschrift „Ostland".

SEKTIONSRAT (*stottert bebend vor Wut*): Exzellenz! »In einem Artikel der Zeitschrift „Ostland" wird das polnische Kunsthandwerk als von Deutschen stammend erklärt.« Hören Sie: »Die Ausstellung einer Photographie des Veit Stoss-Altars in Krakau ist ein neuer Beweis für die polnische Neigung, sich mit fremden Federn zu schmücken.« Ich wage es kaum zu wiederholen, sie führen das Zitat eines polnischen Dichters an: »Polen, Du warst der Pfau und der Papagei unter den Völkern!«

DER MINISTER: Verbieten! Verbieten! »An alle Behörden die Aufforderung, den Kurs der Politik gegen die deutsche Volksgruppe nochmals erheblich zu verschärfen!«

(»Die betreffende Nummer der Zeitschrift „Ostland" wird in Polen verboten.«)

DER MINISTER: Der Kurs wird verschärft!

ACHTES BILD

Berlin. Reichskanzlei. Goebbels, Göring und der „Führer" sitzen gemütlich beim Kaffee.

GÖRING (*brüllt*): Schlagartiger Überfall! Bomben auf den Schädel! Jeden Widerstand ersticken!

GOEBBELS: Meine Vorbereitungen sind getroffen.

Er klingelt. Herein kommt ein junger Mann, wie ein Windhund aussehend, der er auch ist. Der junge Mann steht stramm, hebt steil den Arm und stellt sich vor.

DER JUNGE MANN: Dr. Gorczinski — von Pg. Himmler geschickt.

DER „FÜHRER": Mein Propagandaminister wird Ihnen Anweisungen geben.

GOEBBELS (*dem jungen Mann ein Kuvert übergebend*): Diesen Vortrag lernen Sie auswendig! Treten Sie als Schriftsteller auf, der polnische Eindrücke erzählt. Sprechen Sie arrogant, zynisch, herabsetzend, so daß Ihre Zuhörer den Eindruck bekommen, als ob ihre kulturellen Ansprüche besser befriedigt würden als die der Polen!

Der junge Mann hebt steil den Arm.

NEUNTES BILD

Ein Vortragssaal mit SA- und SS-Leuten gefüllt. Der junge Mann steht auf dem Podium. Er spricht arrogant, zynisch, herabsetzend.

DER JUNGE MANN: »... die polnischen Klassiker sind leider so teuer, daß in vielen Häusern ihre Werke überhaupt nicht anzutreffen sind. Außerdem muß man die Bücher nicht nur bezahlen, sondern auch lesen können. Es gibt nicht nur zu teure Bücher, sondern auch fünf bis sieben Millionen Analphabeten in Polen. Die Armut der polnischen Massen in Stadt und Land bringt es mit sich, daß der Lesehunger nur in den allerseltensten Fällen aus dem Besitz eigener Bücher befriedigt werden kann. Die völlige Desorganisation des Büchermarktes in Polen und der entsprechende Verfall des schriftstellerischen Niveaus ...«

Die SA- und SS-Leute johlen vor Vergnügen. Der junge Mann spricht weiter.

ZEHNTES BILD

Kattowitz. Ein Vortragssaal, mit polnischen Industriellen gefüllt. Der Syndikus des polnischen Industriellenverbandes steht auf dem Podium und beendet seine Rede.

DER SYNDIKUS: »Wir fordern kategorisch die Bekämpfung des wirtschaftlichen Einflusses des Polendeutschtums mit aller Konsequenz!«

Lauter Beifall der polnischen Industriellen.

ELFTES BILD

Warschau: Ein Versammlungsraum, mit ländlicher Jugend gefüllt.

DER VORSITZENDE: Unsere Resolution ist einstimmig angenommen: »Wir fordern Liquidierung des deutschen Elements in Polen!«

Brausender Beifall der polnischen ländlichen Jugend.

ZWÖLFTES BILD

Warschau. Wohnung des Korrespondenten der deutschen Zeitung „Berliner Tageblatt", an der Schreibmaschine sitzt die Sekretärin. Der Korrespondent läuft im Zimmer auf und ab. Er liest ein eben von seiner Redaktion aus Berlin empfangenes Telegramm.

DER KORRESPONDENT (*lesend*): Wenn Sie nicht sofort aufsehenerregende polnische Kulturschande melden, sind Sie entlassen. (*Er faßt sich an den Kopf und schreit*): Fräulein schreiben Sie! »Tragödie der Warschauer Oper« Stop. »Mehr als hundertjähriges Kunstinstitut. Die Oper am Ende« Stop. »Streikende Angestellte halten Bühne, Flure und Ausgänge besetzt« Stop. »Der zweite Streik in sechs Monaten, um den Staat, die Stadt, wohlhabende Bürger aus Teilnahmslosigkeit aufzurütteln. Stop. »480 streikende Angestellte in hoffnungsloser Lage. Nichts zu essen« Stop. »Stadt hat kein Geld« stop »Delegation an Ministerpräsident. Abgelehnt. Für Schulen nichts. Für Theater auch nichts . . .«

Die Sekretärin eilt mit dem Telegramm zur Post.

DREIZEHNTES BILD

Warschau. Polnisches Innenministerium. Der Pressereferent hat die Zeitungskorrespondenten befreundeter Länder eingeladen. Die deutschen fehlen.

DER REFERENT (*als Fromme Helene verkleidet*): »Während der Nachkriegszeit ist der Grundsatz der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines Landes, zumal in Minderheitenfragen, zugunsten direkter Aktionen abgeschwächt worden. Die Verwirklichung des Schlagworts „Deutschtum über Alles" erfordert die Gemeinschaft aller Deutschen, ohne Rücksicht auf staatliche Grenzen, und deren einheitliche Willensausrichtung auf die Befehle Berlins. Einer solchen Entwicklung der staatlichen Souveränität müssen wir uns widersetzen, zumal die Deutschen versuchen, auf diesem Wege die geschichtlich gewordene Ordnung zu stürzen und eine deutsche Hegemonie aufzurichten.«

Die Korrespondenten machen todernste Gesichter.

VIERZEHNTES BILD

Berlin. Deutsches Propagandaministerium. Der Pressereferent hat die Zeitungskorrespondenten befreundeter Länder eingeladen. Polnische Korrespondenten fehlen.

DER REFERENT (*als Fromme Helene verkleidet*): »Die Anschwärzung der Politik des deutschen Reiches ist so offensichtlich, daß sie schwerlich mit den deutsch-polnischen Abmachungen in Einklang stehen kann. Sind nicht die polnischen Behörden die Entdecker all jener zahllosen Möglichkeiten, fremdem Volkstum langsam aber sicher den Boden zu entreißen? Der Vorwurf gegen die deutsche Volksgruppe, daß sie ein willenloses Objekt der deutschen Politik sei, reiht sich ein in eine Kette von Angriffen, die gegen das Deutschtum während der letzten Wochen aus durchsichtigen Gründen geführt worden sind. Die Polen versuchen zu zeigen, wie „gut" die polnische Minderheitenpolitik und wie wenig zufriedenstellend die deutsche ist. Polen ist doch nationalistischer als Deutschland.«

Die Korrespondenten machen todernste Gesichter.

FÜNFZEHNTES BILD

P r a g. Hotelzimmer des englischen Einmischers in die tschechoslowakischen Staatsangelegenheiten. Eine polnische Delegation ist heimlich bei ihm erschienen und beschwört ihn.

EIN DELEGIERTER: »Jeder unparteiische Engländer oder Amerikaner muß sich unwillkürlich fragen, wie Berlin sich erkühnen kann, an eine territoriale Autonomie in der Tschechoslowakei zu denken, wenn es selbst die polnische Minderheit im Reich knebelt.«

Die Polen gehen. Runciman erzählt Henlein diese Neuigkeit.

SECHZEHNTES BILD

B e r l i n. Reichskanzlei. Henlein ist sofort nach Berlin gefahren und hat dem „Führer" diese Neuigkeit gemeldet. Der „Führer" reißt den Revolver aus der Tasche und schießt gegen die Decke. Dann bekommt er einen Tobsuchtsanfall.

DER „FÜHRER" (*schreit*): Ich kneble? Jawohl! Ich werde noch viel mehr knebeln! Parallelfall zwischen Tschechoslowakei und Polen? Sollen nur nicht mucken »denn sonst entsteht eine andere Art von „Parallelfall", den diese Art Polen bestimmt nicht heraufbeschwören will.«

Er schießt wieder gegen die Decke.

SIEBZEHNTES BILD

Auf dem Rücken des deutschen und polnischen Volkes stehen viele Bewaffnete. Vor ihnen die deutsche und polnische Regierung. Hitler dirigiert mit einem riesigen Schwert folgenden

SPRECHCHOR:

Wir sind die Hüter der Kultur.
Wird sind ein Herz und eine Seele bei der Befreiung
der deutschen und polnischen Minderheiten von den Tschechen.
Wir wollen die Tschechoslowakei aufteilen,
weil die Befreier der deutschen und polnischen Minderheiten
ausgerechnet w i r sind.
Unsere Geduld ist am Ende.

Alle Bewaffneten rasseln mit den Schwertern. Das deutsche und polnische Volk stöhnt.

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

England

Das Schicksal Europas wird noch immer auf dieser kleinen Insel, die England heißt, entschieden. Aber jetzt, im Sommer, ist nicht viel davon zu merken; Season und Session sind zu Ende, das heißt, die londoner „Gesellschaft" und das Parlament sind in die Ferien gegangen und haben die Stadt den Einheimischen, Fremden und Feriengästen überlassen, zu denen dann noch die zehntausend registrierter, aber in obige Kategorien nicht registrierbarer Emigranten gehören. Diese, von etwa einem halben Dutzend Komitees betreut, haben ja das ganze Jahr Ferien und sind froh, wenn man sie aus der Stadt ihres erzwungenen Müßiganges nicht gewaltsam entfernt.

Die Sommer-Ereignisse, soweit sie die deutsche Kultur in England betreffen, sind etwa folgende:

Die *Ausstellung Deutscher Maler des 20. Jahrhunderts* ist bereits zweimal verlängert worden; wir wissen nicht, ob wegen des großen Erfolges oder des ebenso großen Defizits. Moralisch war die Ausstellung in der Burligton-Gallerie unzweifelhaft ein Erfolg, wenn auch die Presse mehr höflich als begeistert war, daran war zum Teil die Wahl des Managers schuld, der sich im Laufe seiner Kunstbetätigung mit allen Kunstkritikern Londons verfeindete. Die Bilder der Paula Becker-Modersohn und der Käthe Kollwitz haben den größten Beifall gefunden; neben diesen beiden genialen Frauen wurden die Werke von Barlach, Corinth, Kokoschka, Marc, Nolde, Rohlfs stark umlagert; an den Bildern Beckmanns, Kandinskys, Klees, Pechsteins, Schmitt-Rottluffs, Schlemmers und Schwitters ging man höflich aber entschieden vorbei. Max Liebermann war schon früher hier bekannt und anerkannt; Wilhelm Lehmbrucks Plastiken fesselten stark, die anderen Bildhauer waren unzureichend vertreten.

Die Abende der *Buchhandlung Preiss* bringen immer ungefähr 100 bis 200 Interessenten zusammen; Bruno Frank las aus seinem „Cervantes", Dr. Franz Borkenau sprach über Spanien, Max Hermann-Neisse las eigene Gedichte, Egon Jacobsohn las James Jameson, Prof. Veit Valentin sprach über Bismarck. An die Vorträge schlossen sich Fragen und Diskussionen an, die großenteils gutes Niveau hatten.

Der *Deusche Klub* der Liberalen Synagoge in St. Johns Wood veranstaltete einige literarisch-politische Abende, die Ludwig Börne, Heinrich Heine, Jüdischer Musik, Karl Kraus, Carl von Ossietzky, Joseph Popper-Lynkeus, Kurt Tucholsky gewidmet waren.

Das *Deutsche Seminar* entsprach in diesem Jahre zum erstenmal dem Paritätsprinzip, indem es neben einem noch in Deutschland wirkenden Professor, Levin Schücking, der über die Droste sprach, auch einen emigrierten Gelehrten, Prof. Berendsohn, eingeladen hatte. Er sprach über nordische Literatur. In den Vorjahren hatte man nur Nazileuchten, die Herren Blunck, Grimm, Kolbenheyer dargeboten.

Die Zeitschrift *Germany To-day* ist eine ausgezeichnete Zwei-Penny-Monatsschrift, die hervorragendes Material in Kurzartikeln, Statistiken und Holzschnitten bringt. Ihre August-Nummer war Österreich gewidmet und fand in englischen wie Emigranten-Kreisen große Beachtung. Besonders die illegalen Berichte aus den deutschen Städten und Konzentrationslagern, eigentlich eine Tautologie, sind vorzüglich.

Die englische *Goethe-Gesellschaft* unter der Präsidentschaft des bekannten Historikers Prof. Gooch veranstaltete fünf Abende mit folgenden Themen: „Hebbels Problematik des Finsteren und seine Beziehungen zum skandinavischen Drama", „Gerhard Haupt-

mann und Goethe", „Goethe in der literarischen Bewegung des 20. Jahrhunderts", „Goethe als Kunstsammler", „Goethes dichterische Phantasie und Sprachgestaltung" — die beiden letzten Themen in deutsch. Die stets folgenden Diskussionen wurden in deutsch und englisch durchgeführt und von Prof. Willoughby, dem Leiter des deutschen Seminars und Herausgeber der stark angebräunten „German Life and Letters" sehr vorsichtig und mit akademischer Objektivität geleitet.

Die *Musik Deutschlands* wird von den vielen Zwangsemigrierten und Exportnazis, beider Zahl ist Legion, repräsentiert. Das Fest für Internationale Musik, das diesmal in London stattfand, brachte von deutschen Künstlern Hindemith, Koffler, Křenek, Rathaus, Ullmann. Ein Music-Festival der deutschen Kunstausstellung stopfte am ersten Abend Schönberg, Weber, Berg und Křenek mit Hindemith in ein Progamm, von dem man ein Werk von Hanns Eisler nachträglich abgesetzt hatte. Ebenso wurde der zweite Abend, mit Teilen der „Dreigroschenoper" überraschend abgesetzt. Dafür sang Paul Robeson in chinesisch, deutsch, englisch, hebräisch, jüdisch, spanisch, russisch — ein großer Genuß. Auch der dritte Abend wurde zensiert: Elisabeth Schumann sollte neben Bach, Mozart, Schubert, Brahms und Wolf auch Mahler und Křenek singen, im Konzert wurden dann nur die „Big Five" gebracht, alles dies leider ohne Angabe von Gründen. *Fritz Gross*

Palästina

Die äußerst katastrophale Wirtschaftslage, die immer mehr um sich greifende große Arbeitslosigkeit, die politischen Unruhen, der tagtäglich Araber und Juden zum Opfer fallen, hat auch in der deutschen Emigration empfindliche Breschen geschlagen und ihr Kulturleben bemerkenswert beeinträchtigt. Dennoch sind wieder einige wichtige kulturelle Ereignisse zu vermerken.

Am 20. Mai hielt Arnold Zweig, der in Haifa wohnt, in einer Kunstakademie zugunsten des republikanischen Spanien eine aufrüttelnde Solidaritätsrede.

Die Redaktion der deutschsprachigen „Neuesten Nachrichten" veranstaltete eine Vortragsreihe über „Ideen, die die Welt bewegen."

Der neue Regisseur des hebräischen Arbeitertheaters „Ohel", F. Wolf, brachte nach seiner erfolgreichen Debütinszenierung des „Wald" von Ostrowski nunmehr das antifaschistische Kampfstück „Das Gericht" von Elmer Rice * heraus, das sich inhaltlich an den Reichstagsbrandprozeß anlehnt.

Sammy Gronemann las in deutscher Sprache aus seiner Komödie „Jacob oder Christian?". Rund um eine Erbschaftsangelegenheit, an der Verwechslung eines jüdischen und „arischen" Kindes zeigt er den ganzen Unsinn der „Rassentheorie" mit Schärfe und Humor.

In der Kollektivausstellung palästinensischer Maler im Museum Tel-Aviv waren auch einige aus Deutschland emigrierte Künstler mit ihren Arbeiten vertreten; so Max Schmid, Sigard, Berger und Steinhardt. *Willi Verkauf*

Tschechoslowakei

Wie das gesamte politische und wirtschaftliche Leben im Sudetengebiet, steht auch das deutsche Kulturleben in der Tschechoslowakei weiterhin unter schärfstem Druck der — in ihren Mitteln durchaus nicht wählerischen — Henleinleute. Auf hundert verschiedene Arten versucht die SdP eine völlige Gleichschaltung aller deutschen Kulturorganisationen und Einrichtungen zu erreichen. Der Widerstand der demokratischen Kreise wird sehr erschwert, aber er wächst unzweifelhaft. Das Positive dabei ist, daß auch bisher laue und versöhnlerische demokratische Persönlichkeiten und Schichten zu entschiedener Haltung gedrängt werden.

So hat der durch Boykott und Drohung erzwungene Abgang des Theaterdirektors Zeisel in Mährisch-Ostrau zur Gründung einer demokratischen Theatergemeinde geführt. Zeisel übernimmt die Leitung des neuen demokratischen Theaters in Brünn und wird mit seinem Ensemble auch in Mährisch-Ostrau, Bratislava, Olmütz und anderen Städten spielen, wo die SdP den Betrieb der Bühnen entweder lahmgelegt hat oder völkische Theater aufzog.

---

* Vergl. Heft 9, Seite 138.

Zahlreiche Theater wurden von der SdP an den Rand des Bankrotts gebracht (in Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Gablonz) dafür wurden zwei Theaterunternehmungen mit größtem Tamtam als „völkische Kulturtaten erster Ordnung" aufgezogen. In Eger fanden die „Schillerfestspiele 1938" statt und in Bürgstein die „Karl-May-Festspiele" (May ist bekanntlich Adolfs Lieblingsklassiker). Die egerer Festspiele eröffnete Konrad Henlein persönlich. Der Regisseur, Herr Modes, inszenierte diesmal den Wallenstein als „Ausdruck des Willens zur Totalität". Wenn man bedenkt, daß derselbe Regisseur denselben Wallenstein 1934 als „Ausdruck mystischen Wollens" und 1930 als „Ausdruck sozialer, revolutionärer Sehnsucht" inszeniert hatte, so muß man der Wandlungsfähigkeit dieses Mannes alle Achtung zollen.

Der gleichgeschaltete „Kulturverband" erteilte seinen „Schrifttumspreis" dem Schriftsteller Lindenbaum-Zieditz, Verfasser einer sudetendeutschen Ballade und eines Werkes über ... Kaninchenzucht.

Professor Herbert Cysarz, im Nebenberuf Ordinarius für deutsche Literatur an der prager deutschen Universität, im Hauptberuf Produzent von literaturhistorischer Mystik hat ein Buch über „Die großen Themen der sudetendeutschen Schrifttumsgeschichte" geschrieben. Der Autor verbirgt seine Gedanken meisterhaft hinter einem Wust neudeutscher Ausdrücke wie „Blutkreis" und „Aufbruch". „Wende" und „Umbruch", „Friedhof des Werktums" und „zeitgültiges Schicksalszeugentum". Von den Tatsachen der sogenannten Schrifttumsgeschichte der Sudetendeutschen erfahren wir dagegen sehr wenig, teils weil die Blubotalente in den Sudeten womöglich noch schütterer gesät sind als im Reich, teils, weil Cysarz von Literaturgeschichte nicht gerade viel weiß. Er hält übrigens jetzt auf Grund seines hier erwähnten Buches Gastvorlesungen in Berlin.

Der von der Henleinpartei gegen den deutschen Sender der Tschechoslowakei eingeleitete Boykott bröckelt ab. Immer mehr Künstler stellen sich dem Sender zur Verfügung. Das Programm des Senders ist noch nicht danach angetan, die demokratischen Kreise voll zu befriedigen; es wird immer noch keine energische demokratische Radiopolitik getrieben; aber immerhin ist mit einer gewissen Propaganda gegen die Hetze der Reichssender ein Anfang gemacht worden. Auch kamen einige Vertreter der freien deutschen Literatur zu Wort. Die neugegründete demokratische Theatergemeinde in Brünn hatte mit ihren ersten Veranstaltungen einen überraschend großen Erfolg. Im Herbst wird ein regelmäßiger Theaterbetrieb (Schauspiel und Singspiel) aufgenommen werden.

In Bratislava ist man dem brünner Beispiel gefolgt. Es wurde eine „Deutsche Kulturgesellschaft" gegründet, die Vorträge und Veranstaltungen demokratischer Künstler organisieren und einen freien deutschen Theaterbetrieb ermöglichen wird.

Auf der Königshöhe bei Reichenberg wurde ein „Volkskulturtag" veranstaltet, an dem 20 000 Menschen teilnahmen. Es war eine gewaltige Kundgebung für freie deutsche Kultur in einem Gebiet, das Henlein bereits als gleichgeschaltet betrachtete. Im Rahmen dieser Veranstaltung wurde von Massenchören eine Kantate L. Fürnbergs und von Berufs - und Laienschauspielern ein Stück von Albin Stübs aufgeführt.*

Bei dem diesjährigen literarischen Wettbewerb der Mittelschüler erhielt der einzige Deutsche, der eine Arbeit eingereicht hatte, einen der Preise. Der Preisträger heißt Kurt Kreisler und stammt aus Brünn. Er bekam den Preis für eine deutsche Nachdichtung der Gedichte Jaroslav Seiferts auf den Tod Masaryks. In einer Einleitung zu seinen Übertragungen heißt es: *„Zweck und Ziel der vorliegenden Arbeit ist gegeben: sie soll ein Beitrag zur Erkenntnis der tschechoslowakischen Völker sein, die die einzig mögliche Unterlage für eine Annäherung darstellt."*

Auf dem großen „Kongreß des Volksliedes" in Bratislava wurden zwei Vorträge auch dem deutschen Volkslied in der Slowakei, in Mähren und Böhmen gewidmet. Die Vortragenden zu diesem Thema waren Professor Dr. Longin und Dr. Furch.

In der außerordentlich schönen Ausstellung des böhmischen Barocks sind deutsche

* Siehe S. 62 und. S. 65.

Künstler in reichem Maße vertreten. Im Rahmen dieser Ausstellung wurde auch die Buchkunst des böhmischen Barocks gezeigt. Der Katalog der Ausstellung mit einer guten Einführung in die Kunst des Barocks erschien nach der tschechischen auch in einer deutschen Ausgabe.

An die große Versammlung der englischen Schriftsteller, die unter der Losung „Die Literatur erklärt sich gegen den Faschismus" stattfand, richteten Mitglieder der tschechoslowakischen „Association zur Verteidigung der Kultur" eine Botschaft, die von Adolf Hoffmeister in London verlesen wurde. Von deutschen Schriftstellern aus der Tschechoslowakei hatten diese Kundgebung unterzeichnet: Rudolf Fuchs, Egon Erwin Kisch und F. C. Weiskopf. Die Botschaft schließt mit den Worten:

„Ihr wißt, daß unser Land topographisch durch den Ausdruck ‚Das Herz von Europa' bezeichnet wird. Wir sind uns dessen voll bewußt, daß wir durch die Verteidigung dieses Herzens für die Sicherheit und den Frieden ganz Europas kämpfen."

Im prager „Literarisch-künstlerischen Verein" las Paul Leppin, der Vorsitzende des SDS, aus seinen neuen Werken. Im Bert-Brecht-Club sprachen die Schriftsteller Theodor Draper (New York) und Pitcairn (London) über Probleme der Weltpolitik.

Im Rahmen der Veranstaltungen des Kulturausschusses der „Liga für Menschenrechte" fand ein Brecht-Abend (Ernst Bloch — Wieland Herzfelde) statt.

Der Professor für Germanistik an der brünner tschechischen Universität, Stanislav Sahánek, hat eine umfangreiche Arbeit über das „Literarische Biedermeier im deutschen Schrifttum" veröffentlicht. Sahánek versteht unter deutschem literarischem Biedermeier die Zeit von 1820-1858 und nennt als die Hauptvertreter dieser angeblichen literarischen Epoche Möricke, Grillparzer und Adalbert Stifter. Er gesteht selbst, daß er mit bestimmten Erscheinungen der Epoche, zum Beispiel mit Hebbel oder den Dichtern des Jungen Deutschland „nicht fertiggeworden" ist.

Im Wächterverlag, Teplitz-Schönau erschien ein Sammelband von Studien über Adalbert Stifter. Der Verlag A. Werner, Prag, hat Fritzi Marks Roman „Die verkaufte Karriere" herausgebracht. Der Verlag Kittl in Mährisch-Ostrau kündigt einen Sammelband von Übersetzungen tschechischer Lyrik an. Im Verlag Neumann & Co., Prag, erschien ein etwas seltsames Drama „Die große Revolution" von W. V. Haas. Der Autor läßt der dichterischen Freiheit die Zügel sehr schießen. In seinem Drama aus der französischen Revolution wird Robespierre erschossen, Saint Just fällt im Kampf und so geht es weiter.

Von deutschen Werken erschienen tschechisch: Johannes von Saaz; „Der Ackermann aus Böhmen"; Friedrich Torbergs Roman „Der Schüler Gerber hat absolviert" und die „Judenbuche" von Anette von Droste-Hülshoff.

Ein neues Theaterstück von Max Brod wurde vom tschechischen Theater in Prag-Weinberge zur Uraufführung angenommen. *K. K. R.*

Frankreich

„Das Beil ist gefallen" war der Titel einer machtvollen Protestkundgebung, zu der das französische Thälmann-Komitee und das Frauenweltkomitee anläßlich der Hinrichtung Liselotte Herrmanns durch die faschistischen Henker aufgerufen hatten. Zahlreiche französische Frauen erklärten in dieser Kundgebung, das vierjährige Kind der Ermordeten adoptieren zu wollen. Es wurde ein Ausschuß gebildet, der das Kind aus den Händen der Henker seiner Mutter befreien und für seine Erziehung sorgen soll.

Im Rahmen des Frauenweltkomitees wurde eine „Deutsche und Österreichische Sektion" gebildet. Sie wird Material über die Lage der Frau im Dritten Reich und in Österreich sammeln und durch Arbeitsvermittlung, Krankenbetreuung und Erholungsvermittlung die sozialen Probleme der Emigration zu lösen suchen, ferner durch Kinderbetreuung und Elternberatung pädagogische Fragen in Angriff nehmen.

Anläßlich der Weltaktionskonferenz für den Frieden, die am 23. und 24. Juli in Paris tagte, bildete sich ein „Initiativkomitee Deutscher Friedensfreunde", das

sich die Aufgabe gestellt hat, alle deutschen Friedensfreunde innerhalb der Weltfriedensbewegung (RUP), der Veranstalterin des pariser Kongresses, zusammenzufassen. Das Komitee konnte bereits der Konferenz eine „Denkschrift über Hitlers Kriegspolitik und den Friedenswillen des deutschen Volkes" vorlegen, die starke Beachtung fand. Zu der deutschen und französischen Ausgabe der Denkschrift ist inzwischen auch eine englische hinzugekommen. Ferner richteten achtzig namhafte Persönlichkeiten der internationalen Friedensbewegung aus fünfzehn Ländern auf Anregung des Initiativkomitees einen Appell an das deutsche Volk, sich nicht in einen Krieg gegen die Tschechoslowakei hetzen zu lassen. An der Weltaktionskonferenz selbst nahmen führende deutsche Persönlichkeiten der Politik, der Literatur und der Kunst innerhalb der Delegationen verschiedener internationaler Organisationen teil. Unter anderem hatte auch der „Deutsche Freiheitssender" einen Vertreter zu dem Kongreß entsandt.

Das Internationale Koordinationskomitee für Spanienhilfe veröffentlichte einen Bericht über die Hilfstätigkeit der verschiedenen nationalen Organisationen für Spanien. Danach hat die deutsche Emigration bisher Geld und Waren im Werte von fast 150 000 Francs aufgebracht, um ihrer Verbundenheit mit dem Freiheitskampfe des spanischen Volkes Ausdruck zu geben.

Die Freie Deutsche Hochschule brachte die „Zeitschrift für Freie Deutsche Forschung" heraus, die sechsmal im Jahre erscheinen soll. Zweck der Zeitschrift ist es, die durch das Dritte Reich zerstörten großen Traditionen deutscher Wissenschaft weiterzuentwickeln und *„allen deutschen und deutsprachigen Wissenschaftlern, die im Geiste einer freien Forschung arbeiten, die Möglichkeit zu geben, über die Ergebnisse ihrer Arbeit in deutscher Sprache zu berichten"*. Alle Zweige der Wissenschaft werden in der Zeitschrift gepflegt. Das erste Heft wird mit einem Beitrag von Albert Einstein eröffnet. Neben den übrigen Abhandlungen enthält das Heft wissenschaftliche Glossen, Nachrufe, Literaturberichte, Hinweise auf das Kulturerbe, Chroniken, Buchbesprechungen und Mitteilungen der Freien Deutschen Hochschule.

Im Rahmen der Freundeskreise der Deutschen Volksfront wurde eine Rundfunkarbeitsgemeinschaft gebildet, die die Aufgabe hat, die deutsche faschistische Rundfunkpropaganda systematisch zu studieren und Material für eine wirksame antifaschistische Gegenpropaganda auszuarbeiten.

Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" beendete sein fünftes Arbeitsjahr in der Emigration mit einer Reihe erfolgreicher Veranstaltungen. Gemeinsam mit der Freien Deutschen Jugend und in Zusammenarbeit mit der Seine-Föderation der „Jeunesses Laiques et Républicaines" veranstaltete er eine große deutsch-französische Goethe-Kundgebung, deren Hauptredner Ludwig Marcuse und der Germanist der pariser Universität, Professor Edmond Vermeil, waren. Ludwig Hardt gab zwei Vortragsabende, an deren einem er klassische deutsche Dichtungen, an deren zweitem er aus den Werken Heinrich Heines rezitierte. Für den durch einen tragischen Unfall getöteten deutschungarischen Schriftsteller Ödön von Horvath fand eine Gedächtnisfeier statt, bei der sich Rudolf Leonhard, der französische Übersetzer Horvaths Armand Pierhal, Manfred Georg, Hubertus Prinz zu Löwenstein und Paul Friedländer zu gemeinsamem Bekenntnis zusammenfanden und aus den Werken des Dichters vorgelesen wurde. In einer Mitgliederversammlung wurden „Die Lage und Aussichten des deutschen Schriftstellers nach fünf Jahren Emigration" und die weiteren Aufgaben des SDS erörtert. Der Herausgeber der „Neuen Weltbühne", Hermann Budzislawski, sprach über „Kultur in Mitteleuropa", wobei er besonders auf den Kampf gegen Hitlers Expansionspolitik in der Tschechoslowakei und in Südosteuropa einging. Willi Bredel sprach und las sehr eindrucksvoll von seinen Erlebnissen in Spanien. Schließlich trug Alfred Wolfenstein aus eigenen

Werken vor. Dies war die letzte öffentliche Veranstaltung des SDS vor dem Herbst. In der Ferienzeit ist aber der Schutzverband nichts weniger als müßig, sondern er bereitet anläßlich seines dreißigjährigen Bestehens, davon fünfundzwanzig Jahre in Berlin, eine große Manifestation für die freie deutsche Kultur vor. Aus diesem Anlaß ist eine deutsch-französische Kundgebung unter dem Protektorat der „Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur" vorgesehen, ferner ein umfangreiches Sonderheft des „Schriftstellers" mit Beiträgen der deutschen und nichtdeutschen, der wahren deutschen Kultur verbundenen Schriftsteller, die feierliche Verteilung des diesjährigen Heinrich Heine-Preises des SDS, eine Diskussion der deutschen und ausländischen Schriftsteller über das Thema „Der geschichtliche Stoff als Waffe im Kampf um die deutsche Freiheit", schließlich unter dem Protektorat des SDS eine Ausstellung „Freie Deutsche Kunst", die vom „Freien Künstlerbund" organisiert wird, sowie theatralische Darbietungen.

W. F.

RESOLUTION

der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung zur Verteidigung der Kultur

Die am 25. Juli 1938 in Paris zu einer außerordentlichen Tagung zusammengekommenen Schriftsteller billigen die Tätigkeit des Internationalen Sekretariats und verpflichten sich, im Interesse des Weltfriedens folgendes durchzuführen:

1. Die Verbindungen zwischen den Völkern zu festigen, um die kulturellen Beziehungen zwischen den Nationen zu stärken;
2. Ganz besonders für die Kultur jener Völker zu werben, die zum Opfer einer Aggression geworden oder von einer Aggression bedroht sind. (China, Spanien, Tschechoslowakei);
3. Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern der spanischen Republik durch monatlich erfolgende Sendungen von Paketen mit Lebensmitteln, Tabak, Papier, Notenpapier, Farben etc. individuelle Hilfe zu erweisen;
4. Die Aufnahme von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern zu organisieren, die der Faschismus oder die ausländische Intervention aus ihrer Heimat vertrieben hat.
5. Das Bewußtsein breitester Massen für die vom Faschismus aus dem eigenen Land verdrängten, unvergänglichen Werte der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft aller Zeiten zu wecken;
6. Ein Buch zum Besten der Überschwemmungsopfer in China zu veröffentlichen, sowie ein anderes Buch, das den Kindern Spaniens zugute kommen und in allen Ländern erscheinen soll, deren Gesetze noch keine vollständige Vereisung des menschlichen Herzens befehlen.

Die Konferenz schlägt im Prinzip als Tagungsort für den dritten Internationalen Kongreß unserer Vereinigung im Jahre 1939 Mexiko und New York vor und beauftragt das Internationale Sekretariat, diesen Vorschlag bestmöglichst zu verwirklichen.

Einstimmig angenommen.

DAS THEATER DES DRITTEN REICHS

Gekämpft wird in Binnendeutschland, meine Lieben, gerungen wird, was heißt hier ringen, geboxt wird, daß es selbst Schmeling übel wurde. Das geht auch über die Körperkräfte eines alten Boxmeisters.

Das „Innere Reich" hält also eine Umschau, wie es jetzt um „sein" Theater steht. Traurig, muß es sagen. Das hat seine Gründe. Aber das Innere und das Dritte Reich sind unschuldig:

„An der Erziehung des deutschen Menschen wird unablässig gearbeitet."

Die unablässige Erziehung über alle Regeln der Prügelpädagogik hinaus hat noch keine Resultate gegeben. Klar:

„Vier Jahre aber genügen nicht, um Millionen Volksgenossen innerlich bereit und aufnahmefähig zu machen für eine Form des künstlerischen Erlebnisses."

Sie genügten nicht einmal, dem umschauenden Erzieher, einem Herrn Fischer, Elementarkenntnisse der deutschen Sprache beizubringen. Er ist genügsam genug, noch immer „genügen" mit „um zu" zu verbinden, also die Ergänzung mit dem Zweck

zu verwechseln. Wie sollen da die Millionen Volksgenossen innerlich bereit für die Form werden?
Diese Form,

„die auf der neugeschaffenen Tafel der völkischen, sittlichen und künstlerischen Werte obenangestellt wurde."

Da steht sie nun, die völkische Tafel, aber bisher ist noch kein Kreidestrich darauf geglückt. Die Schüler Volksgenossen haben die „völkischen Werte" noch nicht verdaut:

„Die neugeschaffene Rangordnung der Werte kann noch nicht von allen, denen sie zugedacht ist und zum Segen werden soll, begriffen und in den Bereich ihrer Erlebnismöglichkeiten einbezogen worden sein."

Einbezogen worden sein. So eine Rangordnung! Wie kann sie nach vier Jahren schon einbezogen worden worden sein. Dabei steht die Tafel obenan, und der Segen kommt von oben. Der kritische Denker untersucht daher logisch, warum der die das deutsche Mensch die Erlebnismöglichkeiten nicht schlucken will. Ihnen ist der „Einzug in das neue Reich des Geistes" noch immer versperrt. Die Erzieher stoßen sogar auf „unüberwindliche Hindernisse'. Daran haben außer den Juden und den Radfahrern schuld:

„die jahrzehntelange Gewöhnung, ständige Umgebung, Erziehung und Herkunft".

Die führenden heidnischen Götter scheinen sich in dem neuen Reich zu langweilen. Die huldigenden Massen fehlen. Auch der Tempelbau geht langsam,

„nur ganz wenige Stätten künstlerischer Bildung und Erbauung bewahren die neu entfachte heilige Flamme."

Ja, jung Feuer will gepflegt werden. Vielleicht wäre die Schaffung einer inneren Flammenwehr angebracht, wenn die Puste der Führer nicht mehr ausreicht. Merkwürdig. Sonst klappt es immer mit dem Brennen im Dritten Reich! Dabei teilt der Fischer mit, was alles verschwunden ist:

„restlos die jüdischen Theaterleute, der zweideutige Schwank und die Überfremdung des deutschen Theaters mit französischen und englischen Unterhaltungsstükken minderen Wertes."

Alles weg. Was aber ist geblieben?

„Geblieben ist aber die Vorliebe für das leichte Unterhaltungstück, für das nicht immer gehaltvolle und völkisch hochwertige Volksstück, für das bürgerliche Rührstück, für die Operette mit ihren Klischeefiguren."

Und dazu hat der Herr Hitler Deutschland in seinen Grundfesten erneuert und die Volksgenossen verdroschen. Noch schlimmer. Die deutschen Menschen fürchten sich vor der heiligen Flamme, aber ohne Theater geht es nun einmal nicht in einem anständigen Reich. Nun kommt das Allerschrecklichste:

„Daher mußten nahezu alle Theatertypen beibehalten werden, die bei irgendwelchen Publikumsschichten in früherer Zeit Anklang gefunden haben."

Mußten. So rücksichtsvoll ist man gegen irgendwelche Publikumsschichten der früheren Zeit vor einigen Jahren. Das Dritte Reich hat also das jüdisch-französisch-englische Theater für die Besitzer des völkischen Geists enteignet, es beibehalten und macht typische Theatergeschäfte. Nur hat es das nicht immer gehaltvolle aber völkisch hochwertige Volksstück eingeführt. Das muß man oben auf der neuen Tafel ankreiden.
Diese deutschen Menschen. Die führenden völkischen sind fast desillusioniert. Die Volksgenossen fordern Illusionen. Das Dritte Reich kann sie ihnen beim besten Willen nicht verschaffen. Darüber macht es sich keine Illusionen. Die gab es vielleicht noch in jener sagenhaften früheren Zeit, vor einigen Jahren. Dadurch entsteht ein großes Problem. Wie verbindet man

„diesen Hang zur Illusion mit dem Willen zu einem kultischen Theater?"

Darunter versteht man den neu entfachten, aber offenbar verstopften Herd der heiligen Flamme. Dafür bringen die deutschen Volksgenossen trotz tierischer Behandlung noch immer nicht den nötigen tierischen Ernst auf. Was sind Illusionen? So etwas „entspricht dem naiven Bedürfnis des Durchschnittsmenschen", meint Herr Fischer. Traurig aber beherrscht stellt er fest, daß es Durchschnittsmenschen immer und überall geben wird. Er spricht ihnen sogar im Namen des Dritten Reichs ein Recht zu, das Recht auf Illusionen im-

Theater. Er begründet das Recht. Diese Durchschnittsmenschen

„sind für den Weiterbestand und die Entwicklung der völkischen Gemeinschaft notwendig".

Schließlich muß es doch Menschen geben, die sich erschießen lassen und die Stiefel putzen. Da muß man eben vorläufig mit dem kultischen Theater noch etwas warten.
Das hat es überhaupt in sich. Zur Verwirklichung gehört

„der schöpferische, gläubige, völkisch gebundene und geistig mündige Mensch, und zwar als Dichter, als Theaterleiter, als Dramaturg und Spielleiter und als Darsteller."

Fünf Jahre Kampf um das deutsche Theater haben noch nicht genügt, ihn zu schaffen, diesen kultischen Menschen mit völkischer Gebundenheit und geistiger Mündigkeit. Gesetzt den Fall, daß er geschaffen worden wäre, was würde es nützen? So würdevoll auch diese Konjunktive klingen — nichts. Denn dazu müßte noch geschaffen worden sein die

„erst im Werden begriffene Erlebnisgemeinschaft im Zuschauerraum oder Amphitheater".

Sie dürfte durch das völkisch hochwertige Volksstück im Werden begriffen sein. Im Zuschauerraum oder Amphitheater. Das ist zwar wieder falsches Deutsch, aber wir wollen nicht kleinlich sein. Bei dieser Aussicht auf das Amphitheater.
Wenn es nun mit dem kultischen Theater vorläufig Essig ist, kann sich vielleicht an dem Öl des „dichterischen Phantasiespiels" das heilige Flämmchen entzünden? Eine tolle Angelegenheit, dieses dichterische Phantasiespiel. Nehmt alle Kraft zusammen:

„Das dichterische Phantasiespiel, in dem zeitlose Gesetzmäßigkeiten der Menschenwelt als Willensausdruck der ewigen Mächte symbolhafte Bedeutung erringen und die Farbe des Lebens erhalten, durch eine Kostümierung der Leiber und der Seelen, mit deren Hilfe der Spieltrieb des Dichterschöpfers das Geheimnisvolle und Ewig-Rätselhafte in die warme Sphäre eines unserer Daseinswirklichkeit scheinbar ganz nahegerückten Zauberlands führt."

Das klingt verflucht nach Illusion. Man kommt hier den Durchschnittsmenschen aber entgegen, indem die Schauspieler auch ihre Seelen zu kostümieren haben. Das macht das Geheimnisvolle sozusagen daseinswirklicher. Die warme Sphäre tut dazu das ihrige. Wenn dann noch der Dichterschöpfer mit dem Spieltrieb hilft, dann wäre es ja gelacht, wenn der Willensausdruck der ewigen Mächte der Völkischen nur gerade symbolhafte Bedeutung erringen oder erboxen sollte.
Dieses Zauberland rückt aber nur scheinbar nahe. Die Durchschnittsmenschen haben selber Schuld. Man kann nichts von ihnen erwarten. Man darf es nicht:

„Man darf nicht erwarten, daß eine Zuhörerschaft, deren ganzes Leben durch die Erschütterungen ihrer realen Umwelt bestimmt wird, ohne weiteres dieser Verwandlung folgen oder gar an ihr lebendig Anteil haben, also selbst mit verwandelt werden könne."

Das ist nicht etwas für sie, diese Durchschnittsmenschen. Die Seelenwandlung erfolgt nur im Zuschauerraum der „Führer". Die Volksgenossen sind durch das reale Leben zu sehr erschüttert. Ihnen genügt ihr lebendiger Anteil daran. Ganz ohne ewige Mächte. Pessimistisch stellt Herr Fischer fest:

„es ist nicht möglich, auf das Wirklichkeitstheater zu verzichten".

Es hat auch seine guten Seiten. Eine Kluft tut sich auf zwischen den inneren und den äußeren „Führern".
Die inneren schaffen sich, die äußeren den andern Illusionen, diesen notwendigen Durchschnittsmenschen. Der Doktor Goebbels zum Beispiel glaubt es damit zu schaffen:

„Nicht umsonst pflegt die Organisation ‚Kraft durch Freude' die leichte Muse in jeder Form."

Sie sitzt also noch nicht im KZ. Hoffentlich bekommt ihr die Pflege durch Herrn Goebbels. Auch ein Gläubiger muß etwas zum Schäkern haben. Sonst macht der ganze Ernst keinen Spaß mehr. Namentlich, da der Doktor Goebbels die leichte Muse in jeder Form umsonst hat:

„Nicht umsonst hat Doktor Goebbels mehr als einmal den deutschen Rundfunk ange-

wiesen, dem schwer arbeitenden Menschen möglichst viel heitere Entspannung zu bringen. Sich selbst und den Nachbarn in Ernst und Scherz wiederzuerkennen, tut wohl."

Ein heiterer Volksgenosse, der Nachbar Goebbels.
Aber im Ernst und Scherz. So sehr schlimm ist die Sache nicht mit dem nicht zu entflammenden kultischen Theater. Das machen die höchsten „Führer" persönlich und ohne jede Apparate:

„*Die deutsche Gegenwart ist so gesättigt mit großem Geschehen, mit schöpferischen Leistungen auf dem Wege zur Gestaltwerdung unseres Volkes, und es ist kein Zufall, daß der Widerklang dieses Geschehens, vor allem, wenn die Führerpersönlichkeiten des neuen Reichs programmatisch oder rückblickend dazu Stellung nehmen, an Stärke und Nachhaltigkeit bis ins letzte Siedlerhaus Australiens oder Südamerikas hinein die Wirkung selbst des größten Kunstwerks übertrifft.*"

Gewiß sind die „schöpferischen" Leistungen der Spionage auf der ganzen Erde kein Zufall. Gewiß ist es ein großes Geschehen der deutschen Gegenwart, daß sich die „Führerpersönlichkeiten" programmatisch am Rundfunk beteiligen. Gewiß beweist das letzte Siedlerhaus, daß Australien und Südamerika zum „deutschen Raum" gehören. Der reicht bis in die kleinste Hütte, in die sich ein deutscher Volksgenosse gerettet hat:

„*Die T a t sagt dem werkenden Volksgenossen mehr, als das S i n n b i l d d e r T a t.*"

Diese Erkenntnis rechtfertigt die leichte Muse:

„*Deshalb soll man sich nicht scheuen, neben die Erziehung zum Idee- und Phantasieerlebnis die Pflege einer auf gesunde Lebensbejahung gegründeten Wirklichkeitskunst zu setzen.*"

Da kommt das kultische Theater schwer mit. Vielleicht findet es später einmal in Australien ein verschwiegenes Plätzchen. Vielleicht läßt sich da ein kleines Feuerchen anmachen. Für die ewigen Mächte. Und für die zeitlosen Gesetzmäßigkeiten der Menschenwelt. Mit dem Theater hat es nämlich einen Haken ohne Kreuz.

Denn der Herr Fischer hat sich plötzlich ganz ausgeschleimt und schreibt plötzlich ohne Kostümierung:

„*Dichter kann man nicht aus der Erde stampfen. Große schöpferische Leistungen lassen sich nicht kommandieren... Wir müssen unsere Spielpläne ergänzen durch handfeste Volksstücke und Lustspiele aus der dritten Sphäre (der Illusion).*"

Zum Schluß hat er wieder Angst bekommen und rückt in die dritte Sphäre aus. Immer mit die Ruhe:

„*Daneben und darüber hinaus wird die Zeit dem echten Dichter schon Aufgaben stellen, die ihn schließlich locken werden.*"

Die leichte Muse und der Doktor Goebbels haben das noch nicht fertiggebracht. Trotz unblässiger Erziehung. Trotzdem die Aufgaben schon oben auf der Tafel der völkischen Werte stehen.

Diese Zeit ist auch noch nicht für die Kostümierung der Seelen bei den Schauspielern gekommen:

„*Der Schauspieler muß wieder einigermaßen bodenständig gemacht werden durch Ensemblebildung und gründliche Studioarbeit.*"

Da stimmt etwas nicht. Wegen der Bodenständigkeit hat man doch das ganze Deutschland in seinen Grundfesten erneuert. Wahrscheinlich sind die Schauspieler dabei durchgegangen. Sie sind überhaupt nicht für das kultische Theater zu gebrauchen:

„*Die meisten am heutigen Theater tätigen Künstler werden über die illusionistische Darstellungsweise nie hinauskommen. Hier muß jahrelang gearbeitet werden, um das Theater und damit auch das Publikum an die neue Aufgabe heranzuführen.*"

„Jahrelang" ist nur symbolisch gemeint. Vorläufig kann man noch gar nicht damit anfangen. Die Erneuerung des Theaters kann erst in einer Epoche geschehen,

„*in einer Epoche, in der der deutsche Mensch zurückgefunden hat zu den völkischen Grundlagen seines Wesens.*"

Von diesen Grundlagen und mit ihnen wird der Deutsche weniger Wesens machen und ganz anders, als es sich die leichte Illusion des innern Reichs vorstellt.

Herwarth Walden

STOSSEUFZER DER IMPOTENZ

Der sattsam bekannte Goebbels, seines Zeichens bis auf weiteres Propagandaminister von Hitlers Gnaden, hat es viel schwerer, als ein gewöhnlicher SA-Mann es sich vorstellt. Kunst soll er verzapfen. Aus einem Faß, das zwar einen Spund, aber keinen Inhalt hat. Und wenn man zapft und zapft, und es kommt nichts heraus als schlechte Luft, muß man verzweifelt „Hokus-Pokus-Fidibus" machen und mit den tollsten Eiertänzen die Quadratur des Kreises beweisen. Die Kritik im eigenen Land ist zwar im wesentlichen abgewürgt. Die Gefahr, daß ein pp. Publikum in der eignen Zeitung den Schwindel entlarvt sieht, ist so ziemlich gebannt. Aber das Ausland! Was für eine Menge von Zeitungen gibt es da, die gleich losschreien, wenn man seinen Schund als reelle Ware anbietet. Ja, auf Gautagen der NSDAP, da kann man aufatmen. Da braucht man nur die Schnauze aufzureißen, und die strammstehenden SA- und SS-Horden lohnen einem den Exhibitionismus noch mit johlendem Beifall. Da kann man einen „Wirtin-Vers" mit „Über allen Gipfeln ist Ruh" gleichstellen. Die Leute haben das nicht zu unterscheiden. Und gleichzeitig kann man es dem unbequemen Ausland geben, daß die Schwarte kracht.

Da darf der obgenannte Goebbels auf dem Gautag der NSDAP in Dessau am 31. Mai 1938 seinem Affen Zucker geben:

„Bei uns wird geführt und gehorcht! Und wenn sich mißliebige Ausländer darüber beschweren, daß es bei uns keine Kritik mehr gäbe, so antworten wir: es gibt Kritik! Aber nicht der Untergeordnete kritisiert den Vorgesetzten, sondern der Vorgesetzte den Untergeordneten!"

Musketier Gotthold Ephraim Lessing, marsch-marsch — dreimal um den Exerzierplatz! Und wo steckt denn der Kerr, der Lümmel? Warum hat er den Kasernenhof noch nicht mit der Zahnbürste geschrubbt? Man sieht ordentlich die verhaßten „Geistigen", die „Intellektbestien", wie ihnen das Wasser im Arsch kocht. Mal Kunst machen! Nach Zählen! Eins — zwei! Ruck — zuck! Da soll mal einer kommen und sagen, daß der Schirach kein Heine-Ersatz sei.

Ja, Goebbels, wenn die Medaille keine Kehrseite hätte, — wie einfach wäre das Regieren. Wenn nämlich der Herr Propagandaminister vor einem Forum von Kunstspezialisten zwar nicht Antwort, aber doch Rede stehen muß, vor Leuten, die die ganze Misere des Hitlerdeutschen Kunstverfalls täglich am eigenen Leibe spüren, da muß er leise weinend um ein kleines bißchen Kunst betteln, muß er einen Zipfel vom Schleier der Wahrheit lüften, denn die Spezialisten können ja kontrollieren, ob es stimmt, was er behauptet. Vor Köchen zu prahlen, daß man aus alten Schuhsohlen Filetbeefsteaks braten könne, ist sehr gewagt; man kann sich um die Reputation bringen.

Da darf es niemanden wundern, wenn der Goebbels sich auf einer sogenannten Reichstheaterwoche im frisch vergewaltigten Wien am 14. Juni an die versammelten Theaterdirektoren und Intendanten mit einer Rede wendet, in der er nicht nur das Maul nicht voll nimmt, sondern auf den letzten Löchern seiner Kunstflöte pfeift. Zuerst wendet er sich mal gegen den

„törichten Vorwurf einiger Emigranten, geflissentlicher Gegner des nationalsozialistischen Deutschland, die bis vor kurzem von Wien her in der Welt die Meinung zu verbreiten suchten, es gebe im Reich kein Theater mehr, weil es auch keine geistige Freiheit mehr gebe."

Diese Emigranten! Es gehört wohl zum „geflissentlichen", zu behaupten, wegen des bißchen Fehlens geistiger Freiheit gäbe es keine Theater mehr im Dritten Reich. Stimmt ja gar nicht. . . man braucht nur das 2. Juniheft des „Führerorgans" der NS-Jugend, „Wille und Macht" aufzuschlagen. Da findet man einen leibhaftigen Artikel des berühmten münchener Komikers Karl Vallentin unter dem Titel „Das Theater muß sich ändern". Vallentin stellt dort, scheinbar geflissentlich, die Frage: *„Warum sind die Theater leer?"* und antwortet prompt:

„Nur durch das Ausbleiben des Publikums."

Das ist doch das einfachste von der Welt. Und die Emigranten haben das nicht gemerkt. Aber die Theater-Intendanten wußten es sicher; denen hat Vallentin nichts Neues gesagt.

Die Sache, zu der Goebbels dann kommt,

ist sehr delikat: Wie sag ichs meinem Kinde? So:

„Ich kenne die immer wiederholte, bewegte Klage unserer Theaterleiter: wir haben keine Stücke. . .“

Aber, was denn? Was denn?

„Die Klage hat ihre Berechtigung. . .“

Da legt man sich lang hin. Sollten die Emigranten doch recht haben?

„Andererseits. . .“

Andererseits ist schon faul.

„Andererseits aber kann es auch nicht bezweifelt werden, daß unsere Intendanten es sich mit der Ausrede, wir haben keine Stücke! vielfach allzu bequem machen. Sie glauben sich damit auch der Pflicht enthoben, nach Stücken und Dichtern Ausschau zu halten.“

Darauf verteilte der kunstbeflissene Goebbels an seine lieben Intendanten lange Fernrohre und führte sie auf die höchsten Bergesgipfel Deutschlands, auf die Zugspitze, den Brocken, ins Riesengebirge, in die sächsische Schweiz. Dort stehen sie in Donner und Blitz und halten Ausschau. . . Und siehe, sie sahen einen Zug junger Menschen, die in braunen und schwarzen Uniformen, die Manuskripte geschultert, in Viererreihen im stinkenden Schlamme wateten. Aber die Intendanten verhärteten ihr Herz, denn es grauste ihnen. Aber Goebbels, in seiner himmlichen Langmut, breitete die Arme aus und beschwor die Intendanten:

„Man muß Geduld haben mit den jungen Leuten, die zuviel Geschichte schreiben und zu wenig Dramatik dichten.“

Da wären den Intendanten sicher Tränen der Rührung aufs Hakenkreuz getröpfelt, wenn sich Goebbels nicht rechzeitig gefaßt und den Untergeordneten zugedonnert hätte:

„Es fehlt Ihnen an dem nötigen Wagemut!“

Den Theaterleitern, die samt und sonders SA- oder SS-Führer sind, fehlenden Wagemut vorwerfen, heißt sie an der Ehre packen. Wie, wenn man den Kommandanten eines Konzentrationslagers beschuldigte, zu wenig zu morden? Der Mann könnte sich ja nicht mehr auf der Straße blicken lassen . . .

Es gibt aber einen gleichgeschalteten Paul Fechter, Chef des Theaterteils im „Berliner Tageblatt“. Ihm gebührt die Ehre, die Intendanten aus der Patsche gerissen zu haben. Auf den Keil seines Herrn und Meisters setzt er einen groben Klotz. So kommt es, daß in der selben Nummer, die die Goebbelsrede druckt, am 14. Juni 1938, auch der Kommentar Herrn Fechters steht:

„Es werden im Reich jährlich unzählige Stücke geschrieben: es finden sich darunter sehr wenige, die den Wagemut eines Intendanten zu beleben vermögen.“

Nun, Angeklagter Goebbels, was haben Sie darauf zu erwidern? Nichts. Oder doch. . . den Stoßseufzer eines Impotenten:

„Man schimpft uns in einer mißgünstigen Welt gern Barbaren — aber wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

Nachbarin, Euer Fläschchen!

Rudolf Müller

DIE FREIWILLIGE LESERSCHAFT

Der Verlag Albert Langen-Georg Müller ist in Not. Genau so wie das gleichzwangsgeschaltete deutsche Volk. Die dramatische Dichtung der Nazi soll nicht nur erneuert, sie soll abgesetzt werden. Der Verlag, noch von gestern, fürchtet das Risiko. Er wendet also das alte Mittel an: Subskription. Nur wird diese kaufmännische Handlung arisch verschleiert. Subskription heißt jetzt „Kreis der heute zu sammelnden freiwilligen und darum willigen Leserschaft“. Der Subskribent persönlich bekommt jetzt den schönen Namen „Festbezieher“, damit ist aber nur die Zahlungsverpflichtung, und nicht die Freude ohne Kraft gemeint. Dem Nichtfestbezieher werden schwere Strafen in Aussicht gestellt. Er muß für jeden einzelnen Band der dramatischen Dichtung mindestens achtzig Pfennig mehr zahlen, oder er bekommt sie überhaupt nicht. Der Festbezieher hingegen hat nur eine einzige Pflicht, zwei Wochen nach Erhalt des dritten Bandes die Bestellung zu kündigen, sonst muß er immer feste weiter beziehen. Der Verlag läßt sich in einer Art Sonderbroschüre die Wichtigkeit seines Plans und seiner Idee von verschiedenen Autoren bescheinigen. Er selbst verfolgt einen einzigen Zweck:

„Die Liebe zur dramatischen Dichtung und der Wille, mit der Verewigung echter Dichtung dem Theater der Nation zu dienen."

Freibleibend. Auf Rechnung und Gefahr der willigen Leserschaft.

Zunächst begründet ein Herr Langenbeck nazistisch *„Sinn und Pflicht einer neuen Bibliothek zeitgenössischer Dramen"*. Er kommt zu der Überzeugung, daß sich gerade die dramatische Form besonders zu „Auseinandersetzungen" eigne:

„Unsere Epoche ist durch den Reichtum und die Intensität der kämpferischen Auseinandersetzungen, mit denen wir uns um die neue Gestalt unseres völkischen und persönlichen Wesens bemühen, eindeutig charakterisiert."

Das Drama ist also gerade wie für diese Epoche geschaffen, und

„die Erringung eines neuen dramatischen Stils in den Ansätzen bereits vollzogen".

Man kann daher allerlei erwarten,

„einige entscheidende Taten schon im Verlauf des nächsten Jahrzehnts".

Daher brauche man die soeben gegründete Bücherei zeitgenössischer Dramen, die habe die Zeit des Beginns ihrer unabsehbaren Wirkung günstig und richtig gewählt. Man hofft, daß sich *„im Verlauf des nächsten Jahrzehnts"* die freiwillige Lesergemeinde gebildet hat. In dem gleichen Zeitraum sollen sich ja die „entscheidenden Taten" ereignen. Deshalb spricht man bescheiden von einer unabsehbaren Wirkung.
Nach diesem historischen Rückblick und dem prophetischen Ausblick beginnt Herr Langenbeck, geistig zu bestechen:

„Das Lesen von Dramen ist äußerst spannend und reizvoll. Es gibt viele Menschen, die in dieser Art von Lektüre schon eine große Übung erworben haben."

Diese vielen Menschen müssen nun ihre Übungen richtig verwenden. Also subskribieren:

„Eine Gemeinschaft solcher Werke steht der Neugier und dem Urteil der Mitmenschen bereit."

Nämlich, wenn diese Werke geschrieben und vom Publikum subskribiert sein werden. Da man noch auf die Leistungen der SA-Männer wartet, muß man sich vorläufig mit andern begnügen. Mit Haltung gesagt:

„Gewisse Bindungen nach rückwärts müssen gepflegt werden... Also wird, wenn auch notwendig eingeschränkt, der älteren Generation jetzt lebender Dramatiker in unserer Bücherei neben einigen schon verstorbenen Dichtern erneute Geltung zu verschaffen oder ein schon erworbenes Ansehen zu befestigen sein."

Davon verspricht sich der Verlag etwas: *„Vielleicht vermag die Nennung der ersten Dramenbände..."* Der verstorbene Dramatiker ist Paul Ernst, der lebende der älteren Generation Herr Johst.
Der zweite Propagandist dieses kühnen Subskriptionsplans tritt viel wilder auf und ein. Dieser Autor, ein Herr Braumüller, macht die sanfte freiwillige Leserschaft des Verlags zu einer „neuen Phalanx der Lesenden". Falls sie entstehen sollte, wird er mit ihr dem Buchdrama „eine neue Stellung erobern". Das gespielte Drama muß gedruckt werden, damit man „das Erlebnis wieder neu heraufzubeschwören vermag", das gedruckte gespielt, da so „das ganze Volk zur Gefolgschaft des Theaters werden kann". Denn gerade das Buchdrama wird für die neue faschistische Zeit zu ihrem Wegbereiter. Wenn auch zu einem wässrigen:

„Aus ihm kann man die vielfältigen Ströme spüren, die aus dem Wesen und der Eigenart des deutschen Menschen und der deutschen Landschaft diesem Werdenden zufließen."

Dieses neu zu schaffende und zu lesende Buchdrama wird sogar zu einem Hitler:

„Es ist der Maßstab, zumindest der Führer zu diesem Maßstab, an dem die Entwicklung des neuen deutschen Dramas gemessen werden kann."

Herr Braumüller redet der Phalanx gut zu, sich zu bilden. Vor ihr steht bereits „die Fahne des Siegs". Man muß freilich der „Freiwilligkeit" der Leserschaft etwas nachhelfen:

„Im Drama, das auch zum Buch geworden, liegt ein Befehl. Ihm beugen sich alle, die im Kampf um das Werden des neuen deutschen Theaters auf Gedeih und Verderben angetreten sind."

Soweit sie es noch nicht sind, werden sie angetreten werden. *G. Bodner*

DER BUCHHÄNDLER IM NEUEN REICH

Das Neudeutsche ist eine sehr schwere Sache. Wenn sich die Behörden und die Autoren des „Dritten Reichs" verständlich machen wollen, das wollen sie selten, greifen sie zum schäbigsten Amtsdeutsch, zum lyrischen Feuilletonismus oder zu angeblich entbehrlichen Fremdwörtern zurück.

Der Buchhandel ist jetzt eine „Gruppe in der Reichsschrifttumskammer". In ihr gibt es einen „Vorsitzenden der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutz des NS Schrifttums". Dieser Mann hat den Titel „Reichsleiter", sein Stellvertreter „Hauptamtsleiter". Diesen Hauptamtsleiter, Mitglied des „Reichskultursenats", hat der Reichsminister zum „Vizepräsidenten der Reichsschrifttumskammer" ernannt. Vizepräsident klingt doch besser als „stellvertretender Leiter". Namentlich, wenn jemand Mitglied des Kultursenats ist. Auf hochdeutsch: Herr Goebbels ernennt ein Vorstandsmitglied des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zum stellvertretenden Vorsitzenden der Gewerkschaft der deutschen faschistischen Schriftsteller.

Der neue Vizepräsident hat seine literarischen Verdienste:

„Er nahm als Student am 9. November 1923 in der Spitzengruppe am Marsch zur Feldherrnhalle in München teil."

Wegen dieser Leistung „berief" man ihn bereits 1933 zur Führung der deutschen Studentenschaft. Die neuste Ernennung bedeutet eine Vorsichtsmaßregel. Der Buchhändler soll offenbar der Blitzableiter für etwaige Gefahren aus dem Reichsschrifttum sein. Buchhändler wissen, was man von einem Buch zu fordern hat. Nämlich fünfzig Prozent Höchstrabatt. Der neue Vizepräsident funktioniert und definiert:

„Unter Unterhaltungsschrifttum ist diejenige Literaturgattung zu verstehen, die von den zur Fachgruppe Unterhaltungsschrifttum gehörenden Verlegern herausgebracht und hauptsächlich an Leihbüchereien abgesetzt wird."

Die „von den zur" gehörenden Verleger haben diejenige Literaturgattung nach vizeamtlicher Feststellung infiziert:

„Beim Absatz dieser Literaturgattung haben sich außerordenlich ungesunde Verhältnisse entwickelt, die aus kulturellen Gründen nicht mehr länger bestehen dürfen."

Die Mitgliedschaft des Vizepräsidenten beim Reichskultursenat macht sich bemerkbar. Der Vize stellt fest:

„Zur Höhe des Rabatts steht meist das Honorar des Verfassers und der Inhalt der Werke in umgekehrtem Verhältnis."

Soviel Rabatt sind die Bücher nicht wert. Unter dem Verfasser versteht der Börsenverein den Verleger. Denn durch seine Privatinitiative, durch seine Führung entstehen ja eigentlich die Unterhaltungsschriften. Der Verfasser gehört zu den ausführenden Organen. Der „schaffende" Verleger muß sich gegen die Ausbeutung durch die Buchhändler wehren können. Der neue Vizepräsident schreibt daher wie ein Alter:

„Um diese Mißstände zu beseitigen, ordne ich folgendes an: für Neuerscheinungen Höchstrabatt von 50%."

Zugleich bekommt er aber Angst vor der Gesundung. Wenn nun ein Verleger mehr rabattieren will? So kann man ihn doch nicht mit Gewalt gesund machen wollen. Daher fügt der Herr Vizepräsident hinzu:

„Höchstrabatt 50%. Es bleibt den Verlegern anheim gestellt, Grossisten, die bisher einen höheren Rabatt als 50% erhielten, diesen Mehrrabatt durch eine Sondervergütung abzugelten."

Das nennt man eine loyale Gesetzgebung. Man teilt gleich vizeamtlich die Technik zu ihrer Umgehung mit. *Kniga*

DEUTSCHER SOZIALISMUS EINES DICHTERS

Erwin Guido Kolbenheyer, Sohn einer ungarischen Mutter, Enkel einer tschechischen Großmutter, tschechoslowakischer Staatsbürger ... und infolgedessen zum Typus des „nationalsozialistischen Schriftstellers mit dem Reichsschrifttumkammerstempel" wie geschaffen, hat zu wiederholten Malen markige Worte über den sogenannten deutschen Sozialismus und die wahre Volksgemeinschaft verloren.

Dem von Konrad Henleins Sudetendeutscher Partei gegründeten „Schriftstellerbund" (lucus a non lucendo) schrieb er einen Begrüßungsbrief, der mit den goldenen Worten schloß: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz auch im Dichterischen."

Dieser Worte mag sich der karlsbader Buchhändler Heinisch erinnert haben, als er an Kolbenheyer die Bitte richtete, den Mietzins für den Laden zu ermäßigen. Kolbenheyer ist nämlich Besitzer jenes kalsbader Hauses, in dem Heinisch seinen Buchladen hat.

Heinisch machte in früheren Jahren keine schlechten Geschäfte. Im Gegenteil, der Laden auf der Alten Wiese war fast immer gesteckt voll. Zu den Kunden gehörten vor allem die Ausländer und unter ihnen sehr viele jüdische Intellektuelle. Aber seitdem Konrad Henlein Karsbad zur Stätte seiner Propagandaveranstaltungen gemacht hat, seitdem die Sudetendeutsche Partei sich zur „nationalsozialistischen Weltanschauung" bekennt und in Erwartung des Tages, der da kommen soll, eine wüste Hetze gegen alles „Nichtdeutsche" entfaltet — ist Karlsbad verödet. Und wie die Hoteliers und Ladenbesitzer aller Art, bekommt auch der Buchhändler Heinisch nur noch ab und zu einen Kunden zu Gesicht. Beim Buchhandel wirkt sich die „Vergraulung" der ausländischen, der demokratischen, der jüdischen Kundschaft besonders hart aus, denn aus den Reihen der Sudetendeutschen Partei kommen keine neuen Bücherkäufer. Lesen ist dort lange nicht so beliebt wie marschieren.

Ein Dichter, ein Dichter, der nazistischen Volksgemeinschaft, ein Verkünder der Lehre, daß Gemeinnutz vor Eigennutz geht, — der wird doch helfen! So dachte wohl Heinisch und schrieb eine schöne, lange Epistel über die Not des deutschen Buchhandels im sudentendeutschen Gebiet und über den festen Glauben dieser Brüder in Not an die Hilfsbereitschaft der Brüder im Lande des Lächelns. Er wartete, er wartete. Endlich kam die Antwort:

„Unter Bezugnahme auf Ihr gesch. Schreiben bedaure ich, Ihrem Ersuchen um Herabsetzung der Miete nicht nachkommen zu können, da ich selbst auf keine meiner Einnahmen verzichten kann. In einer Notzeit müssen eben alle Opfer bringen. Mit deutschem Gruß ..."

Jetzt wissen wir also, unter Bezugnahme auf das gesch. Dichterwort eines Kämpen der Johstschen „geistigen SA," was deutscher Sozialismus und Gemeinnutz auch im Dichterischen ist.

H. Werth

SOLDAT UND BUCH

Das Dritte Reich hat einen „neuen Menschentyp — den neuen Soldaten". Ein Herr Hirsch äußert sich über ihn. Er rechnet darauf, daß der neue Soldat auch „zum Buch kommen wird". Nur finde er noch nicht das Richtige. Denn

„die junge Mannschaft sucht die Werte, die sie im soldatischen Ethos zu finden beauftragt ist."

Diese Werte sind vorläufig noch nicht notiert. Vielleicht legt man eine ethische Anleihe auf. *w.*

„AUSRICHTUNG" DER KULTUR

Konrad Henlein, der es seinem hehren Vorbild in allem nachtun muß, hat nun auch seine Ader für die Kunst entdeckt. Er proklamierte die „Kulturbelange" seiner Partei und nahm für sie das alleinige Recht der Vertretung deutscher Kunst und Kultur in Anspruch. Sein Landesjugendführer — der Ersatzschirach — erließ daraufhin einen Tagesbefehl, in dem es heißt, daß

„die Kultur im völkischen Sinne ausgerichtet werden muß".

Na, und das besorgt jetzt die Henleinbewegung mit zackigem Schwung.

Einer ihrer Amtswalter mit dem schönen urteutonischen Namen Czurak (was soviel wie Pisser oder Bettnässer heißt) erklärte, eigentlich müsse man

„alle Asphaltliteraten und nicht in sich verwurzelten (!) Schriftsteller sterilisieren".

Leider hat man nicht die Macht dazu, und so muß einstweilen nur die arme deutsche Sprache daran glauben.

Der „Deutsche Turnverband", aus dessen Reihen Henlein hervorging, hat von diesem den Auftrag erhalten,

„als einzige Erziehungsorganisationen des völkischen Sudetendeutschtums" die „Heranbildung der Jugend zu wertvollen deutschen Menschen"

zu übernehmen. Der Turnverein widmet sich dieser Aufgabe mit viel Verständnis. In dem neuen Liederbuch, das er für die Jugend herausgegeben hat, nehmen die Kriegs- und Soldatenlieder fünfundsiebzig

Prozent des Raumes ein. In einem der neudeutschen Gesänge wird *„der herrische Raub“ als „unser Recht“* verherrlicht. In einem andern heißt es:

„An dem Blut das wir vergießen,
werden wir genesen!“

Natürlich stehen auch die Henlein-Studenten hinter anderen Gliederungen der Bewegung nicht zurück. Ein Redakteur der großen tschechischen Zeitung „Narodni Osvobozeni“ interviewte einen der Führer der SdP-Studentenschaft über Kulturfragen. Auf die Frage, warum die Henleinanhänger die vielen Bekenntnisse der großen deutschen Dichter und Denker zum Humanismus nicht beachten, antwortete der volksbewußte Kulturkämpe:

„Ja wissen Sie, Goethe und Kant, das waren eigentlich keine Deutschen, das waren Weltbürger.“ *h. wh.*

DIE GROSSEN DEUTSCHEN IM BILD

Genau gezählt gibt es 460 „große Deutsche“. Alle zusammen kosten im Bild zehn Mark. Propyläen-Verlag, Berlin. Diese Bildnisse werden nicht nur gesehen, sie werden besprochen. Der Kunstkenner Stapel sieht darin die *„Zeit, gesehen durch ihren eigenen Geist“:*

„Interessant ist, wie aus dem Vollbart-Typus des 19. Jahrhunderts der Schnurrbart-Typus der wilhelminischen Zeit und endlich der bartlose, gespannte, sportliche Typus der Kriegs- und Nachkriegszeit erwächst.“

Herr Stapel hat sich wahrscheinlich indessen seinen Vollbart abnehmen lassen. Wegen des Geists der Zeit. Zwar könnte er sich einen Bismarck „mit Vollbart vorstellen.“ Captotio benevolentiae. Originell, wenn auch selbstverständlich, ist jedenfalls, daß sich ein Kunstkritiker um die Entwicklung, oder richtiger um die Entfernung der Bärte kümmert. Nur scheint mir für einen Kunstkritiker das Bild des Herrn Stapel nicht wahrheitsgetreu:

„Es ist, als ob der Typus sich gleichsam zuspitzt.“

Etwas viel vom Typus verlangt, wenn sich der gespannte Zeitgeist rasiert. Oder trägt man vielleicht doch seelische Schnurrbartspitzten? Offenbar sind viele Bärte von „großen Deutschen“ abgelegt:

„Für Liebhaber nachdenkender Betrachtung ist das Buch eine Fundgrube“.

Th.

ICH SCHNITZT ES GERN IN ALTE RUNEN EIN

Die sogenannte geistige faschistische Kultur macht nur in altem oder in faulem Zauber. Besonders haben es ihr die Runen angetan. Die „deutsche“ Natur hat zwar auch ihre Geheimnisse für die Nazi, um so mehr, je mehr man die Wissenschaften als undeutsch abschafft. Die alten Germanen hatten sich aus römischen Schriftzeichen ein Alphabet zurechtgeschnitzt. Natürlich ist es ein „Geheimnis“ für die, die sich damit nicht beschäftigt haben. Wenn man sie aber lesen kann, diese Runen, findet man die herrlichsten Zaubersprüche, wirksam für Fruchtbarkeit und gegen Krankheit, für Liebe und gegen Tod, kurz, einen vollkommenen Ersatz für alle Wissenschaften. Infolgedessen hat man im Dritten Reich ein „Handbuch der Runenkunde“ herausgegeben, ferner „Beiträge zur Runenforschung“ und für die „Erzieher deutscher Jugend“ ein „Büchlein“: „Was man in Runen ritzte.“ Der Autor beruhigt die Gläubigen:

„Die tatsächlich vorliegende Überlieferung spricht unmittelbar zum Leser und läßt ihn erkennen, daß die Runen genug Geheimnisvolles bieten, auch wenn man mit dem Maßstab strenger Wissenschaftlichkeit an sie herantritt.“

Somit ist also die Wissenschaft entschuldigt. Wenn sie aber zu viel süße Geheimnisse enthüllt, weiß sich der Verfasser einen Rat:

„Der Verfasser scheut sich nicht, gelegentlich über die Grenze des streng Beweisbaren hinauszugehen.“

So verhüllt er manche Geheimnisse, die die Wissenschaft schon voreilig entschleiert hat.

Germanicus

LIEBESSITTEN UND -GEBRÄUCHE DER NAZI

a) Kraft:

„Ich werde dich heiraten, und wenn jetzt die halbe Erdkugel zu meinen Füßen abbröckeln würde.“

Joseph Kohlhofer: „Der Graue“

b) Begrenzte Vergewaltigung:

„Da packte der Versucher sie an ihrem grenzenlosen Heimweh."
Leontine von Winterfeld-Platen: „Heimat in Not"

c) Verführung:

„Er erhob sich, streckte sich und stieß den Kopf in den rauschenden Wind. Sie fiel ihm vor die Füße und hob beschwörend die Arme. Ihr halbgeöffneter Mund glänzte feucht, ihre Augen, starr auf ihn gerichtet, glühten. Und dann umfaßte sie seine Beine."
Karl Ludwig Reinold: „Zwei Menschen— ein Schicksal"

d) Asexualität nach Tisch:

„Als aber die Mahlzeit aufgehoben war und sie sich erhob, kam ihr ganzes Wesen alsbald wieder auf den Gefrierpunkt."
Max von Weißenthurm: „Treu bis in den Tod"

e) Erotischer Irrsinn:

„Und da vergaß der Mann alles, Weib und Kind, Ehre, Pflicht, Gewissen — und preßte seine Lippen wie ein Verdurstender auf das Haar, den Purpurmund und die nackten weißen Arme des Mädchens. Immer und immer wieder."
Marie Schmitzberg-Barbergen: „Gottes Mühlen mahlen langsam."

f) Naturalismus:

„Eine Ehefrau ohne Mann ist wie ein Auto ohne Benzin."
Marieluise Berg: „Der Ruf vom andern Ufer"

g) Der Komplex:

„Groß, blond, in den Adern unverfälschtes deutsches Blut, stolz, draufgängerisch und doch durch die Not der Zeit im Drang gehemmt, das war Rudolf Dörner."
Gert Rothberg: „Die aus der grauen Gasse"

h) Der Sündenfall in die Augen:

„Verheißende, versengende Strahlen stehen in Margritas nachtdunklen Augen. Erik Liljefors sinkt willenlos in sie hinein."
Axel Rudolph: „Ebba Brahe"

i) § 175:

„Die Blicke der beiden jungen Männer ruhten ineinander voll männlichen Vertrauens. Dann gingen sie zusammen dem Ausgang zu."
Lisa Honroth-Loewe: „Begegnung im Sibirien-Expreß"

k) Das süße Geheimnis:

„Das Sichfinden zweier Menschen muß aus dem Geheimnis geboren werden. Wo das Dunkel des Geheimnisses erhellt wird, wo es zerreißt, kann Liebe nur vegetieren. Denn Liebe, Geheimnis, Heiterkeit und Unschuld sind ohne einander unausdenkbar."
Carola von Crailsheim-Rügland: „Kampf um Dorrit"

l) Das deutsche Mädchen:

„Wild packte ich ihn an den Schultern, zwang sein Gesicht, in das langsam glühende Röte stieg, zu mir, dann kam nur ein Wort über meine Lippen: Pfui!"
Fritzi Ertler: „Fern der Heimat"

m) Entsagung:

„Klaus lachte schneidend auf: ‚Du weißt sehr wohl, Vater, daß ich nie aufhören werde, Brigitte Dannenberg zu lieben. Mehr denn je sehne ich mich nach ihr, denn sie erscheint mir die einzige, die mich glücklich machen kann!
Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen des Geheimrats. Wie eine Gestorbene stand sie vor ihm, dann wankte sie wortlos zu dem Kraftwagen."
Magda Trott: „Bieg dich oder brich...!"

A.B-y

SELBSTBESTIMMUNG

Die deutschen Militärbehörden können nach einem neuen Reichsgesetz über Leben, Arbeit und Eigentum jedes Untertans verfügen. Die werten Herren Führer sind ausgenommen.

Auf einem Gebiet hat man ihm aber die Selbstbestimmung gelassen. Jeder Deutsche hat das Recht, den Rhythmus seines eigenen Lebens zu bestimmen. Dieses „Naturgesetz" bleibt unangetastet.

Die notwendigen Unterlagen und Tabellen „ohne fremde Hilfe" seine Bestimmung selbst bestimmen zu können, sind in einem Buch zusammengestellt: „Der Rhythmus deines Blutes". Durch dieses Material lernt man „sein Schicksal kennen und kann es meistern". Das Buch können offenbar auch die Nichtarier verwenden, deren Blut die echten Arier noch nicht bemeistert haben.

Georg

SPRACHPFLEGE, EIN GEBOT DER STUNDE

Ein Professor Friedrichkarl Roedemeyer macht im Interesse der „Volkgeltung" darauf aufmerksam, daß man „über dem Schrifttum das Sprachtum zu vergessen scheint". Er warnt aber vor „rigorosem Vorgehen" auf diesem Gebiet. Den faschistischen Behörden ist daher sprachtümlich folgender Satz gestattet:

„Fälligkeit der von den Lohnsteuerpflichtigen durch Einbehalten eines Lohnteils zu erhebenden Bürgersteuer in Höhe von einem Zwölftel des auf der Steuerkarte angeforderten Bürgersteuerjahresbetrags, wenn der Arbeitslohn für einen Zeitraum von mehr als einer Woche gezahlt wird, bezw. von einem Vierundzwanzigstel des Jahresbetrags, wenn der Arbeitslohn für einen Zeitraum von nicht mehr als einer Woche gezahlt wird."

Von der Volkgeltung versteht man immerhin soviel, daß es sich bezw. um Geld handelt. *M.*

EINE SCHÄNDUNG SHAKESPEARES

Das erst kürzlich erschienene Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft von 1938 (Nr. 73) bringt diesmal als umfangreichsten Beitrag einen Aufsatz des „Rasseforschers" Hans F. K. Günther, in dem er „Shakespeares Mädchen und Frauen" vom „rassen- und erbkundlichen Standpunkt" untersucht. Vor diesen Ausführungen verstummt selbst die Satire. Nur Scham, Schmerz und Empörung kann man bei dieser tückischen Niedertracht fühlen, die nicht davor zurückschreckt, auch die größten und edelsten Geister der Menschheit durch den Kot ihrer blutbedingten „Weltanschauung" zu zerren. Günther will in seinem Aufsatz

„an Hand der Shakespeareschen weiblichen Gestalten darlegen, welche Auffassung von Liebe und Ehe einem Volke zu seiner Aufartung angemessen sei, und auf welchen Schlag von Mädchen und Frauen der Blick der männlichen Jugend gelenkt werden soll".

Als Rechtfertigung seines Unternehmens glaubt sich Günther auf Shakespeare selbst berufen zu können, denn

„sein weltoffener Geist hätte sich den Fragen der Vererbung und Auslese nicht verschlossen".

Die ersten siebzehn Sonette Shakespeares bezeichnet Günther schlicht als „Fortpflanzungssonette":

„Skakespeare fordert darin seinen blonden englischen Freund, die Verkörperung edelgearteter germanischer Männlichkeit, auf, sich fort- und im Nietzscheschen Sinne hinaufzupflanzen."

Daraus ergibt sich nun die Frage, welche weibliche Gestalten der Shakespeareschen Dramen als „Inbilder" solcher „Hinaufpflanzung" geeignet sind.

Die „sinnliche Morgenländerin" Cleopatra und Jessika,

„die an seelischem Gehalt so dürftige Tochter des Juden, dachte sich Shakespeare sicher (!) nicht als Geliebte und Ehefrau für die bessergeartete Jugend".

Daß die „rasseschänderische" Desdemona nicht die Sympathie Günthers besitzt, versteht sich von selbst. Auch Julia aus „Romeo und Julia" kann Günther nicht zu den vorbildlichen Gestalten rechnen, da sie

„von Shakespeare mehr als südländisches Mädchen gedacht ist".

Ebenso könnten Ophelia, die „das Leben nicht meistert" und die „lustigen Weiber von Windsor" nicht als „rassisch wertvoll" bezeichnet werden. Und Cressida, auf die Günther besonders schlecht zu sprechen ist, wäre zweifellos geradezu „ausmerzender Maßnahmen" bedürftig.

Die weiteren „Untersuchungen" Günthers ergeben eine erstaunliche Übereinstimmung zwischen Shakespeares Auffassungen und denen des deutschen Faschismus:

„Shakespeares Vorstellung von edelgearteter und schöner Weiblichkeit sind im ganzen diejenigen leiblichen und seelischen Anlagen eigen, die wir heute als Merkmale der nordischen Rasse bezeichnen." Auch *„Shakespeare hat von der großen Menge weder etwas für das Staatsleben, noch für die Mehrung hochwertiger Erbanlagen in einem Volke erwartet".*

Sein Interesse ist dem

„vornehmen Mädchen, the high-born lady, zugewandt, das aus seiner edlen Anlage heraus stets nach gesetzlicher Ehe und Nachkommenschaft strebt und die Anlage

zur herrentümlichen Hausfrau in sich trägt".

Dann läßt Günther die übrigen Frauen und Mädchen, Rosalinde, Cordelea, Miranda, Porzia, Volumnia, Lady Macbeth usw. antreten und unterzieht sie einer strengen Musterung, um sie schließlich als

„Gattinnen für den nach Haus, Familie und Landbesitz strebenden germanischen Mann geeignet"

zu finden. Erwähnenswert ist hier die Vorzugsstellung, die Günther der Lady Macbeth einräumt, von der er schreibt:

„Die Wendung zum echten Erben aus den Anlagen erlesener Geschlechter drückt sich mitten in der Leidenschaft aus, die Macbeth gegenüber der zum Verbrechen entschlossenen Stärke seiner Frau verspürt. Er unterbricht sie mit den Worten: ‚Gebier mir Söhne nur! Aus deinem unbezwungnen Stoffe können nur Männer sprießen!'"

Ein Geschlecht aus dem „Erbstoff" der Lady Macbeth kann ohne Zweifel für das Dritte Reich sehr brauchbar sein.

Zu seinem nächsten Shakespeare-Aufsatz sei Günther das Thema „Caliban als Sinnbild des Faschismus" empfohlen. Vielleicht würde dadurch dem *„beträchtlichen Absinken der Spielzifferkurve der Shakespeare-Aufführungen"* von dem die im Jahrbuch angeführte Statistik berichtet, Einhalt geboten. *K. A.*

DER GEWISSE HERR ZISCHKA

Liebes Wort,

in Nummer 6 schrieb Herwarth Walden über „einen Herrn Zischka, dessen Name auf einen Raum zwischen Deutschland und Japan hindeutet." Walden hat richtig vermutet. Dieser urteutonische Gefolgsmann von Hanns Johst stammt aus dem Tschechischen (wobei er allerdings seinem großen Namensvetter aus der Hussitenzeit sehr wenig Ehre macht). Seit dem Ausbruch des Dritten Reiches hat er sich eine kleine Schriftstellerei eingerichtet und liefert an die gleichgeschalteten Verlage Bücher über wirtschaftspolitische, weltpolitische, wirtschaftsgeographische Fragen.

Diese Ware ist, um im Ton der Blubobörsianer zu reden, „zur Zeit gängiger als reine Romanliteratur". Sie ist so gängig, daß der wackere Zischka fast nicht nachkommt, so viele Aufträge hat er. Was liegt da näher, als kleinere Anleihen zu machen? In seinem Buch „Baumwolle" entlehnte er wörtlich etwa hundert Seiten anderen Autoren, darunter einen ganzen mehrseitigen Abschnitt dem von ihm beschimpften „Asphaltliteraten und Kulturbolschewisten" Traven. Eine Schrift über Petroleum war aus Beutestücken, die dieser Flibustier bei Alfons Goldschmidt, bei Louis Fischer und anderen Autoren gestohlen hatte, zusammengesetzt. Sicher werden sich, wenn man das von Herwarth Walden erwähnte Japanbuch Zischkas näher besieht, zahlreiche „geistige Eigentümer wider Willen" dieses „originalen nationalsozialistischen Werkes" finden. Was nur denjenigen wundern wird, der nicht weiß, daß auch die Schriftsteller den Satz vom Gemeinnutz, der dem Eigennutz voranzugehen hat, so streng anwenden, wie die anderen Vertreter „nationalsozialistischer Weltanschauung." *fcw*

DAS „EHRENMAL" DER SPIONAGE UND DIVERSION

„Ich halte die Zeit und die Möglichkeiten einer grundlegenden schöpferischen Lösung der Volksgruppenfrage für reif."

Das ist die Meinung des Reichsministers Frick. Er will die Volksgruppenfragen „schöpferisch" lösen. Was vor kurzem noch fehlte, ist angeblich jetzt erreicht. Ein „Gesamtvolksbewußtsein". So etwas gibt es jetzt bei dem „Hundert-Millionen-Volk" der Deutschen. Sechzig Millionen leben bereits „im sichern Hafen", einer euphemistischen Bezeichnung des Dritten Reichs. Ein Drittel des Volks lebt aber noch „jenseits der kleindeutschen Grenzen". Für sie muß etwas geschehen. Schöpferisch und wissenschaftlich. Für die Wissenschaft existiert in Stuttgart das Institut „Haus des Deutschtums". Da könnte selbst die Gestapo etwas wissenschaftlich lernen, wenn sie es nicht schon gelernt hätte:

„Unzählige Fäden laufen von hier aus in alle deutschen Siedlungen, selbst in die kleinsten in südamerikanischer Öde. Auch der letzte deutsche Volkssplitter in der Fremde wurde erforscht, und, was mehr bedeutet, das Institut trat in Verbindung mit ihm. Wir wissen heute genau, wo und wie Deutsche im Ausland leben, wissen dank dem Institut zu jeder Stunde, was

sich dort draußen ereignet. Nichts geschieht, ohne hier beachtet zu werden, nichts im ausgedehnten Körper unseres Volks."

Der ausgedehnte deutsche Körper weist recht deutlich auf nahe Beziehungen zur Gestapo hin. Er ist schon an ganz andere Dinge gewöhnt, als mit Splittern versehen zu werden. Jedenfalls dürften viele Auslandsdeutsche noch nicht einmal ahnen, wie genau man sich für jede Stunde ihres Daseins interessiert. Das alles nur wegen ihrer schöpferischen Loslösung aus fremden Staaten nebst dem dazugehörigen Boden und Umgebung — sagen die Himmler, Nicolai und Göring.

Zur weiteren „wissenschaftlichen" Begründung hat man in Stuttgart ein „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland" errichtet. Es dient der „Festigung des völkischen Willens und der gegenseitigen Bindungen bei Reichs- und Auslandsdeutschen". Deutlicher: der Spionage und Diversion. Die „Volkssplitter" treiben sich noch zu ungebunden frei herum. Das Ehrenmal ist nicht nur wegen der Ehre da:

„*Sein Endziel ist die volkstümliche Verkörperung und Verbreitung eines großen Gedankens und nicht einfach die Darstellung eines bestimmten erd- und völkerkundlichen Zusammenhangs oder eines in sich beschlossenen geschichtlichen Ablaufs.*"

Dieses „Ehrenmal" verkörpert den „großen Gedanken" durch das, was man im Dritten Reich „Kunst" nennt. Im ersten Saal steht „weiter nichts als ein Standbild der Mutter Deutschland". Muß man noch erwähnen, daß Mutter monumental dasteht. Eigentlich steht sie nur wegen ihrer Aufschrift da: „Dreißig Millionen Deutsche leben außerhalb der Reichsgrenzen". Ist das nun Mutterschmerz, oder ist es das etwa nicht? Man stelle es sich deutlich vor. Die Mutter ganz allein in dieser Ehrenhalle, und außerhalb die dreißig Millionen Kinderchen. Und wie einfach das ausgedrückt ist. Einfach durch eine Aufschrift. Ohne Romantik. Ohne Griechentum. Damit man den Seelenschmerz von Mama bis auf jede Splitterwunde genau versteht, hat man dezent an den Wänden drei große Übersichtskarten angebracht: „das Siedlungsbild der Deutschen auf der Erde". Außerhalb der kleindeutschen Grenzen wohnen nämlich auf der ganzen Erde Eingeborene. Die Deutschen konnten nach der stuttgarter Auffassung diese Kulturlosigkeit nicht mit ansehen. Sie vollführten also „deutsche Leistungen in Landwirtschaft, Bergbau, Verkehr, Handel und Arbeit am Eingeborenen". Jetzt begreift man endlich, wodurch sich die Eingeborenen in Frankreich, England, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, in den Niederlanden und im „Rußland der Katharina II." einer Deutschen, bitte sehr, überhaupt entwickelt haben.

Für Begriffsstutzige werden die „wesensverdeutlichenden Einzelheiten, das schlechthin Deutsche in der fremden Umgebung", durch Lichtbilder hervorgehoben. Der erste Stock des Ehrenmals verwesensdeutlicht noch mehr. Man sieht da im Bild „das Wachsen des Reichs und seine Schrumpfung, die deutschen Ostwege in Europa", man kann die

„*deutschen Plätze in Europa mit vollkommen andersgearteten fremdvölkischen Stadtbildern vergleichen*".

In einem andern Saal sieht man das Modell der Brooklynbrücke, „die von einem Deutschen erbaut ist". Sonst müßten die Leute noch immer zu Fuß über das Wasser gehen. Arbeit am Eingeborenen. Deutsche Technik im Ausland. Im zweiten Stock kommen einem aber die Tränen. Da steht doch wahrhaftig „volkskundliches Gut der Auslandsdeutschen". So etwas. Trachtenpuppen, eine große Zahl von Bauernstuben, „die zumeist aus echten Stücken bestehen". Sogar in den Ausmaßen wirklichkeitsgetreu! Das Herz stockt:

„*Alle diese Räume leben, als hätte sie die Bäuerin eben verlassen.*"

Aber sie hat sie, damit man sie volkskundlich beweinen und bewundern kann. So sorgt das Dritte Reich für seine Kinderchen, sie finden vorläufig „sinn-und abbildlich im Mutterland Heimstatt".

Nur eins fehlt dem Museum noch, eine Darstellung des „auslandsdeutschen Märtyrertums":

„*Da sollen die Namen jener stehen, die zu Tode gepeinigt, erschossen, ermordet, vertrieben und gefoltert wurden, weil sie Deutsche waren.*"

Da scheint sich die Leitung des „Hauses des Deutschtums" etwas über die Grenzen verlaufen zu haben. Die Darstellung des deutschen Märtyrertums soll sich wohl

mehr auf das Mutterland beziehen. Namentlich, da dort

„Tag und Ort genannt werden sollen, an denen deutsche Wähler von den Urnen weggeprügelt wurden, weil man vor der Welt vertuschen wollte, daß Deutsche da lebten."

Vermutlich hat „die Bäuerin" aus diesem Grund die echten Stücke auch verlassen. Auch das deutsche „abgenommene Vermögen" soll in dieser Zukunftsabteilung künstlerisch dargestellt werden. Natürlich nicht das innerhalb der kleindeutschen Grenzen. Das haben ja die „deutschen Kinder" nur anders unter sich verteilt. Aber außerhalb. Wie kommen überhaupt die Eingeborenen zu Vermögen? Sie haben es einfach der deutschen Leistung gestohlen:

„Dieser Hinweis gehört zum Ehrenmal deutschen Schicksals in der Fremde, die ohne deutsche Leistung öder und unfruchtbarer wäre."

Man denke nur an die Brooklyn-Brücke. Kommt Zeit, kommt Krieg:

„Jede Not ist zeitgebunden, auch die der Auslandsdeutschen und jede Not gebiert eine schöpferische Neuordnung. Diese Verheißung liegt in der Arbeit des Instituts und seines Museums, die beide nicht hoch genug gewertet werden können."

Wartet nur, balde.
Übrigens, die Nazi meinen alles nur bildlich. Deshalb stehen diese treudeutschen Ausführungen in der Zeitschrift „Das Innere Reich". Treuhänder des äußeren: Reichsminister Frick. *W. St.*

VON ALTEN UND JUNGEN FRAUEN

In der Sowjetunion ist eines der ärgsten Schimpfwörter: „Nje ssosnjatjelni tschelowjek" was ungefähr mit „Ein nicht bewußter Mensch" zu übersetzen wäre und fast so eine Grobheit wie „nje kulturny" ist, was etwa „kulturlos, flegelhaft" bedeutet. Schimpfwörter aber sind sehr lehrreich. Sie zeigen uns, welche Eigenschaften vom Volk geschätzt und als unerläßliche Voraussetzung der Achtung vor den Menschen betrachtet werden, nämlich alle Eigenschaften, die das Schimpfwort dem Beschimpften abspricht. Begriffe wie „Bewußtsein" und „Kultur" haben in diesem Lande eine hohe moralische Bedeutsamkeit erhalten. Besonders plastisch kommt das in der Entwicklung der Frauen zum Ausdruck.
In Istra, einem Städtchen von kaum 8 000 Einwohnern, nahe bei Moskau, gab es bis zur Revolution ein großes, mächtiges Kloster, dessen Bewohner schon dafür sorgten, daß das Bewußtsein der Frauen in diesem Kreis möglichst wenig erhellt werde.
Der jetzige Vorsitzende des Stadtrates von Istra erzählte mir:
„Es war bisher nie gelungen, den Aberglauben aus den Köpfen der alten Weiber zu vertreiben. Die jüngeren arbeiten alle irgendwo. Die Männer, wenn sie auch älter sind, gehören zu irgendeiner Organisation. Dort werden sie zu Sowjetmenschen. Aber diese alten Weiber saßen hinter ihren Gartenzäunen wie in dunklen Höhlen. Man kam schwer an sie heran. Aber die Wahlen in die Sowjets haben kürzlich auch diese alten Eulen aufgewirbelt. Denn, daß auch sie ihre Stimme abgeben sollten für die Deputierten, die die Gesetze machen— das haben sie verstanden, daß sie das angeht. Und da kommen sie gelaufen und fragen: wie und was? So haben wir Zirkel für sie eingerichtet. Sollen sie nur lernen. Sie begreifen sehr gut den Unterschied. Früher hat sich niemand um sie gekümmert und jetzt haben sie mitzubestimmen. Da wollen sie auf einmal wissen, wie alles zugeht. Sollen sie nur! Und denken Sie mal: plötzlich interessieren sie sich auch für unsere Stadt, für unser Istra. Bisher schauten sie nur über den Gartenzaun, wenn die Henne am Abend nicht heimkam. ‚Wenn das ganze Sowjetvolk uns angeht', sagen sie jetzt, ‚dann geht uns doch auch Istra an!' Und sie haben schon zu fragen begonnen: ‚Warum sind in der Schoboljew-Straße keine Bäume gepflanzt? Wir wollen in keiner kulturlosen Stadt wohnen! Wann wird die elektrische Straßenbeleuchtung bis zum Krankenhaus geführt?' Und vieles andere. Wenn die einmal anfangen, dann kann der Stadtrat schwitzen! Plötzlich kümmern sie sich um die Reinlichkeit der Straßen. Die alten Frauen haben Straßenkomitees gebildet zur Überwachung der Sauberkeit. Die werden bald ganz ‚bewußte' Menschen. Auf Ehrenwort!"
Von jüngeren Frauen berichtete mir unlängst Andrej, wobei weniger das, *was* er berichtete, so großen Eindruck auf mich machte, als vielmehr die Art, *wie* er es tat. Andrej ist ein Zimmermann, ein kräf-

tiger, ernster Mensch, und in jeder Hinsicht ist seine Haltung und Gesinnung sehr männlich. Wie er nun von den Frauen seines Dorfes spricht, das war typisch nicht nur für die Beziehung eines Sowjetmenschen zum „Bewußtsein" überhaupt, sondern auch typisch für die Beziehung eines Sowjetmannes zum „Bewußtsein" der Frau. Bei der Unterhaltung erwähnte er häufig die Genossin Kolchos-Vorsitzende und die Agronomin.

„Ist die Genossin Vorsitzende verheiratet?" fragte ich.

„Gewiß."

„Wer ist ihr Mann?"

„Ein Wächter", sagte Andrej mit geringschätziger Geste, „ist ja auch „Besgrammatni". („Ohne Grammatik", Analphabet). „Da scheint Ihr ja ein Frauenregiment in eurem Kolchos zu haben?"

„Gewiß!" erwiderte Andrej offensichtlich geschmeichelt und stolz. „Meine Frau zum Beispiel ist die Kassiererin und Buchhalterin. Sie ist eine sehr ‚bewußte' Frau. Und ich bin doch Analphabet. Als Kind ließ man mich ja nicht lernen. Aber meine Frau! Oho — das ganze Geld des Kolchos und alle Verrechnungen gehen durch ihre Hand. Und da fehlt nie eine Kopeke!"

Der natürliche Stolz, mit dem Andrej dies erzählte, scheint mir besonders bemerkenswert. Er sprach nämlich von seiner Frau mit derselben Achtung vor dem höherstehenden Menschen, wie das früher nur bescheidene Frauen taten, wenn sie von den Qualitäten und Erfolgen ihrer Männer erzählten. Andrej fand nichts Seltsames dabei. Der überaus männliche, selbstbewußte Handwerker fand es unter den gegebenen Umständen natürlich und selbstverständlich, daß Frauen das Heft in der Hand haben. Seine Achtung vor dem „Bewußtsein" — das sich für ihn in keine spezifisch „männliche" oder „weibliche" Form mehr kleidet, ließ ihn nicht auf die Idee kommen, daß damit eine vieltausend Jahre alte Hierarchie umgestürzt worden war.

Wolodja beispielsweise ist nur fünfzehn Jahre alt, wirklich ein Jahrgang, in dem bekanntlich das männliche Selbstbewußtsein besonders stark ausgeprägt ist. Ich fragte Wolodja, wie es käme, daß bei der Maidemonstration der Schulen vor jeder Gruppe als Führerin ein Mädchen marschierte: „Ist denn kein einziger Knabe Gruppenführer bei euch?"

„Die Mädchen lernen ja viel besser" erwiderte mir Wolodja. Nun verhält sich das in diesem Alter tatsächlich fast immer so, aber daß der Junge es ohne jegliche Gereiztheit wie ein bekanntes Naturgesetz feststellte, war bezeichnend.

In diesem Lande hat man mit der Sturheit und Kulturlosigkeit endgültig abgerechnet. Es gibt nur eine Parole: Lerne, vervollkommne dich, werde ein „bewußter" Mensch, ein „ssosnjatjelny Tschelowjek"! Sonst bist du weder ein Sowjetmann noch eine Sowjetfrau, sonst bist du ein Nichts. Die Frauen haben schnell reagiert und schnell verstanden — von Minsk bis Wladiwostok. Und es ist nicht zuletzt eine Hebung des Bewußtseins der Männer, daß dies zum erstenmal in der Geschichte vorbehaltlos, neidlos und wirklich unbeschwert von jeglichen Reminiszenzen, anerkannt wird. *Bela Balazs*

ASERBEIDSHANISCHE MUSIK

Die Oper und das symphonische Orchester der Aserbeidshanischen Sowjetrepublik gaben in Moskau ein Gastspiel. Welche Allgemeinbedeutung hat das?

Die aserbeidshanische Volksmusik war wie die vieler anderer exotischer Völker abgekapselt und isoliert von der europäischen Musik. Sie blieb unberührt in ihrer nationalen Eigenart, aber auch ohne Entwicklung. Für die nationale Kunst unterdrückte jede Möglichkeit hierzu die imperialistische Kulturpolitik des Zarismus. Auch damals hat es natürlich aserbeidshanische Musiker gegeben. Sie studierten an moskauer und leningrader Konservatorien. Aber sie hatten keine Beziehung zu ihrer nationalen Musik, auch wenn sie ihre Melodien verwandten, denn in der akademischen Bearbeitung verloren sie ihren ursprünglichen Charakter. Es erging ihnen wie den ungarischen in der Bearbeitung von Liszt und Brahms. Nur, daß die aserbeidshanischen europäisierenden Bearbeiter noch lange keine Komponisten von ihrem Rang waren. Auch in der Musik von Rimsky-Korsakow sind die Melodien asiatischer Völker nur zu neuen exotischen Farben der europäischen Musik geworden. Zu ihrer eigentlichen Entwicklung hat er nicht beigetragen.

Unter dem Zarismus war auch die nationale Volksmusik Aserbeidshans verachtet und unpopulär; sie galt als Sonderheit eines armen, in Kulturlosigkeit gehaltenen Volks, bestenfalls als Material für ein Folklore-Museum.

Die Große Proletarische Oktoberrevolution befreite das aserbeidshanische Volk auch geistig und kulturell. Durch die bolschewistische Nationalitätenpolitik erwachte das nationale Bewußtsein und das Selbstgefühl auch in der Kunst. Mit Hilfe der Zentralregierung der Sowjetunion bekam Aserbeidshan eine Oper und ein symphonisches Orchester. Jetzt wurde hier klassische europäische Musik popularisiert.

Die Nation wollte aber auch ihre eigene Musik über die Grenzen ihrer Republik hinaus verbreiten. Nun handelte es sich nicht mehr darum, Volksmelodien zu verwenden, wie Raubgut aus „exotischen Kolonien" oder sie als besondern Schmuck in europäische Kompositionen zu setzen — nun sollte die musikalische Kultur des bodenständigen Volks selbst gehoben, seine Schöpferkraft entwickelt werden.

Da brach der musikalische Klassenkampf aus. Die aserbeidshanischen Nationalisten wehrten sich gegen die europäischen „fremden Instrumente", gegen die fremden temperierten Tonleitern ohne Drittel- und Vierteltöne. Die Nationalisten verschanzten sich hinter scheinbar musiktheoretischen Argumenten: die europäischen Instrumente und die Transponierung auf ganze und halbe Töne verfälsche den ursprünglichen Charakter. Die Nationalisten versuchten sich sogar auf die klassische Stalinsche Losung der Nationalitätenpolitik zu berufen: „Sozialistisch im Inhalt, national in der Form." Der Sinn von alledem aber war der Versuch, die Entwicklung aufzuhalten.

Sie war auf der traditionellen Basis unmöglich, um so mehr, als man Aserbeidshan von der europäischen Musik isoliert und es jedem befruchtenden Einfluß entzogen hatte. Die Absicht des nationalistischen Widerstandes bestand darin, überhaupt zum Zivilisationsprozeß des Sozialismus Distanz zu halten und dogmatisch starr die Traditionen zu wahren. (Übrigens nicht nur in der Volksmusik).

Das ist den Nationalisten nicht gelungen. Die lebendige schöpferische Kraft des befreiten aserbeidshanischen Proletariats und Bauerntums hat sich selbst für die „fremden" Instrumente entschieden und für das „fremde" Tonsystem. Das hat die Verbreitung dieser Musik in Europa ermöglicht, zumindest erleichtert. Das war keine interne Angelegenheit, es war ein Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion, zwischen Revolution und Gegenrevolution.

Und nun geschah das scheinbar Paradoxe: erst durch den fremden Einfluß befreite sich die spezifisch nationale Musik von den Fesseln der Primitivität, und *eine neue Blüte der nationalen musikalischen Phantasie begann.* Sie sprengte die hemmende Kruste der Tradition und legte reiche Quellen der volkstümlichen Schöpferkraft frei. Die neue Musik Aserbeidshans fand den Anschluß an die europäische und war dennoch nicht weniger national.

Gewiß ist das musikalische Stilproblem noch nicht endgültig gelöst. Gewiß ist es keine leichte Aufgabe, bei der Verwendung des europäischen Tonsystems den ursprünglichen nationalen Charakter der Musik und ihr besonderes Aroma zu bewahren. Gewiß geht dabei auch manches Interessante und Wertvolle verloren. Trotzdem ist es ein Fortschritt und der notwendige Gang der Geschichte. Alle spezifischen Werte einer exotischen Volksmusik erhalten zu wollen, bedeutet ein Stehenbleiben. Was sich aber nicht entwickelt, stirbt allmählich ab und bleibt bestenfalls ein museales Andenken. So stand es ja auch um die ungarische Volksmusik, als Bartok und Kodaly in den Jahren vor dem Weltkrieg auszogen, um auf Phonographenwalzen zu sammeln, was von ihr noch erhalten war: von dieser merkwürdigen, schönen Musik, die nur noch die Alten und auch diese nur in den abgelegensten Dörfern sangen und spielten. Das echte ungarische Volkslied war nicht sehr populär. Diese Musik konnte nur auf eine Weise am Leben erhalten werden: wenn man sie selber weiterschuf, wenn man ihren innersten Gehalt erfaßte und sie selber sang und spielte, diese nationale Volksmusik. Das war aber nur auf europäischen Instrumenten und im europäischen Tonsystem möglich. Nur war der Sinn der Transponierung bei Bartok und Kodaly ein anderer als früher bei Liszt und Brahms. Jetzt hieß es nicht, einige originelle magyarische Volksmotive für die europäische Musik zu benutzen — umgekehrt: die europäische Kunst der Harmonisierung und Instrumentation zu verwenden, um den

spezifischen Charakter, das Aroma dieser Musik zu bewahren. Das gelang Bartok und Kodaly.
Noch nicht im gleichen Maß den jungen aserbeidshanischen Komponisten. Aber das ist das Ziel, auf diesem Wege sind sie.
Das Gastspiel der Oper und des Symphonischen Orchesters der Aserbeidshanischen SSR hatte in Moskau einen außerordentlichen Erfolg. Auch die Spitzen der Partei und der Regierung sahen sich die Aufführungen an und zeichneten das Ensemble und viele Künstler mit den höchsten Ehrungen der Sowjetunion aus. *B. B.*

ZWEI ANEKDOTEN

Als Professor Ehrlich das Salvarsan erfunden hatte, wurde er vom Kaiser in Audienz empfangen und dekoriert. Wilhelm II. schlug ihm derart anerkennend auf die Schulter, daß der kleine und schwächliche Professor wankte, und brüllte aufmunternd: „Nu aber ran an'n Krebs."

Stefan George setzte einmal seinem Freunde Ernst Robert Curtius auseinander, daß der Ablauf des Weltgeschehens in gewaltigen Zeitabschnitten, den Äonen, vor sich gehe und daß jeder Äon vom andern völlig geschieden sei.
„Aber es muß doch etwas geben, Meister, was wieder durch die ‚Äonen hindurchgeht und sie als Konstante miteinander verbindet?" fragte Curtius.
George antwortete: „Das geht Sie gar nichts an. Das geht kaum mich etwas an." — *ny*

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Deutsche Freiwillige im Kampf für die Sklavenbefreiung von Kurt Kersten ist ein Kapitel aus seinem neuen Buch „Unter Freiheitsfahnen", das kurz vor dem Abschluß steht.

Zu Hause nichts Neues von Gustav Wangenheim (dessen Stück „Wiener Tragödie" in dieser Spielzeit im moskauer Theater „Len-Sowjet" unter der Regie des Verdienten Künstlers Sawadski uraufgeführt wird) ist der erste Akt seines eben vollendeten fünfaktigen Schauspiels „Margarethe Biswanger". Die Handlung spielt in Deutschland und Spanien.

Roman, Realismus, Form von Arnold Zweig wurde uns als Diskussionsbeitrag zum Thema „Volkstümlichkeit" zur Verfügung gestellt. Er stützt sich inhaltlich auf einen in Jerusalem gehaltenen Vortrag.

Die *Festliche Kantate* von Louis Fürnberg wurde, vertont von H. W. Süßkind, zum sudetendeutschen Volkskulturtag in Reichenberg am 27. VI. von 400 Sprechern und 1000 Sängern zum Vortrag gebracht. (Vgl. a. unsere Vornotiz zu „Der Rattenfänger" von Albin Stübs; S. 65)

Die Beiträge von K. S. Stanislawski, die wir unter „Übersetzungen" bringen, sind zum Teil der englischen Ausgabe seines Buchs „My life in art", zum Teil der in Vorbereitung befindlichen russischen Ausgabe seiner Hinterlassenschaft entnommen und von Ellen Walden ins Deutsche übertragen.

Zu dem Aufsatz *Freideutsch* von Walther Victor werden wir in der nächsten Nummer die vom Autor angeregte kritische Wertung aus der Feder eines anderen bekannten Teilnehmers der freideutschen Bewegung veröffentlichen.

Heinrich Manns Rezension des neuen Gedichtbandes von Johannes R. Becher, „Der Glückssucher und die sieben Lasten", erschien auch russisch in der „Prawda". Eine russische Gesamtausgabe der neueren Lyrik Bechers ist in Vorbereitung.

Zuschriften sind zu richten:

direkt an die *Redaktion „Das Wort", Moskau, Strastnoi Blvd. 11* oder an die *Association Internationale des Ecrivain pour la defense de la Culture, 29, Rue d'Anjou, Paris 8e, pour „Das Wort".*

Es wird dringend ersucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu richten, sondern nur an die Redaktion „Das Wort".

Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

Juli 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK:

Georg Lukacs. Marx und das Problem des ideologischen Verfalls I. L. 7.
Thomas Mann. Christentum — Demokratie — Barbarei. P. T. 10. 7.
Siegfried Marck. Persönlichkeit und Ideologie. P.T. 3.7. ders. Vorwärts zum 18. Jahrhundert? N.W. 30.
Ludwig Marcuse. Der Philosoph I.L. 6
Upton Sinclair. Schützt die Freiheit. P.T. 30.7
Arnold Zweig. Hitler und Antihitler. P.T. 14, 22, 29.7. Ders. Die Antirationalisten. N.W. 29.
Über die Zeitschrift für Freie deutsche Forschung Nr. 1 N.W. 27. (Siegfried Marck), P.T. 2.7. D.V.Z. 10.7

GESCHICHTE UND ERBE:

Alexander Deutsch. Jean-Paul Marat. D.Z.Z. 12.7
G. Forster. Altdeutsches Recht. D.V.Z. 10.7.
Bruno Frei. Der 14. Juli. D. V. I. Nr. 28
G. Jaffe. Ein Buch über die Eltern W. I. Lenins. D.Z.Z. 11.7.
Kurt Kersten. Deutsch-russische Wandlungen. P.T. 24.7. ders. Die unvollendete deutsche Revolution D.W. 7
A. Kirpenski. Jean-Jacques Rousseau. D.Z.Z. 2.7.
Alfred Kurella. Deutsche Romantik. I. L. 6
Kurt Konrad. Wie Deutsche die hussitische Freiheit begrüßten. R.F. 3.7.
Boris Olenin. Maupassant D.Z.Z. 6. 7.
K. A. Theodor Storm. R.F. 3.7.
na — J. Huß in den Sudeten. R.F. 3.7.
G. L. Mozart in Böhmen. T.T. 24.7.
m. g. Ein französischer Forscher auf Wagners Spuren. P. T. 30.7.
Wilhelm Pieck. August Bebel. D.V.Z. 31.7.

DRAMA UND FILM:

Johannes R. Becher. Bemerkungen zu Julius Hays „Haben" I. L. 6.
Jef Berlinraut. Ein Tag auf dem Peipus-See (Eisensteins neuer Film „Alexander Newski") D.Z.Z. 14.7.
Willy Haas. Der historische Film Pr. Pr. 3.7.
Maria Leitner. Gary Cooper. P.T. 6.7
A. Walter. Theaternachwuchs in der Sowjetunion P.T. 31.7.
Paul Walter. Křeneks „Karl V". P.T. 5.7. Über Ernst Busch. D.V.Z. 24.7.
Julius Hay. Das Drama im Buch. D.Z.Z. 16.7.

LITERATURKRITIK:

Fritz Erpenbeck. Volkstümlichkeit. D. W. 7
Ilja Ehrenburg. Volk der Dichter — Dichter des Volks. D.Z.Z. 16.7
Louis Fürnberg. Prager Kulturbrief. H.u.M. Nr. 2
O. M. Graf. Nachhall zum PEN-Kongreß. P.T. 10.7.
Wolf Franck. Gespräch mit Willi Bredel. P.T. 30.7
Marga Franck. Rilke und Rußland. D.W. 7
Lion Feuchtwanger. An meine Sowjetleser. D.W. 7
Rudolf Leonhard. Zum Tode Auernheimers. P.T. 16.7.

Franz Leschnitzer. Dem Andenken Ossietzkys I. L. 7. ders. Neue „reine" Lyrik, zu Hermann Hesses „Neuen Gedichten". D.Z.Z. 6.7.

A. Jelistratowa. Ein Buch über den zweiten amerikanischen Schriftstellerkongreß. I.L. 7

Klaus und Erika Mann berichten über Spanien in P.T. 21. 24. 7. vgl. auch N.Ztg. 26.7. (Deutsche Dichter in Spanien)

A. Surkow. Wladimir Majakowski. D.Z.Z. 20.7.

Max Wittsberg. Stefan George. N.Ztg. 17. 24.7.

F. C. Weiskopf. Fehler im kleinen Einmaleins. D.W.7.

Bernhard Ziegler. „Schlußwort" (zur Diskussion über den Expressionismus) D. W. 7.

Arnold Zweig. Alte Bücher in Haifa. P.T. 8.7.

Berthold Viertel. Johannes R. Becher. N. W. 28.

Bibliopala. Das Buch als Waffe des Friedens. N. Ztg. 9.7.

r. br. Willi Bredel über Spanien. P.T. 6.7. vgl. auch D.V.Z. 10.7.

H. W. Der PEN-Kongreß in Prag. D.V.I. Nr. 28. vgl. auch D.V.Z. 10.7

— Die pariser Tagung der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung. D.V.Z. 31.7 P.T. 27.7. Ce Soir 25. 26.7. N. Ztg. 30.7.

— Eine Rilkeschändung Hitlers. P.T. 23.7.

Über Paul Eisner. Lebendiges Tschechisch — Das Tschechische, wie es wirklich ist. D.W. 7. (K. Regner)

Über E. J. Gumbel. Freie Wissenschaft. Pr. Pr. 16.7. R.F. 3.7.

Über Angelo Herndon. Let me live. I. L. 6 (G. Alexander)

Über Egon Erwin Kisch. Soldaten am Meeresstrand P.T. 9.7.

Über Hubertus, Prinz von Loewenstein. Conquest of the past. N. Ztg. 17.6.

Über Siegfried Marck. Der Neuhumanismus als politische Philosophie. P.T. 16.7. (Carl Misch)

Über Robert Neumann. Eine Frau hat geschrien. N. Ztg. 10.7.

Über Erich Maria Remarque. Drei Kameraden. D.W.7. (Heinrich Werth und Werner Ilberg), P.T. 30.7. (Emil Factor)

Über Walter Schönstedt. Das Lob des Lebens. N.W. 27 (F. C. Weiskopf)

Über Ernst Weiß. Der Verführer. D.W. 7 (Ludwig Marcuse)

Über H. G. Wells. Drei Romane. I.L. 7 (J. Sawitsch).

Über Michael Wodopjanow. Der Traum eines Piloten. D.W. 7 (Maria Arnold). P.T. 23.7. (Wolf Franck)

Über Deutsche Frauenschicksale. I.L. 6. (G. Alexander)

Über Veit Valentin. Bismarcks Reichsgründung im Urteil englischer Diplomaten. N. Ztg. 17.6.

KUNST:

Alfred Durus. Ukrainische Kunst. D.Z.Z. 23.7. ders. Spanische Plakate. D.Z.Z. 20.7.

Alfred Kerr. Die londoner Ausstellung. P.T. 13.7. über die Ausstellung ferner: D.V.Z. 24.7. N. Ztg. 15.7. Arbeiterzeitung (Winterthur) 30.7.

Hans Mühlestein. Ferdinand Hodler. P.T. 3.7.

Paul Westheim. Picasso und der Elfenbeinturm. P.T. 31. 7. ders. Kolbe freibleibend. P.T. 27.3.

Berthold Viertel. Jüdische Köpfe. N.W. 30.

DAS III. REICH:

Bruno Altmann. Triebkräfte des Pharisäertums. P.T. 24.7.

Johannes R. Becher. „Burschen heraus" (zum Fall Wiechert) D.Z.Z. 29.6.

Kurt Eggert. „Sturm 4" erobert den Wiener Film. P.T. 21.7.

Andor Gabor. Lene und Baldur. I.L. 7.

T. N. Ludes. Das deutsche Kulturwunder. N.W. 28.

Albin Stübs. Preisgekrönte. N.W. 28.

Ludwig Ullmann. Verwandeltes Salzburg. P.T. 10.7.

Paul Westheim. Im „Haus der deutschen Kunst" P.T. 14.7. ders. Der zerschnittene Kokoschka. P.T. 7.7. ders. Dresdener Galerie undeutsch. P.T. 3.7. ders. „Ghettomaler" Rembrandt. P.T. 12.7.

H. L. Neudeutscher Leseunterricht. N. Ztg. 14.7.
R. L. Salzburger Plakate. P.T. 8.7.
— Gleichschaltungsgefahren. N. Ztg 3.7.
— Kronzeugen (C. F. Meyer) N. Ztg. 15.7.
Glossen in I. L. 6 und 7. D.W. 7 (von Herwarth Walden u.a.)

VERSCHIEDENES:

A. Fogarasi: Die Erwerbslosigkeit der Intellektuellen in den kapitalistischen Ländern. D.Z.Z. 2.7.
— Der erste Band des Sowjetatlas. D.V.Z. 24.7.
— Spaniennummer der D.V.Z. (17.7.) mit Beiträgen von Willi Bredel, Heinrich Mann, Kurt Kersten, Gustav Regler, Rudolf Leonhard, Erich Weinert, Egon Erwin Kisch.
Über das Drama „Talleyrand und Napoleon" von Hermann Kesser erschienen anläßlich der Uraufführung in Basel mit Albert Bassermann in der Hauptrolle ausführliche Berichte in N. Ztg. 13. 27. 5 N.Z.Ztg. 14.5. B.N. 13.5. D.B. 15.5. Nieuwe Rotterdamsche Courant 23.6. De Telegraaf 17.5 Le peuple (Paris) 16.5.

ABKÜRZUNGEN:

B. N. — Basler Nachrichten. D. B. — Der Bund. D. V. I. — Deutsche Volks-Illustrierte. D. W. — Das Wort. D. V. Z. — Deutsche Volkszeitung. D.Z.Z. — Deutsche Zentralzeitung. N. W. — Neue Weltbühne. N. Ztg. — Nationalzeitung. N. Z. Ztg. — Neue Zürcher Zeitung. Pr. Pr. — Prager Presse. P. T. — Pariser Tageszeitung. H. u. M. Heute und Morgen. I. L. — Internationale Literatur.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT"

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetsky Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)
AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.
BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA", 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.
Č. S. R. — Slavica-slovanské odd. Knihkup Melantrich, a.s., Praha II, Václavské nám. (Učet, pošt. spoř. 20.208.4)
DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 42¹, Kopenhagen K.
ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd., Strand House, Portugal St London W. C. 2 — Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. I.
FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements. 111, rue Réaumur, Paris 2e.
HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur", (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.
LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675)
LITAUEN — „Mokslas" Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.
NORD — u. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue N. Y. U.S.A. — Bookniga Agency, 59 Congress Street. Chicago, III., U.S.A.
NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.
PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.
SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.
SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.
SPANIEN — „Distribuidora de Publicaciones". Diputación 260. Barcelona.
TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turque 469, Avenue de l'Indépendance, Boîte postale Pera 2219, Istanbul
UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

DAS WORT

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . . b. Frs	12.—	20.—	40.—	4.—
Č. S. R. . . . . Kč	12.50	25.—	50.—	5.—
Dänemark . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England . . . . . £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.10
Frankreich . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland . . . . hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland . . . . Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen . . . . Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. . . . . $	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Spanien . . . . Peso	5.50	11.—	22.—	2.—
Türkei . . . . Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR . . . Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.

Druck: 7. Druckerei, Moskau — B-47 711